

N<sup>o</sup> 49.

*P. J. B.*

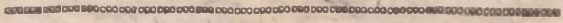


VERSUCH  
EINER  
CHARAKTERISTIK  
DES  
WEIBLICHEN GESCHLECHTS.

EIN  
SITTENGEMÄHLDE DES MENSCHEN, DES  
ZEITALTERS UND DES GESELLIGEN  
LEBENS.

VON  
CARL FRIEDRICH POCKELS.

ZWEYTER BAND.



HANNOVER,  
in der Administration der Ritscherschen Buchhandlung.  
1798.

*W. H. A. Schepfer.*

WARSZAWA

1881

OTWARCIENIE

1881

WARSZAWA



3221

92.374



6

---

## VORREDE.

---

*U*ngeachtet ich mich schon in der Vorrede zum ersten Bande dieses Werks über die Absicht, die Einrichtung und die Quellen desselben, — wie ich glaube, hinlänglich erklärt habe; so werde ich doch hier zur Vermeidung allerley Mißverständnisse, zur Vorbereitung aufs Folgende, und zur Empfehlung meines Buchs, oder auch zur Entschuldigung gewisser Freyheiten desselben Verschiedenes nachholen müssen, gesetzt auch, daß meinen Lesern und

*Leserinnen diese Nachlese selbst ganz unnöthig scheinen möchte. Diefs Verschiedene besteht in folgenden Puncten.*

a) Ich bin überzeugt, — wenn ich anders den herrschenden Geist des lesenden Publicums kenne, — daß meine Charakteristik des weiblichen Geschlechts den Käufern derselben viel willkommener gewesen seyn würde, wenn ich die darin enthaltenen Beobachtungen und Gemälde des menschlichen Herzens durch noch mehrere interessante Beyspiele und Anekdoten aus der Geschichte der Weiber selbst anlockender und lesenswürdiger zu machen gesucht hätte. Meine Leser haben hierin vollkommen Recht, und ich gestehe es, daß es nicht nur meine Absicht war, diese ihre vorausgesehenen Wünsche zu erfüllen, sondern daß ich auch bereits schon eine Sammlung solcher Beyspiele und historischer Erläuterungen meines Ideenstoffs

aus den besten Schriftstellern und eigenen Erfahrungen auszuarbeiten angefangen hatte. Allein ich wurde in meiner Arbeit, die selbst so viel Angenehmes für mich haben mußte, auf einmahl unterbrochen, und ganz unvermuthet durch meine Berufsverhältnisse, und zwar auf viele Monate in ein ödes Land geführt, wo ich, aus Mangel literarischer Quellen, und bey einer unruhigen Lebensweise, jene Beyspielsammlung nicht weiter fortsetzen, noch weniger sie meinem Werke, wenige Facta ausgenommen, einverleiben konnte. Meine gütigen Leser und Leserinnen werden daher gebeten, auf jene Geschichtsbeyträge Verzicht zu thun, bis ich wieder in meiner Heimath leben, und bey den folgenden Bänden die Schriftsteller wieder benutzen kann, von denen ich jetzt in den Einöden eines catholischen Landes gänzlich abgeschnitten bin.

b) Man wird es hoffentlich meinem Buche zu keinem Vorwurfe machen, daß ich einige meiner Lieblingsautoren, besonders den alten Jean Jacques mehrmahls, und vielleicht zu oft citirt habe. Aber wer nutzt nicht geru seine alten gedankenreichen Freunde, so oft man sie nutzen kann; wer besucht sie nicht gern so oft, als es möglich ist, um von ihnen über interessante Gegenstände der Lebensphilosophie noch mehr belehrt, und unterrichtet zu werden! Vornehmlich scheint mir Rousseau, — ohne Vortiebe gesprochen, — unter allen neuen practischen Moralphilosophen das menschliche Herz am tiefsten durchforscht, und von allen Seiten beleuchtet zu haben. Seine Beobachtungsgabe und seine Beobachtungen selbst tragen etwas Originelles, etwas höchst Anlockendes an sich, und verrathen nicht selten einen Scharfsick in die Falten, Krümmungen und Schattirungen des menschlichen



Charakters, der nur durch die feinste Zergliederung, und durch das subtilste Studium der empirischen Seelenlehre hervor gebracht seyn konnte. Seine Sophie, oder seine Abhandlung über das Weib, würde ihn unsterblich gemacht haben, wenn er auch sonst nichts weiter, als dieses seelenvolle, inhaltsreiche Buch, geschrieben hätte. — Die vielen Widerlegungen, die dieses Buch gefunden hat, sind selbst eben so viel redende Beweise von dem allgemeinen Aufsehen, das es erregte, und von der Achtung, die man ihm, — so vieler gewagten Stellen ungeachtet, nicht versagen konnte. Es ist wahr, daß dem unsterblichen Verfasser hier und da schieflende und unbestimmte Gedanken entwischt sind, daß er eine, allen grossen Köpfen eigene, und zwar sehr warme, — bisweilen zu warme Vorliebe für seine Meinungen hat, daß er sich bisweilen in seinen Gemälden zu widersprechen scheint,

*dafs ihn seine feurige Imagination bey seinen pädagogischen Ideen manchesmahl über die Bedingungen und die Grenzen der Natur hinausführt; aber es ist eben so wahr, dafs ihn in einzelnen psychologischen Entwicklungen seiner Gefühle und Willensäußerungen, in seiner Kunst; das weibliche Herz zu erforschen und zu zeichnen, in seiner ganz eigenthümlichen Sehkraft, — aus den kleinsten Umständen einen ganzen Charakter zu interpretiren, in seiner hinreissenden Manier, seine Gedanken an einander zu reihen, und sie unserm Herzen nahe zu bringen, in der kraftvollen Würde und bezaubernden Schönheit der Diction kein Schriftsteller, der das weibliche Geschlecht schilderte und dessen Charakter untersuchte, übertroffen hat. Sein Buch wird in allen Jahrhunderten noch ein Meisterstück bleiben. Es hat seine Flecken; aber wo giebt es eins, dafs ohne sie vorhanden wäre?*

c) *Vielleicht ist es ganz unnöthig, meine Leser und Leserinnen nochmahls zu ersuchen, die Urtheile und Behauptungen, die in meinem Buche vorkommen, nicht immer als allgemeine Sätze zu betrachten, die ohne alle Ausnahme und Einschränkung hingestellt wären. — Es läßt sich leicht unterscheiden, was allgemein wahr, und nur im Allgemeineren wahr seyn kann. Wenn ich behauptet habe, daß die Weiber eitel und eigenwillig sind, daß es eine Menge Schwärmerinnen aller Art, und noch eine größere Legion Coquetten unter ihnen giebt, daß sie ihre Schönheit mißbrauchen, daß sie gern über uns und ihr Geschlecht herrschen, daß sie nicht sehr zu einer bleibenden und reinen Freundschaft unter einander geschickt sind, daß sie eine sehr feine und scharfe Menschenkunde besitzen, und gern lästern; so habe ich dieß durchaus nicht von Allen sagen wollen, und nicht von allen sage;*

können, ohne ungerecht gegen ihr im Ganzen so liebenswürdiges Geschlecht zu werden. Es kann tausend Ausnahmen von der Regel geben, und ich kann es daher ganz ruhig dem eigenen Gewissen meiner Leserinnen überlassen, ob sie sich zu diesen Exceptionen rechnen wollen, oder nicht. Vielleicht bin ich wohl gar nach dem Urtheile strengerer Richter noch zu galant gegen das schöne Geschlecht gewesen, indem ich fast überall mehr seine — Schwächen, als seine Laster geschildert habe. Ich habe diese Schonung mit darum beobachten wollen, weil ich von der Meinung nicht abgehen kann, und nicht abgehen werde, daß wir Männer gemeiniglich die alleinigen Verführer und Verderber der Weiber sind, da wir ihnen entweder keine bessere Erziehung geben, oder ihre Unschuld und ihren frühern graden Sinn durch Schmeicheleyen vergiften, oder sie durch unmoralische Beyspiele zur Nachahmung reizen,

oder ihnen zu viel Freyheiten und Rechte in der Societät gestatten, oder ihre Würde, ihre natürliche Herzensgüte, ihre Tugend und ihren Verstand zu verkennen und schieß zu behandeln pflügen.

d) Es sind mir während der Ausarbeitung meines Manuscripts einige kleine Freyheiten des Styls entwischt, die zwar der gewöhnliche Sprachgebrauch und selbst gute und correcte Schriftsteller meiner Nation autorisirt haben; die aber doch immer Freyheiten der Schreibart bleiben, und um die Nachsicht des strengen Grammatikers bitten. Ich hätte ganze Perioden meines Buchs umschmelzen müssen; wenn ich den Winken eines meiner gelehrtesten Freunde gefolgt wäre. Dergleichen Umschmelzungen sind eine verdrießliche Arbeit für den Autor, und es können daraus leicht Härten des Styls entstehen, die vorher nicht vorhanden waren. Druckfehler habe ich wegen Entfernung des Druckorts weder in diesem noch

*im vorhergehenden Bande austilgen können. Zum Glück fallen sie alle so sehr ins Auge, daß man sie gleich als solche ohne Mühe erkennen kann. Sie entstellen den Sinn der Gedanken nicht, und dieß ist wenigstens die gute Seite, die selbst ein — Druckfehler haben kann. Uebrigens habe ich die Orthographie meines Manuscripts, die ich nach den Regeln der deutschen Sprachkritik für die richtigste halte, nicht immer im Abdruck wiedergefunden, so wie hier und da die Undeutlichkeit der Handschrift, oder die Eilfertigkeit des Setzers gewisse Ungleichheiten in der Wortschreibung veranlaßt haben mag, die ich aber mir nicht zur Last zu legen bitte. Ich habe diese Entschuldigungen und Winke nicht übergehen wollen, weil ein Schriftsteller selbst in dergleichen klein scheinenden Umständen nicht gewissenhaft genug seyn kann.*

*e) So gern hätte ich die Critiken über den ersten Band dieses Versuchs, oder,*

wenn man lieber will, dieser Versuche zu meiner Belehrung für den gegenwärtigen zweyten Theil genutzt! Allein in dem traurigen Winkel der Erde, wo ich jetzt lebe, und wo ich diesen Band größtentheils ausgearbeitet habe, dringt keine Recension und kein gelehrtes Journal. Sollte diese Fortsetzung meines Werks manchen Lesern vielleicht weniger interessant, als der Anfang desselben, zu seyn scheinen: so mag die Ursache davon mit in meiner gegenwärtigen Lebensweise liegen, die nicht die bequemste ist, den Geist zu einer heitern und ruhigen Laune des Nachdenkens, und eines ungestörten Gedankengenusses zu stimmen; wohl aber auch mit darin, daß ich in diesen Wüsteneyen der Literatur weder mit den Lebendigen noch mit den Todten die gewünschte Rücksprache über die Entwicklung meiner Sittengemählde nehmen konnte, ob ich gleich selbst überzeugt bin, daß ich diesen zweyten Band

mit dem nemlichen Fleisse, als den ersten, auszuarbeiten gesucht habe.

f) Ich habe die Materien, worauf die Abschnitte des Buchs hinweisen, nicht erschöpfen wollen und erschöpfen können, und glaube daher gern, daß ein gröfserer Menschenkenner, der ein gelehrtes Publicum unterrichten wollte, tiefer in die abgehandelten Gegenstände eingedrungen seyn würde. Ich schrieb für Leser aus allen gebildeten Classen, und habe mich nach dem Geschmacke derselben in meinem Vortrage richten müssen. Hier und da habe ich auch nur geflissentlich einzelne Winke geben wollen, wo eine ausführlichere Bearbeitung der Materien nöthig scheinen könnte. Mein Buch soll mehr eine Sammlung von Sittengemälden des Menschen und der Menschen, als eine philosophische Abhandlung über die Charakteristik derselben seyn. Vieles dürfte auch noch in der Folge abgehandelt werden, was bisher vermisft worden ist. Gewisse andere hier



berührte Gegenstände, wohin ich vornehmlich den geselligen Geist unseres Zeitalters, und die Galanterie der mittlern und nachfolgenden Jahrhunderte rechne, sollen dereinst von mir in eigenen Schriften genauer bearbeitet werden, wenn es meine Zeit und Gesundheit erlauben will.

g) Endlich sehe ich voraus, daß meine Leser hier und da Wiederholungen in meinem Buche bemerken, und daraus hinwegwünschen werden. Allein diesen Fehler haben fast alle Bücher in der Welt, wenn sie anders in jeder Rücksicht Fehler genannt werden können. In Schriften dieser Art lassen sie sich nicht vermeiden, und der Autor kann bisweilen seine guten Gründe dazu haben. Ich habe manche Ideenreihe aus dem Vorhergehenden wieder aufgenommen, um sie mit andern noch nicht genutzten Erfahrungen und Beobachtungen zu vereinbaren, und einzelne Charakterzüge des Weibes von mehrern Seiten zu beleuch-

ten. Eine Leidenschaft des menschlichen Herzens kann bisweilen der Grund von mehreren ganz entgegengesetzten psychologischen Erscheinungen seyn. Man kann sie heute als einen Gegenstand der Untersuchung erschöpft zu haben glauben, und morgen Sonderbarkeiten und Abwechslungen an ihr wahrnehmen, die Anfangs gar nicht in ihrer Natur zu liegen schienen. Man würde sie sich vielleicht gar nicht erklären können, wenn man das Unbekannte nicht aus dem schon Bekannten zu erklären suchte, und auf diese Art durch Berechnungen des Wahrscheinlichen, auf das Wahre selbst geleitet würde. Dießs zusammen genommen mag einzelne Wiederholungen in meinem Buche entschuldigen, und mich zugleich rechtfertigen, wenn darin manche Untersuchungen erst späterhin vorkommen, die man in einer Charakteristik der Weiber vielleicht früher erwarten konnte.

---

V E R S U C H

E I N E R

C H A R A K T E R I S T I K

D E S

W E I B L I C H E N G E S C H L E C H T S .

---

Z W E T T E R B A N D .

1875

STATISTIK

STATISTIK

STATISTIK

---

INHALT  
DES ZWEYTEN BANDES.

---

|  |         |
|--|---------|
| Weibliche Schönheit und weibliche Grazie.                  | Seite 1 |
| Weibliche Herrschucht.                                     | 91      |
| Freundschaft der Weiber unter einander.                    | 168     |
| Große Menschenkenntniß der Weiber.                         | 233     |
| Nachlese zum vorhergehenden Abschnitt.<br>Gelehrte Weiber. | 296     |

Weibliche Medisance.

Seite

346

Vortheile und Nachteile des Umgangs mit  
Weibern. Über den Geist unsrer heu-  
tigen Geselligkeit.

411

---

## WEIBLICHE SCHÖNHEIT, UND WEIBLICHE GRAZIE.

Schilderungen derselben. — Ihr Werth, ihre beyderseitigen Bestimmungen. — Ihr Einfluß auf einzelne Charakterzüge und Sonderbarkeiten des weiblichen Geschlechts. — Noch ein Rückblick auf die weibliche Modesucht und ihre Ausschweifungen.

**E**s bleibt ein wahrer Satz, daß die Schönheit des andern Geschlechts dasselbe unmittelbar und unwiderstehlich zur Eitelkeit führt \*) und wir dürfen uns darüber nicht

\*) Hume erklärt diese Erscheinung mit wenig Worten ganz vortreflich — if beauty is so universally the subject of vanity it is only from its being the cause of pleasure. Essays etc. Vol. II. S. 189. Dublin 1779.

wundern, da wir selbst viele gescheidte Männer, die sich für wohlgebildet halten, und es auch wohl seyn mögen, in den nehmlichen Fehler fallen sehen. Das junge Mädchen weiß und merkt es sehr bald, warum Andere so aufmerksam die Augen auf sie richten, warum sie so anhaltend geliebkoset, so modig gekleidet, so zärtlich bewundert wird. Sie liest die Gefühle der Männer in den Augen derselben, sie verstehet den zärtlichen Händedruck, und sie würde eitel werden, wenn sie sich auch noch nie im Spiegel betrachtet hätte, wie man dieß bey blindgeborenen Frauenzimmern beobachtet hat. Sie vergleicht schon früh — und früher, als man glaubt, ihre Gestalt und ihr Gesicht mit der Gestalt und dem Gesicht anderer Mädchen, und weiß es auf ein Haar anzugeben, welche Vorzüge sie vor jenen hat, und künftig haben wird. Die Natur weiset sie selbst hierzu an. Mit jedem Jahre — mit jedem Monath entwickeln sich an ihrem



aufblühenden Körper neue Reitze, und sie ist ungeduldig, daß sie sich nicht noch schneller entwickeln wollen. Sie schielt neidisch auf die erwachsenere Schwester hin, wünscht sich auch schon eine solche Größe, einen solchen Wuchs, ein solches Haar, einen solchen Busen, eine solche Rundung der Arme und der Wangen, und fängt schon zu coquettiren an, wenn sie noch nicht die Kinderschuhe abgelegt hatte. Vergleicht sie sich vollends mit Knaben gleiches Alters; so wird sie an sich noch größere Reitze des Körpers entdecken. Die Gestalt des Knaben, seine Stimme, sein Gesichtsausdruck, sein ganzer Anstand ist plumper, ungeschliffener und gröber, als der ihrige. Er wird nie so hübsch, so liebenswürdig, als sie werden, er wird sie zwar durch seine Stärke, aber sie ihn durch ihre Zärtlichkeit besiegen. Alle diese Begriffe liegen so früh, und so natürlich in der Seele des Mädchens und des Weibes überhaupt, daß man diese

zerstören müßte, wenn man jene Ideen aufheben wollte; sie liegen so fest darin, daß sie sich selbst im Wahnsinne auf eine sonderbare Art zu erhalten pflegen, und, wenn von einer zu strengen Sittenmaxime die Verachtung der Schönheit als eines vergänglichien Dinges geboten wird, an einen höhern Gerichtshof in diesem Stück, an den gesunden Geschmack der Männer appelliren. —

Ich glaube nicht, daß durch die eben genannte Sittenregel — viel gewonnen wird, und viel gewonnen werden kann, weil wir Männer nie aufhören werden, einen großen Werth auf die weibliche Schönheit zu legen, und weil ihr die Natur selbst einen so hohen Rang gegeben hat. Wenn die Schönheit wirklich etwas Schönes ist, wenn sie die ruhigste Vernunft selbst dafür erkennt, wenn die edelsten Menschen es für eine Ehre und ein Glück halten, von ihr gerührt zu werden, wenn sie in unzähligen Fällen der Abdruck und Wi-

derschein einer schönen Seele ist; so be-  
greife ich nicht, warum Mann und Weib  
gegen ein solches einladendes Geschenk des  
Himmels gleichgültig seyn soll. — Wenn  
es auch vergeht und verfliegt; so ist es  
doch liebenswürdig so lange es da ist,  
so lange es uns zu großen Gedanken er-  
hebt, und zu edeln Vorsätzen begeistert.  
Ist es nicht die weibliche Schönheit, wel-  
che in bessern Seelen das seligste und be-  
glückendste Gefühl aller Gefühle den höch-  
sten Genuss ihrer reinsten Ergießungen,  
das Gefühl der Liebe erweckt? Ihr An-  
blick verwundet uns zwar oft tiefer, als  
es seyn sollte, aber wir würden ohne  
diese Verwundung von unsern Schwächen  
vielleicht nie geheilt, von unsern Sonder-  
barkeiten des Charakters und Geistes viel-  
leicht nie befreiet worden seyn. Die in-  
nere Harmonie und Uebereinstimmung,  
welche in der Natur und dem Wesen der  
Schönheit selbst liegt, der vollkommene

Ausdruck des Guten geht durch eine unwiderstehliche Mittheilung in unsere übrigen Gedanken, in unsere ganze Lebensweise selbst über. Die Schönheit ist für edle Männer zu schön, als daß sie vor den sanften Augen dieser bezaubernden Göttinn, und vor dem Richterstuhle ihrer Unschuld sündigen könnten. Sie hat schon in unzähligen Menschen die verworrensten Denkart, die größten Widersprüche des Verstandes und Herzens, die unglücklichsten Mißtöne des Gefühls durch ihre magische Kraft in den schönsten Einklang umgeformt. Wir sehen die Unordnungen und Mißgestalten der Dinge um uns her nicht mehr, wenn wir ihr erhabenes und erquickendes Bild vor uns haben, wir fürchten keinen Sturm, wir fürchten den Untergang der Welt nicht, wenn ihre goldene Arme uns umschließen, wir tragen die größten Lasten mit Leichtigkeit und Heldenmuth, wenn wir sie an ihrer Hand tragen dürfen, wir kämpfen gegen

uns selbst, wir opfern ihr Alles, auch das Liebste und Kostbarste auf, wenn wir nur ihr gefallen können. Ihr Seelenerhebender Blick richtete uns wieder auf, wenn wir gefallen waren, und hielt die Aufwallung der Leidenschaft in ihren Grenzen, die sie zwar selbst erregt hatte, aber auch selbst zu beherrschen weifs. Der Thor wurde durch sie verblendet; aber der bessere Mensch wurde durch sie grofs und weise. Der Thor entweihet sie durch unheilige Gedanken, wenn jener sie mit stiller Bewunderung und Hochachtung als eine der liebenswürdigsten Gaben der Natur verehrt, und ihr schönes Bild zum Muster seiner eigenen moralischen Güte macht.

Kann sich aber die Schönheit des Weibes nicht bey diesen letztern Eindrücken erhalten, verliert sie ihren Zauber für unsere sittliche Natur; so war sie nur die Larve, und nicht der Widerschein eines gutgearteten und schönen Geistes gewesen, so war

bey der Zusammenstellung eines so vollkommenen Körpers, und einer so schwachen, regellosen Seele ein unglücklicher Mißgriff geschehen, und so wird das Laster sehr bald ihre stillen und liebreizenden Grundzüge unter einander werfen, und seine wilden, Schauer erregenden Abdrücke an ihre Stelle setzen. — Das schöne, aber lasterhafte Weib wird nur in den Augen des sinnlichen Mannes noch ganz schön seyn. Allein dieß ist oft nur ein Betrug der Sinnlichkeit, weil von dem reinern Bilde der Schönheit vielleicht schon längst einer seiner lieblichsten und bezauberndsten Reitze, der schöne Ausdruck der Unschuld und Schamhaftigkeit verwischt ist, ohne dem es keine Vollendung der weiblichen Schönheit geben kann. Und sollte auch das ungesittete Weib sich dieses Bild erkünsteln, und die Larve der Unschuld geben können; so wird das Schöne uns doch schon deswegen minder schön dünken, weil es sich

wider seinen Naturzweck, zum Mißbrauch hingiebt, und seinen Werth nicht zu erhalten weifs. Jetzt wird der Verstand dasselbe nicht mehr für den schönen Abdruck einer unbefleckten Seele, und eines Ordnung liebenden Geistes halten können. Er fühlt sich betrogen, und wendet seinen Blick mit Beschämung von einem Bilde weg, das seine Aufmerksamkeit zwar erregen; aber seine Achtung nicht gewinnen konnte. — Dafs die schöne Bildsäule der mediceischen Venus die Bewunderung aller Kunstkenner erregt hat, war, wie uns die Kunstrichter sagen, sehr natürlich, da ihre Form nach derjenigen Linie gebogen wurde, die am meisten gefällt. Sollte uns aber jene Stellung der Göttinn nicht auch mit darum so sehr gefallen, weil sie noch nicht alle Gefühle der Schamhaftigkeit abgelegt zu haben scheint, und weil der Künstler vielleicht den Kampf der verlangenden Liebe mit der Würde der Unschuld dadurch aus-

drücken wollte, daß er den Armen der Königin von Cythere diese und keine andere Lage gab? —

Der so fein denkende, und so fein empfindende Menschenbeobachter, Montaigne klagt zwar in seinen Versuchen darüber, daß es uns an einer genauen Beschreibung der Schönheit überhaupt fehle, weil der Geschmack der Nationen in dieser Rücksicht unendlich verschieden sey, und meint, daß wir sie, — wenn sie ihrer Natur nach etwas Bestimmtes wäre, eben so wohl, als die Wärme des Feuers, einstimmig anerkennen würden; allein in Absicht der Liebenswürdigkeit und der zauberischen Gewalt derselben hat er mit uns einerley Meinung. — Ich kann es nicht genug beschreiben, sagt er im V. Bande seines Werks S. 384. f. wie sehr ich die Schönheit, diese mächtige und vortheilhafte Eigenschaft schätze. Socrates nennt sie eine kurze Tyranney und Plato ein Vorrecht der Natur; aber kein Geschenk



der letztern gilt mehr, als sie. Sie nimt in der menschlichen Gesellschaft überall den Vorrang ein. Sie zeigt sich immer zuerst. Sie verführt sogar unsere Urtheilskraft, und besiegt dieselbe mit großer Gewalt, und durch bewundernswürdige Eindrücke. Phryne würde, ihres vortrefflichen Sachwalters ungeachtet, ihren Proceß dennoch verloren haben, wenn sie nicht ihr Kleid von einandergeschlagen, und die Richter durch den Glanz ihrer Schönheit bestochen hätte. \*) „Ich finde auch, fährt Montaigne fort, daß die drey Weltbezwinger, Cyrus, Alexander und Cäsar, so wie der ältere Scipio die Schönheit bei Ausführung ihrer großen Thaten nicht ungenutzt ließen. Im Griechischen drückt man das Schöne und Gute mit einem Worte aus, und die heil. Schrift

\*) Phryne cum eam Defendente Hyperide esset condemnanda, fracta tunica et nudo pectore ad pedes Judicium provoluta, plus potuit propter formam ad persuadendum Judicibus, quam Patroni vis dicendi. Sextus Empir. adv. Mathematicos.

nennt oft diejenigen gut, die sie schön nennen will. Auch ich würde ohne Bedenken die Güter des Lebens nach jenem alten Liede, welches nach Platos Bericht ein Volksgesang, und aus einem alten Dichter entlehnt war, in — Gesundheit — Schönheit und — Reichthum eintheilen, und in die nemliche Rangordnung stellen. Aristoteles behauptet sogar, daß schönen Leuten das Herrscherrecht zukomme, und daß, wenn sich ihre Schönheit dem Urbilde der Götter nähere, jene eben so wie diese, verehrt werden sollten. Als ihn jemand fragte: warum man so gern den längern und öftern Umgang mit schönen Leuten suche? erwiderte er: so kann nur ein — Blinder fragen.“ „Schönheit, sagt Montaigne, ist mir bei meinem Gesinde, und sogar bei den Thieren fast eben so viel, als ihre natürliche Güte, werth.“

„Inzwischen sagt er weiter, glaube ich nicht, daß jener Zug, jene Form und Grund-

striche des Gesichts, woraus man auf gewisse innere Gemüthszustände und künftige Schicksale eines Menschen schliessen will, gradezu und schlechterdings unter die Classe der Schönheit und Häfslichkeit gehören, eben so wenig, als eine wohlriechende und heitere Luft immer die Gesundheit derselben, oder eine dicke und übelriechende Atmosphäre ansteckende Seuchen andeutet. Diejenigen, welche die Weiber beschuldigen, das ihre Sitten ein Widerspruch ihrer Schönheit wären, urtheilen daher nicht immer ganz richtig. In einem verbildeten Gesichte kann dennoch ein Ausdruck von Rechtchaffenheit und Zutrauen liegen, so wie ich hingegen zwischen zwey schönen Augen bisweilen den drohenden Abdruck eines boshaften und gefährlichen Charakters gelesen habe. Es giebt gewisse vortheilhafte Physiognomien, und selbst in dem Haufen sitzender Feinde wird man zwischen lauter unbekanntem Leuten sogleich einen vor dem

andern herauswählen, dem man sich ergiebt, und sein Leben anvertrauet, ohne die Schönheit desselben in Betrachtung zu ziehen. Ob uns gleich, so schließt Montaigne, diese interessanten Bemerkungen, der Gesichtsausdruck nur eine schwache Garantie leisten kann; so darf er doch nicht außer Acht gelassen werden. Wenn mir ein Straßamt übertragen wäre; so würde ich diejenigen Bösewichter am härtesten züchtigen, welche ihre, etwas Gutes versprechende Physiognomie gleichsam Lügen strafen, und verrätherisch behandeln. Ich würde die Bosheit mit der sanften Larve noch ärger züchtigen. Es scheint in der That, daß es einige Gesichter giebt, die lauter Gutes, andere hingegen, die nichts, als Böses verkünden, — und es muß nach meiner Meinung eine Kunst geben, wodurch man in dem Gesichte der Menschen die Sanftmuth von der Einfalt, den Ernst von der Roheit, den bösen Sinn von dem Gemüthskummer, das

höhnische Wesen, von der Schwermuth, und andere dergleichen Eigenschaften von einander unterscheiden kann. Es giebt Schönheiten, welche nicht nur stolze, sondern auch bittere Grundzüge haben — andere die sich durch etwas Gefälliges, aber auch durch etwas Fades und Abgeschmacktes auszeichnen.“ So weit Montaigne.

Diese frostigen und faden weiblichen Schönheiten, die von keinem Strahle des Geistes beschienen werden, die gleichsam nur marmorartig und leblos sind, finden wir häufiger, als solche, welche zugleich durch den schönen Körperbau, und durch die Feinheit der Cultur einladen. Ihr Auge wird nie mit unserm Herzen sprechen, da es nicht mit unserm Geiste reden kann. Ihr Lächeln ist nicht das zärtliche Kind eines weichen Gefühls, eines heitern Witzes, und jener bezaubernden Anmuth des weiblichen Gesichts, wofür wir so oft die Schönheit selbst hingeben möchten. — Es ist das seelenlose Spiel

einiger schlaffen Muskeln, die des Anstandes wegen in Bewegung gesetzt, und durch die Einfalt verzerret wurden. Der Mund dieser Weiber glühet nicht für uns, er kann uns durch keinen Ausdruck eines schönen Gedankens begeistern, er wird uns nichts, als höchst alltägliche Dinge sagen. Vielleicht wäre es für die Schöne von Alabaster vortheilhafter, wenn sie ihn nie öffnete, weil uns Männern das Geschwätz der Einfalt auf der Lippe des schönen Weibes durchaus nicht gefallen will, und gefallen kann. Ihr Busen schlägt nicht für uns. Ihr Blut schleicht so langsam, wie ihre matten Gedanken, und das ganze Leben ihrer kalten Gefühle. Sie wird durch nichts gerührt, durch nichts hingerissen, — als etwa durch einen neuen Putz; — aber dafür wird sie nun auch kein anderes Wesen, als höchstens den Dummkopf reitzen. Umsonst verbreitet die schöne Natur ihren Zauber um sie her, umsonst werden ihr große und edle

Handlungen vortrefflicher Menschen erzählt, umsonst ihr Gefühl durch Unglück und Tod ihrer Freundinnen angerührt, sie bleibt kalt, wie die Eistrinde an einer abgestorbenen Blume. Sie ist die Larve in der Fabel! Die Natur hatte, den Körper so schön, so liebrend und so verführerisch geschaffen; aber sie hatte eine Seele hineinzulegen vergessen.

Und dennoch kann es wiederum andere, sehr geistvolle, sehr interessante schöne Frauen geben, in deren Umgange wir so kalt, als bey jenen seelenlosen Schönheiten bleiben. Woher diese Erscheinung? Woher das Bewundern und Anstaunen ihrer Talente, ihres feinen Witzes, ihrer scharfen und treffenden Urtheilskraft ihrer vielen glänzenden Kenntnisse, — und doch das kalte und ruhige Gleichgewicht unseres Herzens, womit wir alle jene Talente des schönen Weibes oft zu betrachten pflegen? Ich glaube daher, weil die geistvolle Schöne zu viel Männ-

B



liches angenommen hat, zu sehr unsere Denkweise affektirt, zu sehr glänzen will, und uns durch die Schärfe ihres Witzes selbst in einer gewissen Entfernung von sich hält. \*) Die Schönheit soll, nach dem Urtheile der Männer, so gestaltet seyn, und so gebraucht werden, daß sie uns anlocken und rühren kann. Diese Stärke und diese Schwäche muß sie für sich selbst, und für uns behaupten. Sie muß sich dem Kreise und dem Verlangen unserer Sinnlichkeit durch einen zu hohen Aufflug in die Regionen des Verstandes nicht entziehen, und nicht entziehen wollen. Wir fordern dieß,

\*) La Bruyere bezeichnet die Weiber dieser Art durch ein sehr wahres Bild. On regarde, sagt er in seinem Tractat des Femmes, une femme sçavante comme on fait une belle — arme, elle est cizelée artistement, d'une polissure admirable, et d'un travail fort recherché: c'est une piece de cabinet, que l'on montre aux curieux, qui n'est par d'usage, qui ne s'est ni à la guerre ni à la chasse, non plus qu'un cheval de manège, quoique le mieux instruit du monde. S. 197. der





und fordern es mit Recht. Wir wissen nicht, wie wir das geistige Weib aus ihren Wolkenhimmel zu uns herabziehen sollen, wenn sie für uns ihre körperlichen Reitze durch einen zu feinen Anbau des Geistes unwirksam gemacht hat. Sie wird uns zwar als ein Gegenstand der Bewunderung beschäftigen, aber als ein Gegenstand der Liebe für uns verschwinden. Sie wird keine Leidenschaft des Begehrens, keine Hoffnung, keinen Enthusiasmus der Zuneigung in uns erwecken, so groß auch ihre Seele, und so liebenswürdig ihr Character seyn mag.

Dresden. Ausgabe 1769. Obige Bemerkung, daß schöne, talentvolle Weiber uns oft am wenigsten besiegen, wird auch durch Rousseaus Urtheil bestätigt. „J'aime mieux, sagt er, Emile L. V. S. 10, encore cent fois mieux une fille simple et grossièrement élevée, qu'une fille savante et belle esprit qui viendrait établir dans ma maison un tribunal de littérature dont elle se ferait la présidente.“

Aber man fürchte nicht, daß die Anzahl dieser geistreichen Schönen, die das wirksamste Mittel, die Männer zu bezaubern, zu vergessen scheinen, jemahls sehr anwachsen werde. Diefs liegt nicht in der Natur des Weibes, und die Männer werden nie aufhören, ihre Siegerinnen nicht nur heraus zu fordern, sondern sie auch zu belohnen. Das andere Geschlecht kann unmöglich mit einer bloßen Bewunderung von unserer Seite zufrieden seyn; und selbst die Coquette wird von uns noch etwas mehr, als diese, verlangen. Bewunderung ist ein viel zu kalter Affect für die weibliche Liebe, nicht zu gedenken, daß die Erhaltung desselben in uns, und zwar auf lange Zeit den Weibern leicht mühsam und beschwerlich wird, da hingegen unsere Zuneigung der weiblichen Phantasie mehr Freyheit und Spielraum giebt. Die Weiber biethen uns hierin wegen ihrer natürlichen Herzlichkeit gemeiniglich selbst die Hände,

indem sie von uns den Umtausch der anbetenden Hochachtung und Bewunderung in Liebe oder Freundschaft verlangen. Sie wissen es sehr gut, daß sie dabey mehr gewinnen, und sich dadurch länger in unserm Werth erhalten, als wenn wir nur immer die Verdienste ihres Verstandes zu zählen gezwungen werden. Die Klügern unter ihnen vernachlässigen daher, neben jenen Verdiensten die Reitze ihres Körpers nicht, sondern wenden darauf die nehmliche Sorgfalt, wie Andere, die aufser ihrem Körper gar nichts an sich auszuschmücken haben. Sie wissen es ferner, daß wir Männer, wenn unsere Sinnlichkeit gar nicht mehr gefesselt und beschäftigt wird, sehr leicht der Verstandes-coquetterie der Weiber überdrüssig werden, und daß es ganz andere Lockspeisen für uns giebt, als philosophische Gespräche, oder die sogenannte magere — Platonische Liebe. Das geistvolle Mädchen verlangt endlich doch einen Ehemann, und sehnt sich end-

lich doch nach der, allen gelehrten Weiberprunk weit überwiegenden, Mutterwürde. Aber um dahin zu gelangen, darf sie uns nicht bloß durch die Subtilität und Ausbreitung ihres Verstandes bezaubern wollen. — Sie muß Liebe in unserm Herzen zu erregen wissen, und selbst Liebe zu empfinden fähig seyn.

Es giebt einen gewissen äußern bezaubernden Liebreitz des andern Geschlechts, der ihm besonders eigenthümlich ist, der ihm durch die Schönheit allein nicht gegeben werden kann; aber mit der Schönheit verbunden, auf uns mächtiger, als Alles andere wirkt, ich meyne die weibliche Grazie. Sie selbst kann die körperliche Schönheit nicht hervorbringen, die eine bloße Naturgabe bleibt, allein sie kann sie unendlich erhöhen, und die Häßlichkeit minder häßlich machen. Wenn die Schönheit nur eine schöne Form ankündigt; so thut die Grazie, oder weibliche Anmuth

noch mehr, indem sie sich als den schönen Ausdruck einer schönen Seele darstellt, — sich öffentlich so zeigt, und in ihrem Wettkampf mit der Schönheit fast allemal siegt. Wir betrachten sie als ein — liebenswürdiges Verdienst des Geistes; die Schönheit aber nur als eine liebenswürdige Eigenschaft des Körpers, die uns gegeben ist, und folglich zu keiner Gattung eines Verdienstes gerechnet werden kann. Wir können von ihr nicht nothwendiger Weise auf die Schönheit — der Seele schliessen; wir thun diess aber allemal bey der weiblichen Grazie, weil sie nur von der Seele ausgehen kann, und sich ohne eine Vollkommenheit unseres Geistes, ohne einen ruhigen Einklang unserer Gefühle und Gedanken nicht denken läßt. Die Grazie, welche der Künstler in sein Kunstwerk zu legen sucht, und zu legen weiß, kann er ohne Schönheit freilich nicht aufstellen; aber die Grazie der Seele kann ohne eine vollendete Schönheit liebenswürdig und

zauberartig werden. Die Bestandtheile dieses weiblichen Liebreitzes muß man daher in dem Innern des Menschen, in seiner Freiheit und Willkür, in der Harmonie seiner sittlichen Empfindungen, nicht in dem Baue der Natur allein aufsuchen. Ohne den Ausdruck der weiblichen Unschuld, Sittsamkeit und Güte, ohne die zwanglose, freye und schöne Aeußerung wohlgeordneter Leidenschaften, ohne das liebreitzende Bild einer reinen, mit sich selbst zufriedenen Seele, würde alle angenommene Grazie nichts, als ein — Betrug, nie der Abdruck der moralischen weiblichen Schönheit seyn. Allein dieß Erzwingen und Künsteln würde ihr auch selbst unendlich schwer werden, da die Grazie mit ihrer schönen Schwester, mit der Schönheit selbst darin viel Aehnliches hat, daß sich beide durch die Kunst nicht hervorbringen lassen, sondern eher durch die letztere verdunkelt werden. Die körperliche Schönheit ist in diesem Stück so

eigensinnig und edelstolz, als die der Seele. Beide lassen sich keine andern Gesetze vorschreiben, als die in ihrer Natur selbst liegen.

Dafs die weibliche Grazie und alle Grazie überhaupt sich nie ganz von der Schönheit trennen läfst, und jene diese letztere als ihre Gehülfinn und Begleiterinn betrachtet, ist unläugbar. Wir werden es nicht wagen, einem durchaus mißgestalteten Körper, oder einem ganz häßlichen Gesichte — Grazie zuzuschreiben, so edel auch die Seele seyn mag, die eine solche Hülle bekam. \*)

\*) Seneca irret sich daher sehr, wenn er in seinem LXVI Briefe sagt: „Errare mihi visus est, qui dixit: Gratior est pulchro veniens e corpore virtus, so wahr es auch ist, dafs, wie er sich ausdrückt, sub qualibet cute das beste und glücklichste Genie wohnen könne. Diefs bestreitet kein Mensch; aber wenn er seinen häßlich gestalteten Freund dennoch *formosus et rectus corpore* nennt; so wird sein hinzugesetztes *videtur* nur so und nicht anders verstanden werden müssen.

Die Häßlichkeit des Körpers verhindert den äußern schönen Ausdruck schöner Gefühle, und erweckt allerley Nebenvorstellungen, die etwas Widerliches für unsere Phantasie an sich tragen können. Wir bemerken sehr leicht, welchen Zwang sich eine häßliche Person anthun muß, um die unangenehmen Eindrücke, die ihre Gestalt in uns hervorzu- bringen pfllegt, zu verhüten, oder zu mildern. Wir werden noch mehr zurückge- stoßen, wenn sich eine solche Person, um sich auf eine andere Art geltend zu machen, durch einen schneidenden Witz, durch den Hang zur Satyre, und durch andere Künste, die ein unedles Herz verrathen, auszeich- nen will. Wir werden diesen unangeneh- men Eindrücken auch dann nicht ein mahl ausweichen können, wenn wir von der einen Seite durch die Schönheit einer weib- lichen Seele angezogen, aber auf der andern Seite wiederum durch eine krähende wider- liche Stimme, durch ein triefendes Auge,



einen unförmlichen Mund, oder durch einen andern in die Augen fallenden Körperfehler zurückgeschreckt werden. Wir haben uns bey solchen Gelegenheiten bisweilen so wenig in unserer Gewalt, dafs wir aus einer Abneigung vor diesem und jenem widerlichen Gesicht selbst Ungerechtigkeiten gegen die Person begehen, und einen Zweifel in ihre Tugend setzen können. Wenigstens werden wir eine Art von Wehmuth in uns empfinden, dafs eine liebenswürdige Seele kein schöneres Wohnhaus bekam.

Die weibliche Grazie ist überhaupt von so feiner, delicateser, und, um mich so auszudrücken, von so empfindlicher Natur, dafs sie noch durch viel kleinere Verunstaltungen, als ich vorher angegeben habe, beleidigt werden kann. Sie wird sehr oft durch einen einzigen schamlosen Blick, durch eine einzige zweideutige Geberdung, durch ein einziges unnatürliches Gekreisich der Stimme, durch das kleinste Merkmal von

moralischer oder physischer Verzerrung für uns Männer verschwinden. Eine männliche, unmelodische und widerliche Stimme kann die liebenswürdigsten Weiber unangenehm machen, und bei allen Talenten des Geistes unser Herz vor ihnen verschliessen, wenn wir ihnen auch alle nur mögliche Hochachtung schenken. Die Grazie gleicht der silberhellen Spiegelfläche, die durch den leisesten Hauch trübe gemacht werden kann. Wir können keine Contraste in ihr dulden, und werden gegen ihren ganzen Werth mißtrauisch, wenn sie sich auch nur in Kleinigkeiten vergessen konnte. Dafs die Grazie nicht ohne alle Schönheit bestehen kann, erhellet endlich auch daraus, dafs sie mit den Jahren abnimmt, und bei tausend Weibern mit dem Alter ganz verschwindet. Man wird wenig veraltete weibliche Schönheiten finden, die, so rein und gut auch ihre Seele seyn mag, sich noch in dem schönen Ausdruck weiblicher Anmuth zu erhalten wuß-

ten, — und konnten sie es; so ist dieß ein Beweis, daß sie schon frühzeitig Meisterinn in der Kunst, uns zu gefallen, waren; ein Beweis, daß sie sich sehr richtige Begriffe von dem Werthe der weiblichen Grazie gemacht hatten. Daher gaben sie sich so viele Mühe, ihren Geist zu verfeinern; daher wandten sie so vielen Fleiß auf die Bildung einer sonoren, melodiereichen Stimme; daher gewöhnten sie ihr Herz zu dem oft unwiderstehlichen Ausdruck weiblicher Sanftmuth und Güte; daher wurden viele so — tugendhaft, weil der Ausdruck des Moralischguten so leicht in uns Rührungen erwecken kann; daher blieben viele so keusch und unschuldig, weil der innere Friede der Seele eine Sprache redet, die allgemein, die selbst dem Lasterhaften gefällt, und uns an dem bessern Weibe so oft den Mangel körperlicher Schönheit vergessen läßt.

Einer unserer heldenkendsten und schätzbarsten Schriftsteller hat das Wesen der Anmuth und ihre Wirkungen auf eine so scharfsinnige Art, und in einer so hinreisenden philosophischen Sprache zergliedert, dafs meine Leser mir sehr gern die Einschaltung einiger seiner geistvollen Gedanken zur Erläuterung des Vorhergehenden erlauben werden. „Die griechische Fabel, sagt dieser lichtreiche Kopf in seiner wichtigen Abhandlung, über Anmuth und Würde \*) (S. I — II) legt der Göttinn der Schönheit einen Gürtel bey, der die Kraft besitzt, dem, der ihn trägt, Anmuth zu verleihen, und Liebe zu erwerben. Eben diese Gottheit wird von den Huldgöttinnen oder den Grazien begleitet. — Die Griechen unterscheiden also die Anmuth und Grazie noch von der Schönheit, da sie solche durch Attribute ausdrückten, die von der

\*) Leipzig 1793.

Schönheitsgöttinn zu trennen wären. Alle Anmuth ist schön, denn der Gürtel des Liebreitzes ist ein Eigenthum der Göttinn von Cnidus; aber nicht alles Schöne ist Anmuth, denn auch ohne diesen Gürtel bleibt Venus, was sie ist. — Nach eben dieser Allegorie ist es die Schönheitsgöttinn allein, die den Gürtel des Reitzes trägt und verleihet. Juno, die herrliche Königin des Himmels, muß jenen Gürtel erst von der Venus entleihen, wenn sie den Jupiter auf den Ida bezaubern will. Hoheit also, selbst wenn ein gewisser Grad von Schönheit sie schmückt, (den man der Gattinn Jupiters keineswegs abspricht) ist ohne Anmuth nicht sicher, zu gefallen; denn nicht von ihren eigenen Reitzen, sondern von dem Gürtel der Venus erwartet die hohe Götterkönigin den Sieg über Jupiters Herz. — Die Schönheitsgöttinn kann aber doch ihren Gürtel entäußern, und seine Kraft auf das Minderschöne übertragen. Anmuth ist also kein aus-

schließendes Prärogativ des Schönen, sondern kann auch, obgleich immer nur aus der Hand des Schönen auf das Minder-schöne, ja selbst auf das Nichtschöne, übergehen. — Die nehmlichen Griechen empfahlen demjenigen, dem bei allen übrigen Geistesvorzügen die Anmuth, das Gefällige fehlte, den Grazien zu opfern. Diese Göttinnen wurden also von ihnen als Begleiterinnen des schönen Geschlechts vorgestellt; aber doch als solche, die auch dem Mann gewogen werden können, und die ihm, wenn er gefallen will, unentbehrlich sind.“

„Was ist aber nun die Anmuth, wenn sie sich mit dem Schönen zwar am liebsten, aber doch nicht ausschliessend verbindet? Wenn sie zwar von dem Schönen her stammt; aber die Wirkungen desselben auch an dem Nichtschönen offenbaret? wenn die Schönheit zwar ohne sie bestehen, aber durch sie allein ein Object der Neigung werden

kann? — Entkleidet man die Vorstellung der Griechen von ihrer allegorischen Hülle; so scheint sie keinen andern, als folgenden Sinn einzuschließen: Anmuth ist eine bewegliche Schönheit; eine Schönheit nemlich die an ihrem Subjecte zufällig entstehen und eben so aufhören kann. Dadurch unterscheidet sie sich von der fixen Schönheit, die mit dem Subjecte selbst nothwendig gegeben ist. Ihren Gürtel kann Venus abnehmen, und der Juno augenblicklich überlassen; ihre Schönheit würde sie nur mit ihrer Person weggeben können. Ohne ihren Gürtel ist sie nicht mehr die reizende Venus, ohne Schönheit ist sie nicht Venus mehr. — Dieser Gürtel, als das Symbol der beweglichen Schönheit, hat aber das ganz besondere, daß er der Person, die damit geschmückt wird, die objective Eigenschaft der Anmuth verleiht; und unterscheidet sich dadurch von jedem andern Schmuck, der nicht die Person selbst, son-

den bloß den Eindruck derselben, subjectiv, in der Vorstellung eines Andern, verändert. Es ist der ausdrückliche Sinn des griechischen Mythos, daß sich die Anmuth in eine Eigenschaft der Person verwandle, und daß die Trägerinn des Gürtels wirklich liebenswürdig sey, nicht bloß so schein e.“

„Ein Gürtel, der nichts mehr ist, als ein zufälliger äußerlicher Schmuck, scheint allerdings kein ganz passendes Bild zu seyn, die persönliche Eigenschaft der Anmuth zu bezeichnen; aber eine persönliche Eigenschaft die zugleich als zertrennbar von dem Subjecte gedacht wird, konnte nicht wohl anders, als durch eine zufällige Zierde versinnlicht werden, die sich unbeschadet der Person von ihr trennen läßt. — Der Gürtel des Reitzes wirkt also nicht natürlich, weil er in diesem Fall an der Person selbst nichts verändern könnte, sondern er wirkt magisch, das ist, seine Kraft wird über



alle Naturbedingungen erweitert. Durch diese Auskunft (die freilich nicht mehr ist, als ein Behelf) sollte der Widerspruch gehoben werden, in den das Darstellungsvermögen sich jederzeit unvermeidlich verwickelt, wenn es für das, was aufserhalb der Natur im Reiche der Freiheit liegt, in der Natur einen Ausdruck sucht. — Wenn nun der Gürtel des Reitzes eine objective Eigenschaft ausdrückt, die sich von ihrem Subjecte absondern läßt, ohne deswegen etwas an der Natur desselben zu verändern, so kann er nichts anders als Schönheit der Bewegung bezeichuen; denn Bewegung ist die einzige Veränderung, die mit einem Gegenstand vorgehen kann, ohne seine Identität aufzuheben. — Schönheit der Bewegung ist ein Begriff, der beiden Forderungen Genüge leistet, die in dem angeführten Mythos enthalten sind. Sie ist erstlich objectiv, und kommt dem Gegenstande selbst zu, nicht blos der Art, wie wir ihn aufnehmen. Sie ist zweitens etwas zufäl-

jiges an demselben, und der Gegenstand bleibt übrig, auch wenn wir diese Eigenschaft von ihm wegdenken. — Der Gürtel des Reiters verliert auch bei dem Minder-schönen, und selbst bei dem Nichtschönen seine magische Kraft nicht; das heist, auch das Minderschöne, auch das Nichtschöne kann sich schön bewegen. — Die Anmuth, sagt der Mythos ist etwas zufälliges an ihrem Subject, daher können nur zufällige Bewegungen diese Eigenschaft haben. An einem Ideal der Schönheit müssen alle nothwendigen Bewegungen schön seyn, weil sie, als nothwendig zu seiner Natur gehören; die Schönheit dieser Bewegungen ist also schon mit dem Begriff der Venus gegeben, die Schönheit der zufälligen ist hingegen eine Erweiterung dieses Begriffs. Es giebt eine Anmuth der Stimme, aber keine Anmuth des Athemholens.“

„Ist aber jede Schönheit der zufälligen Bewegungen Anmuth? — Dafs der

griechische Mythos Anmuth und Grazien nur auf die Menschheit einschränke, wird kaum einer Erinnerung bedürfen; er geht sogar noch weiter, und schließt selbst die Schönheit der Gestalt in die Grenzen der Menschengattung ein, unter welcher der Grieche bekanntlich auch seine Götter begreift. Ist aber die Anmuth nur ein Vorrecht der Menschenbildung, so kann keine derjenigen Bewegungen darauf Anspruch machen, die der Mensch auch mit dem, was bloß Natur ist, gemein hat. Könnten sich also die Locken an einem schönen Haupte mit Anmuth bewegen, so wäre kein Grund mehr vorhanden, warum nicht auch die Aeste eines Baumes die Wellen eines Stroms, die Saaten eines Kornfelds die Gliedmaßen der Thiere sich mit Anmuth bewegen sollten. Aber die Göttin von Gnidos representirt nur die menschliche Gattung, und da, wo der Mensch weiter nichts, als ein Naturding und Sinnenwesen ist, da hört

sie auf, für ihn Bedeutung zu haben. — Willkürlichen Bewegungen allein kann also Anmuth zukommen, aber auch unter diesen nur denjenigen, die ein Ausdruck moralischer Empfindungen sind. Bewegungen, welche keine andere Quelle, als die Sinnlichkeit, haben, gehören bei aller Willkürlichkeit doch nur der Natur an, die für sich allein sich nie bis zur Anmuth erhebet. Könnte sich die Begierde mit Anmuth, der Instinkt mit Grazie äußern, so würden Anmuth und Grazie nicht mehr fähig und würdig seyn, der Menschheit zu einem Ausdruck zu dienen.“

Und doch ist es die Menschheit allein, in die der Grieche alle Schönheit und Vollkommenheit inschließet. Nie darf sich ihm die Sinnlichkeit ohne Seele zeigen, und seinem humanen Gefühle ist es gleich unmöglich, die rohe Thierheit und die Intelligenz zu vereinzeln. Wie er jeder Idee sogleich einen Leib anbildet, und auch

das Geistigste zu verkörpern strebt, so fordert er von jeder Handlung des Instinkts an dem Menschen zugleich einen Ausdruck seiner sittlichen Bestimmung. Dem Griechen ist die Natur nie blofs Natur, darum darf er auch nicht erröthen, sie zu ehren; ihm ist die Vernunft niemals blofs Vernunft, darum darf er auch nicht zittern, unter ihrem Mafsstab zu treten. Natur und Sittlichkeit, Materie und Geist, Erde und Himmel fliessen wunderbar schön in seinen Dichtungen zusammen. Er führte die Freiheit, die nur im Olympus zu Hause ist, auch in die Geschäfte der Sinnlichkeit ein, und dafür wird man es ihm hingehen lassen, dafs er die Sinnlichkeit in den Olympus versetzte.“

„Dieser zärtliche Sinn der Griechen nun, der das Materielle immer nur unter der Begleitung des Geistigen duldet, weifs von keiner willkürlichen Bewegung am Menschen, die nur der Sinnlichkeit allein angehörte, ohne zugleich ein Ausdruck des

moralisch empfindenden Geistes zu seyn. Daher ist ihm auch die Anmuth nichts anders, als ein solcher schöner Ausdruck der Seele in den willkürlichen Bewegungen. Wo also Anmuth statt findet, da ist die Seele das bewegende Princip, und in ihr ist der Grund von der Schönheit der Bewegung enthalten. Und so löst sich denn jene mythische Vorstellung in folgenden Gedanken auf, — Anmuth ist eine Schönheit, die nicht von der Natur gegeben, sondern von dem Subjecte selbst hervorgebracht wird.“ Diese vortrefflichen, so schön vortragenen Ideen, die der Verfasser vorläufig nur exegetisch aus der griechischen Fabel herauszog, werden von ihm unten auf dem Wege der philosophirenden Vernunft weiter berichtet, und entwickelt. Wir müssen aber hier abbrechen, und empfehlen allen unsern Lesern, die den großen Anatom der Anmuth und Würde in die Tiefen seines Raisonnements begleiten wollen, das

Studium seines gedankenreichen Werks selbst, so dringend, als man etwas sehr Wichtiges nur immer empfehlen kann.

So regelmäfsig die Form der weiblichen Schönheit ist, so unregelmäfsig und sonderbar sind hingegen oft die Handlungen und Denkungsarten schöner Weiber. Ich rechne hierher zuvörderst die Erscheinung, dafs nicht selten die schönsten und zugleich geistreichsten Weiber, die auf beide Vorzüge stolz waren, und sich durch beide das schönste Ideal von ehelicher Glückseligkeit entworfen hatten, sich ganz freiwillig in die Arme eines Tropfs, oder Monstrums warfen, dem das minder schöne und minder aufgeklärte Weib nie ihre Hand gegeben haben würde. Die Ursachen einer solchen Wahl sind gewifs sehr verschieden, und man darf nicht immer von einer auf die andere schliessen, wenn man nicht auf Irrwege gerathen will.

Einige von diesen schön gebaueten, geistvollen Frauen haben ein so sublimes Ansehn angenommen, besitzen einen so hohen Grad von Eigendükel, Selbstsucht und Egoismus, sind im eigentlichen Sinne des Worts so gnädig, das heißt, so unausstehlich, und verrathen so viele wunderliche und schiefe Launen, das sie die herzhaftesten Männer von sich zurück zu scheuchen pflegen. Keiner ist ihnen schön reich und ausgebildet genug. Keiner entspricht dem hohen Ideale, welches sich diese sublimen Weiber von ihrem künftigen Gatten, und von den Wundern ihrer eigenen Schönheit entworfen haben, und diejenigen Männer, welchen sie wohl ihre Hand und ihr Herz schenken möchten, hatten schon gewählt. Während jenes langen Suchens, Forschens und Herumtappens nach einem Manne, der ihnen ganz gefallen könnte während den langen und ununterbrochenen Spielen einer stolzen Coquetterie, während der Ueber-



zeugung, daß man den Gatten so leicht, als den Liebhaber finden könne, und Schönheit und Verstand jedes männliche Herz besiegen müßten, eilen die Jahre — vorüber, und ehe man es glaubt, ist die kritische Lebensperiode vorhanden, wo ein Frauenzimmer, und selbst die Schöne nicht länger spröde und lecker in ihrer Wahl seyn darf. Unterdessen wird, im Vertrauen auf die Gewalt weiblicher Reitze, jenes Anziehen und Zurückstoßen der Anbeter immer noch fortgesetzt. Man verbirgt sich dabei die Anzahl der Jahre, man kann sich immer noch nicht entschließen, die weibliche, bisher geführte, Herrschaft in die Hände eines Mannes niederzulegen, da noch so viele Slaven nach der Gunst der stolzen Bühlerin haschen, und ihren Geist und ihre Schönheit immer noch mit einer Art von Enthusiasmus zu bewundern scheinen. Die Coquetterie wird sogar mit den Jahren zunehmen; aber die älternde Schöne, scheint

es nicht zu wissen, daß sie dadurch die Ehe immer weiter von sich entfernt, und mit dem dreißigsten Jahre, — eine alte Jungfer zu werden, fürchten muß. Allein dieser Gedanke wird irgend einmal in ihr schrecklich erwachen, — und dann wird er die Schritte zum Ehestande oft auf eine Art beschleunigen, die uns in Erstaunen setzen muß. Unter den vielen Anbetern und Bewunderern der geistvollen Schöne wird vielleicht keiner fest stehen, wenn es auf eine ernsthafte Verbindung ankommt, und da alle Waffen des Verstandes und weiblicher Reitze oft dann nicht hinreichen wollen, auch nur einen einzigen klugen Mann zu fesseln, da mit jedem Monat die Gefahr, unverheirathet zu bleiben, zunimmt, da jene Reitze vielleicht selbst schon zu verblühen anfangen, und nicht mehr die vorigen Wunder hervorbringen wollen; so wird sich die Dame zu einem — Salto mortale ins Ehebett entschließen

müssen, sie wird, um Frau zu werden, wider ihren Willen, und zum Erstaunen des ganzen Publicums einen Tropf, einen Krüppel, einen Narren wählen, und um die Liebe eines Mannes buhlen, der vielleicht vorher nicht selten der Gegenstand ihrer Verachtung und ihrer — beißenden Satyre gewesen war.

Andere von jenen geistreichen Schönen werden bei allem ihren Verstande, und bei ihren großen Eigenschaften des Herzens dennoch von einem sehr sinnlichen Temperamente beherrscht. Sie können ohne die Männer nicht leben, sie gleichen der philosophischen Hipparchia, die sich selbst den Gebräuchen der cynischen Weltweisen unterwarf. — Sie wissen es selbst, daß sie sehr schwach sind, daß sie nur mit Mühe den Regungen ihres Bluts, und ihrer inflammablen Phantasie widerstehen können, und daß es daher am besten sey, sich sobald, als möglich, zu verehligen. Das Feuer ihres

Naturells wird sich nicht mit dem bloßen Anblick der männlichen Schönheit begnügen, so sehr ihnen auch sonst die schöne Form der Männer gefallen mag. Ihr System heist Genuß, und dazu ist der Tropf, der Krüppel, der häßliche und verunstaltete Mann vielleicht besser, als der schönere und geistvollere zu gebrauchen, indem alles das auf ihn zu passen scheint, was der große Plinius in seiner Naturhistorie von einem merkwürdigen Manne sagt, den ich hier nicht nennen kann. — Die Männer, mit denen jene erleuchteten Weiber ihren Geistescommerz treiben, gelehrte Briefwechsel unterhalten, und in einer gesuchten und künstlichen Sprache empfindeln, — die schwindsüchtigen Autoren und Enthusiasten, die kränkelnden Dichter und Vorleser mögen immerhin dem Geiste dieser Frauen Nahrung und Unterhaltung verschaffen, — für ihren Körper sind sie wahre Schattenbilder, und weiter nichts. Bei allen subtilen und

gelehrten Gesprächen, bei allem Durst der Seele nach Licht und Wahrheit, bei aller Verfeinerung und Veredelung des Geschmacks und moralischen Gefühls, will die natürliche Zärtlichkeit dieser Weiber doch nicht ganz vernachlässigt werden. Ihr Temperament führt sie aus der Studierstube doch immer wieder in das Gebiet der Göttinn Cythere zurück. Aber vielleicht wagt aus sehr guten Gründen kein einziger ihrer hektischen Bücherfreunde, ihrer platonischen Liebhaber mit ihnen den Gang dahin. Was ist daher wohl natürlicher, als daß sie sich endlich einen — gesunden Mann suchen werden, gesetzt, daß auch dieser nicht der klügste, schönste und angenehmste seyn sollte. Wenn er nur der stärkere ist.

Montaigne hat auch über diesen Gegenstand mit seiner gewöhnlichen Freimüthigkeit philosophirt, und in seiner merkwürdigen Abhandlung: des Boîteux, jene Erscheinung

aus physischen, schon von den ältern Philosophen angenommenen, Gründen zu erklären gesucht. Ich weiß nicht, ob die alte Philosophie hierin ganz recht hat, da diese Untersuchung vor den Gerichtshof der Aerzte gehört; aber es ist sehr auffallend, daß oft die allerhäßlichsten Männer die unumschränkteste Gewalt über schöne und geistreiche Weiber haben, und diese vielleicht, als Andere, zur Liebe reitzen. Da die Weiber in ihrer Liebe gemeinlich sehr feurig, und mithin auch gemeinlich sehr eifersüchtig sind, da sie ihr geheimes Mißtrauen gegen die Tugend schöner Männer nie ganz ablegen werden; so könnte man ihre oft so sonderbare Anhänglichkeit an häßlichen Männern auch wohl mit daher leiten, weil sie diese für getreuer, und also für ein sichereres Eigenthum ihres Herzens, als schöne Männer, zu halten pflegen. Sie haben bemerkt, daß die männliche Schönheit eben so vielen Nachstellungen und Ver-

führungen, als die weibliche, unterworfen ist, und dafs wir durch dieses Geschenk der Natur so leicht, wie sie, zu einer lächerlichen Eitelkeit und Flatterhaftigkeit gereizt werden können. Die weibliche Liebe hat überhaupt ihre wunderlichen Launen, und fällt bisweilen auf Gegenstände, die der Zartheit und dem Geschmacke dieser Leidenschaft grade entgegen zu stehen scheinen, und nach unserer Meinung eine ganz andere Wirkung hervorbringen müßten. „Die Schönheit, sagt la Mothe de Vayer, kann eben so leicht Haß, als Liebe erregen.“ Eine Behauptung, die sehr wahr ist, und nichts weniger, als den Namen eines Paradoxon verdiente. S. Tome II. S. 374 der Werke dieses philosophischen Menschenkenners. Paris 1654. Fol.

Hierzu kommt nun noch der Umstand, dafs diejenigen Frauen, welche sich einen an Schönheit, Lebensart und Geistescultur armen Mann wählen, gemeinlich mit der

Idee, ihn nach ihrem Geschmacke zu bilden, in den Ehestand treten. Die Weiber haben, so bald sie selbst auf Cultur Ansprüche machen; fast alle eine erstaunlich hohe Meinung von der moralischen Kraft ihres Umgangs, und ihrer Belehrung, und sind hierin auch oft sehr glücklich, wenn sie ihre Männer nicht durch Widerspruch und Spötereï, sondern mit Sanftmuth und Liebe zu bilden suchen. Aber grade diese hohe, und zu hohe Meinung führt sie nicht selten, und zwar ganz blindlings einem Gatten entgegen, welcher lebenslang ein Zeuge ihrer schlechten Wahl, und ihrer verunglückten Plane bleibt. Gemeiniglich sind die Weiber, die klügsten und vorsichtigsten selbst nicht ausgenommen, — viel zu hastig und eilfertig, in den Ehestand zu treten, wenn einmahl eine gewisse Wärme ihres Bluts vorhanden war. Allein eben diese Eilfertigkeit, die sogar von vielen Eltern selbst veranlaßt wird, ist der Grund, warum es



überall so viel unharmonische Ehen giebt, und warum sich oft die gescheidtesten Frauen, vornehmlich Witwen, von einem einfältigen ungebildeten Menschen, oder von einem männlichen Faun zum Altar führen lassen. „A juger, sagt der naive La-Brugere von einer gewissen Dame seiner Zeit, par sa beauté, sa jeunesse, sa fierté et ses dédains, il n’y a personne qui doute que ce ne soit un heros qui doive un jour la charmer: son choix est fait; c’est un — petit monstre qui manque d’esprit.“ S. dessen Abhandlung: des Femmes.

Der Streit zwischen der Schönheit und Keuschheit ist seiner Natur nach so alt, als die menschliche Gesellschaft selbst. Die Schönheit kann bei aller mit ihr verbundenen Sitteneinfalt und Unschuld die gefährlichen Eindrücke nicht verhüten, die sie in der Sinnlichkeit unseres Geschlechts hervorbringt. Sie bewirkt dieselben oft un-

wissend, und unwillkürlich \*), zwar nach einer an sich unschädlichen Naturbedingung; aber dennoch bisweilen zu dem großen moralischen Nachtheile ihrer Besitzerinnen, oft aber auch geflissentlich und absichtlich, um das Gebiet der weiblichen Eitelkeit und Herrschaft zu erweitern. Die Weiber haben in der Regel nicht Kraft genug, den Lobpreisungen und Schmeicheleien, wodurch man ihre Schönheit erhebt, zu widerstehen, — so wenig Kraft, daß sie dieses Kleinod sogar öfters der Schmeichelei selbst aufopfern, und dasjenige in einem Augenblick hingeben, womit sie Jahre lang auf eine unschuldige Art wuchern könnten. Wenn es auch nicht wahr ist, daß sehr schöne Weiber von Natur sehr sinnlichen

\*) Wie wahr und treffend ist auch in dieser Hinsicht eine Sentenz des Publius Syrus, die so lautet:

Magno periculo custoditur, quod multis placet.

Temperaments sind \*), welches man vielleicht eher von den hässlichern behaupten könnte, so werden jene doch nach und nach durch die Liebe der Männer, und durch ihre eigene Eitelkeit sinnlich gemacht werden, indem sie ihre Reitze als einen Gewinn und Handelsartikel, selbst im guten Sinne des Worts, zu betrachten, und einen viel zu hohen Werth darauf zu legen anfangen. Die Künste der Verführung und der Schmeichelei sind überdiess in diesem Stück von beiden Seiten so groß, dafs man gemeinlich nicht genau weifs, wer der ängreifende Theil ist, ob es gleich nur der Mann seyn

\*) Diese Meinung liegt offenbar in den Worten des gelehrten de la Chambre — „assurément la beauté male n'est rien autre chose à nos sens, que la marque de la bonne constitution de la puissance active dans la generation; tout de même que la beauté femelle est un signe que la puissance passive a tout ce qui est nécessaire pour y faire sa fonction.“ S. Les Caracteres des Passions. A Paris 1663. Vol. I. S. 140 f. 8.

sollte. Beide Theile fühlen sich am Ende besiegt. Der eine — indem er die Schönheit hingiebt, der andere indem er sie annimmt, und sich blindlings in ihre Schlingen verwickelt. „Die Schmeichelei, sagt Bayle im Artikel Aventin, welche in diesem Falle fast unvermeidlich ist, besitzt eine wunderbare Stärke, die guten Entschliessungen selbst zu überwinden, und so mag dieß noch eine Erklärung seyn, warum oft grade die schönsten und liebenswürdigsten Menschen so tief, so unbeschreiblich tief fallen konnten. Vielleicht war der den schönen Weibern so eigene Stolz oft noch die einzige Schutzwehr ihrer Tugend, indem wir Männer durch diesen Stolz mehr zurückgestoßen, als angezogen wurden, und die weibliche Schönheit in ihren Wirkungen auf uns dadurch aufgehalten und unschädlich gemacht werden mußte.

Rousseau erklärt sich nicht sehr günstig für die weibliche Schönheit, weil sie für den

Ehestand zu viele Gefahren und Bedenklichkeiten mit sich führt. „Die große Schönheit, sagt er im V. Buch seines Emils, muß nach meiner Meinung in der Ehe mehr geflohen, als — gesucht werden. Die Schönheit nutzt sich sehr bald durch ihren Besitz ab. Nach sechs Wochen ist sie für den Besitzer nichts mehr; aber die damit verknüpften Gefahren dauern so lange als sie selbst. Der Mann wird zu den unglücklichsten Menschen gehören, wenn seine schöne Frau nicht ein Engel der Tugend ist, — und, wenn sie es wäre, wie wird sie es verhindern können, daß er nicht immer von Feinden umgeben sey? Wenn der höchste Grad der Häfslichkeit nicht Ekel erweckte; so würde ich sie der größten Schönheit vorziehen. Denn, da die eine und die andere in kurzer Zeit für den Mann nichts mehr ist; so wird die Schönheit ein Nachtheil und die Häfslichkeit ein Vortheil für ihn werden. Aber Häfslichkeit, welche Ekel erweckt,

ist das größte Unglück. Diese Empfindung erlöscht nicht, sondern nimt vielmehr immer zu, und verwandelt sich sogar in Abscheu und Haß. Eine solche Ehe ist eine — Hölle, und man würde lieber todt, als so verbunden seyn wollen. Wünscht euch in allen Stücken, die Schönheit selbst nicht ausgenommen, — nicht zu viel, und nicht zu wenig. Eine angenehme und gefällige Gestalt, die nicht Liebe, sondern Wohlwollen einflößt, ist das, was man vorziehen muß. Sie beeinträchtigt den Ehemann nicht, und gereicht beiden Eheleuten zum Vortheil. Die weibliche Grazie nutzt sich nicht, wie die Schönheit, ab. Sie hat Geist und Leben, sie behält eine stete Neuheit, und nach Verlauf von dreißig Jahren wird ein rechtschaffenes Weib durch ihre Anmuth dem Gatten noch, wie am ersten Tage gefallen können.“

Rousseau hat in vieler Rücksicht sehr Recht; allein er scheint mir doch auch hier

in seinen bekannten Fehler der Uebertreibung gefallen zu seyn. Seine lebhaftere Phantasie führte ihn in seinen Behauptungen unendlich oft auf Extreme, und Antithesen, welche keine genaue Prüfung aushalten, wenn es wahr ist, daß die Wahrheit nur in der Mitte liegen kann. Er nimt zwei Fälle an; eine vollkommen schöne, und ein ganz häßliche Frau, ohne zu bedenken, daß es wegen des Relativen dieser Begriffe weder die eine noch die andere giebt, und daß ein minder schönes Weib bei vieler Grazie und weiblicher Schlaueit für den Ehemann so gefährlich, und wohl noch gefährlicher, als eine sogenannte vollendete weibliche Schönheit werden kann. Die letztere wird uns oft durch ihren Stolz, ihren Selbstdünkel, ihre unermesslichen Prätensionen zurückscheuchen, und uns ihren Umgang durch eine Menge bizarrer Launen verleiden. Jene wird alle Künste und Annehmlichkeiten des Geistes anwenden, uns zu gefallen,

und endlich, wie die Olinde des Amadis, siegen, gesetzt, dafs sie auch nicht alle die Schönheiten der Seele besitzen sollte, die der grofse Dichter in dem Gemählde der liebenswürdigen Olinde zu vereinigen wufste. \*)

Da es keine ganz vollendete Häfslichkeit der Weiber giebt, und diese auch bei sehr auffallenden Mißbildungen ihres Körpers immer noch gewisse Reitze für uns behalten können; so fällt die Schlufsart des Rousseau überhaupt weg, wenn er für die höchste Schönheit die höchste Häfslichkeit wählen will, insofern diese nicht degoutant ist. Diefs letztere kann nur bei ganz alten Frauen der Fall seyn, wovon aber hier nicht die Rede ist. Rousseau hat sich hier überhaupt nicht deutlich genug erklärt, und sich sogar selbst widersprochen, da er kurz vorher behauptete, dafs ein Ehemann nach und nach

\*) S. diefs vollendete Meisterstück weiblicher Liebenswürdigkeit in Wielands neuen Amadis 17ter und 18ter Gesang.



gegen die Schönheit, oder Häfslichkeit ganz gleichgültig werde. Die Begriffe dessen, was Ekel erweckt, sind wieder nur relativ, und man wird daraus nie den höchsten Grad der Häfslichkeit bestimmen können, — oder man wird annehmen müssen, daß die größte Häfslichkeit selbst nicht ganz unliebenswürdig sey, da manche Liebhaber in die häfslichsten Mädchen selbst rasend verliebt sind. — Rousseau scheint daher noch gewisse andere Nebenideen mit dem Begriff einer ekelhaften Häfslichkeit verbunden zu haben, die sich nicht bloß auf die äußere weibliche Form, folglich auch nicht auf den Sinn des Gesichts allein beziehen. Und dann mag er sehr recht haben, wenn es wahr ist, daß die andern Sinne sich oft viel schwerer, als das Auge, bestechen und täuschen lassen.

Daß der Eindruck, welchen ein so hoher Grad weiblicher Häfslichkeit auf unser Herz macht, sich endlich sogar in Haß ver-

wandele, kann, wie auch Ehlers \*) in der Anmerkung zu obiger Stelle bemerkt, doch wohl nur von unverständigen und unbilligen Männern gesagt werden. Der Verständige wird mit Bedauern und Mitleiden ein Frauenzimmer betrachten, welches, ohne ihre Schuld, eine so reizlose und widerliche Gestalt bekam, und auf immer eines so köstlichen Schmuckes ihres Geschlechts beraubt seyn muß. Diefs Bedauern und Mitleiden kann bei gutgearteten Männern so weit gehen, daß sie sich nicht nur in Gesellschaften an die häßlichern Weiber anzuschließen pflegen, und sich um die schönern wenig bekümmern, sondern auch oft die häßlichern freiwillig, und aus inniger Liebe zu ihren Gattinnen gewählt haben. Es kann wohl seyn, daß sie dies bisweilen auch aus Vorsicht, und einem Hange zur Eifersucht

\*) In der allgemeinen Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens (Emil, 4ter Theil.)

thaten; aber ich kenne Männer, die ganz allein aus Mitleiden, und dann aus einer daraus entspringenden Liebe dem häßlichsten Mädchen ihr Herz schenkten, und in ihrem Ehestande höchst — glücklich leben. Welche Dankbarkeit wird auch ein Frauenzimmer lebenslang für einen Mann empfinden müssen, der ihre Häßlichkeit der Schönheit selbst aus Güte des Herzens vorzog, und dadurch so vielen Sorgen und trüben Aussichten ihres Lebens auf einmal ein Ende machte. Die häßlichern Weiber lieben aus diesem Grunde gemeinlich ihre Männer feuriger, als es die schönern ihres Geschlechts zu thun pflegen. —

Die Künste, Hülfsmittel und Lächerlichkeiten, welche sich die Weiber zur Erhaltung und Ausstellung ihrer Schönheit von jeher erlaubt haben, gehören unstreitig zu den größten Sonderbarkeiten des andern Geschlechts. Die ältere und neuere Geschichte liefert uns in dieser Hinsicht eine

Menge von Anecdoten und Charakterzügen, die uns in Erstaunen setzen; und fast überall beweisen, daß die weibliche Schönheit zu allen Zeiten sehr eigenmächtig über den weiblichen Verstand, und den weiblichen Character geherrscht hat. Unter tausend Beispielen dieser Art will ich nur die Königin Elisabeth von England nennen. Dieses grose und merkwürdige Weib gehörte unstreitig zu den aufgeklärtesten und verdienstvollsten Fürstinnen jedes Zeitalters \*); aber

\*) „Man hat lange darüber gestritten, sagt der grose Hume von diesem grosen Weibe, — und der Streit ist noch nicht entschieden, wen man für den grösten Mann halten soll; aber welche unter den Frauen den Vorzug verdiene, das wird niemals zweifelhaft seyn, so lange der Name Elisabeth nicht vergessen ist.“ Gleichwohl bestätigt der nemliche Hume Alles dasjenige, was Bayle von der Eitelkeit dieser Prinzessin erzählt hat. Unter andern Arten der Ueppigkeit, sagt er in einer andern Stelle, sing in diesem Jahrhundert auch die Zunahme des Putzes an, und die Königin fand es dienlich, ihn durch eine öffent-

bei aller Gröfse ihres erleuchteten Geistes, und ihrer glänzenden Verdienste war sie dennoch für ihre körperliche Schönheit auf eine höchst weibische Art eingenommen.

liche Verordnung einzuschränken. Allein ihr eigenes Beispiel war ihren Befehlen sehr wenig gemäß. Da' wohl kein Frauenzimmer jemals von seiner Schönheit mehr eingenommen, oder begieriger war, Eindruck auf die Herzen der Zuschauer zu machen; so beging keins gröfsere Ausschweifungen im Putze, und keine sann mehr auf die Abwechselung und Pracht ihrer Kleider. Sie erschien fast jeden Tag in einem verschiedenen Anzuge, und versuchte jede Art von Moden, wodurch sie sich reizender zu machen hoffte. Sie war auch in ihre Kleider so verliebt, dafs sie nie eins wegschenkte, und bei ihrem Tode fand man in ihrer Garderobe dreitausend verschiedene Anzüge, welche sie in ihrem Leben getragen hatte. S. D. Hume History of England. Basil. 1789. Vol. VII. S. 439. 8. Dafs Elisabeth so grofs wurde, dafs sie ihr thatenvolles Leben wenigstens durch keine Laster der Sinnlichkeit öffentlich beschimpfte, konnte allerdings mit in dem Umstande liegen, dafs sie eine Schwangerschaft getödtet haben würde.

Sie wandte eine Sorgfalt und Kunst auf die Moden und die Ausschmückungen ihres Leibes, die sich nur für eine Buhlerin, aber für kein so erhabenes Weib schickten. Sie legte fast täglich eine neue Kleidertracht an, und erschien bald in einem englischen, bald einem französischen, bald in einem italiänischen Anzuge. Sie coquettirte mit ihren schönen Händen und Armen, wenn sie Audienz gab, zog ihre Handschuh augenblicklich aus und an, und lockte einst dem Gesandten der Königin Maria auf eine listige Art das Geständniß ab, daß sie so schön, wie diese, und in Absicht der blendenden Weiße der Haut noch schöner, als ihre Nebenbuhlerin, sey. Bayle erzählt aus den Memoiren des du Maurier noch eine sonderbare Anekdote von der kleinlichen Eitelkeit dieses unsterblichen Weibes. Unter einer von den Generalstaaten an sie geschickten Gesandtschaft befand sich ein junger Holländer, welcher beim Eintritt der Königin in

den Audienzsaal von ihrer schönen Figur leidenschaftlich gerührt wurde. Er entdeckte sich einem neben ihm stehenden Engländer, und versicherte, daß wenn es möglich wäre, er der Königin gern einen hohen Beweis von seiner Liebe geben möchte. — Die beiden Männer setzten diesen Scherz fort; allein dem scharfsehenden Auge der Elisabeth war nichts entgangen, sie hatte sich jede Miene und Bewegung des jungen Holländers bemerkt, und drang nach geendigter Audienz in den Engländer, ihr das Geheimniß des vorgefallenen Gesprächs zu entdecken. Er entschuldigte sich mit der Ausflucht, daß es bloß gleichgültige Dinge betroffen habe, die nicht die Aufmerksamkeit einer Königin verdienen; aber damit war sie nicht zufrieden, und ruhete nicht eher, bis der Engländer alles frei herausgebeichtet hatte. Elisabeth freuete sich sehr über den Eindruck, den ihre Schönheit auf das Herz des jungen Mannes

gemacht hatte. Sie nahm ihm seine Muthwilligen Aeußerungen so wenig übel, daß sie ihm vielmehr eine noch einmal so schwere goldene Kette als den andern Gesandten verehren liefs. Die schönen Weiber in der großen Welt haben fast alle eine Aehnlichkeit mit dieser Prinzessin, wenn von einer übertriebenen Eitelkeit die Rede ist, und sich ihre Schönheit behaupten soll. Es hat Frauen gegeben, die auf eine martervolle Art die welkende Haut ihres Gesichts zu verjüngen suchten\*); Andere, die, um mit einer blühenden Röthe in die Gesellschaft zu treten, sich kurz vorher die sonderbarsten

\*) Montaigne erwähnt einer Pariserinn B. I. C. 40, die sich, um eine lebhaftere Farbe zu bekommen, die Haut abziehen liefs. Andere sah er Sand und Asche verschlucken, um eine blasse Farbe zu erhalten. Noch andere schnürten sich durch Schienen und Stäbe den Leib so martervoll ein, daß das Fleisch nach und nach so hart wie die hornartige Haut in den Händen der Handwerksleute wurde.



Ausschweifungen erlaubten \*\*), noch Andere, die sich der unreinlichsten und eckelhaftesten Verschönerungsmittel bedienen, und endlich sogar solche, die auf eine künstliche Art die Mörderinnen ihrer eigenen Kinder wurden, wenn ihre Schönheit erhalten werden sollte. Dieser Satz klingt schrecklich, und doch ist es aller Welt bekannt, daß allein durch die Schnürleiber, und andere Mittel unzählige Embryone getödtet worden sind, und noch getödtet werden. —

Daß die Weiber oft selbst die Schamhaftigkeit ihres Geschlechts aufopfern, um ihre Schönheit zu zeigen, und um ihre Schönheit wirksam zu machen, habe ich schon oben bemerkt. Die Schamhaftigkeit derselben wechselt nicht selten mit den Moden,

\*\*) S. eine sonderbare Verschönerungsmethode einer vornehmen Dame in den Anecdoten vom franz. Hofe aus den Zeiten Ludewigs XIV aus Briefen der Madame d'Orleans. Strasburg (eigentlich Braunschweig) 1789.

und wie die Moden. Sie steigt und fällt, wie es die jedesmalige Sitte, und die Laune des Geschmacks mit sich bringt, obgleich diese durch die Denkungsart und Sinnlichkeit der vornehmern Weiber fast allemal zuerst bestimmt wird. Die geringern Stände des Lebens sind noch die einzigen, welche in ihrer Kleidertracht Zucht und Anständigkeit beobachten, und sich mit Schamhaftigkeit verhalten, — ungeachtet oft ganz gemeine Weiber ihre körperlichen Reitze mit mehrerer Ehre, als unsere meisten vornehmen Damen, würden zeigen können. Unter hundert — dieser, mit so vieler Kunst und Sorgfalt, und taktischer Genauigkeit erzogenen Frauen giebt es, nach den Zeugniß der Aerzte — und Putzmacherinnen, immer nur wenige, die sich durch einen gesunden, von Natur graden und schönen Wuchs auszeichnen. Die Meisten haben einen verbogenen Knochenbau, oder andere versteckte körperliche Fehler, so sehr man

diese auch durch Schnürleiber, künstliche Polster, elastische Bänder, hohe Schuhe, lange Mäntel und Tücher, und andere Verschanzungen der Mode zu verbergen sucht. Die Eltern gaben vielleicht der menschlichen Gesellschaft ein gesundes, wohlgebildetes Mädchen; aber die Modehändlerinn, der Damenschneider, die eitle Nachbarinn, die schwindsüchtige Tante und Großmutter, die putzsüchtige Französinn, die sinnlosen Schmeichler drangen auf die Verkrüppelung des armen Geschöpfs. \*) Daher aber denn

\*) Rousseau erklärt sich hierüber, indem er dem ungezwungenen Auzuge der Griechinnen eine Lobrede hält, sehr wahr und sehr scharf (Emil. 4ter Theil) „Man weiß, daß die Bequemlichkeit der Kleidungen, welche den Leib nicht zwängen, viel dazu beitrug, beiden Geschlechtern die schönen Verhältnisse zu lassen, die man an ihren Statuen sieht, und welche noch zu Mustern der Kunst dienen, da die verunstaltete Natur aufgehört hat, ihr dergleichen unter uns zu geben. Von allen den gothischen Einklemmungen, von den vielen Banden, welche auf allen Seiten un-

auch die unselige Affectation der meisten vornehmern Weiber in ihrem äussern Benehmen, in ihrer Manier, sich zu tragen, in ihrem Gruss, ihrem Gange, ihrem Tanz, ihrem Anzug, weil sie immer etwas Schiefes und Verschrobenes, — es sitze wo es wolle, an ihrem Körperbau zu verstecken

sere Glieder in der Presse halten, kannten sie nicht eine. Ihre Weiber wußten nichts von dem Gebrauche der fischbeinigen Schnürleiber, wodurch die unsrigen ihre Gestalt mehr verbilden, als sie in ihrer wahren Beschaffenheit zeigen. — Es ist gar nicht angenehm, ein Frauenzimmer in zwei Stücke abgetheilt wie eine Wespe zu sehen: es beleidigt das Auge und fällt der Einbildungskraft schmerzhaft. Die Feinheit der Taille hat, wie alles Uebrige, ihre Verhältnisse, ihr Mafs; dieß überschritten, ist gewifs ein Fehler. Dieser Fehler würde an einer nackenden Person sogar auffallend seyn; warum sollte er unter der Kleidung den Namen von Schönheit verdienen. — Alles, was die Natur zwingt und einengt, ist von übelm Geschmack. Dieß ist bei dem Putze des Leibes, wie bei dem Schmucke des Geistes wahr.“ u. s. w.

haben. Daher ihre Verlegenheit, wenn sie vor der Vollendung ihres Anzugs, und ohne Mantel überrascht wurden; daher ihr unverthilgbarer Neid gegen besser gestaltete Frauen; daher ihre Entschlossenheit, uns schönere Theile ihres Leibes zu zeigen, wenn etwas Mißgestaltetes von einer andern Seite unsichtbar gemacht werden soll, daher endlich ihre vielen bösen Launen, wenn sie von den Reitzen der Schönheit verlassen werden, und kein Anzug, kein Schmuck in der Welt das Verlorne wieder herbei schaffen wird, und herbei schaffen kann.

Die unanständigen Moden der Weiber sind nach und nach von dem sinnlichen und tippigen Orient zu den kälter wohnenden Nationen übergegangen; aber auch diejenigen Kleider, welche dort aus Bequemlichkeit und wegen der großen Sonnenwärme erfunden wurden, nahm man hier als Moden der Eitelkeit, und nicht des Bedürfnisses auf. Spanien, Frankreich, England und Italien

wurden hierin sehr bald die Lehrmeisterinnen der Deutschen. Schon in den vorigen Jahrhunderten schämten sich unsere Weiber nicht mehr, sich halb nackend mahlen zu lassen; und mit dem freiern Anzuge ihrer Nachbarinnen zu wetteifern. Die Sittenbücher aus jenen Zeiten, und die Homilien deutscher Gottesgelehrten sind voll von Declamationen gegen diese Schamlosigkeit der Frauen und Mädchen. — Man war nicht mehr zufrieden, die Existenz des Teufels zu beweisen, sondern man suchte ihn gleichsam in effigie an den upzüchtigen Kleidungen des schönen Geschlechts zu zeigen, und diese als ein Zeichen des bevorstehenden Untergangs der Welt aufzustellen. Aber die Mode siegte über alle Predigten und Verordnungen der Obrigkeit, zumal da die Weiber der weltlichen und geistlichen Herren gemeinlich mit zuerst den Ton der Moden angaben. Bisweilen verschwanden auf einige Zeit die unsittlichen Anzüge; aber sie

kamen immer bald wieder zurück. Eine solche Zwischenzeit muß es wohl gewesen seyn, als der gelehrte Schottländer Dempster mit seiner schönen Frau im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts nach Paris kam, und diese durch ihren zu freien und unanständigen Anzug nicht nur ein allgemeines Aufsehen in der Residenz erregte, sondern auch einstmals beinahe mit ihrem Mann von der gaffenden Volksmenge erdrückt worden wäre, wenn sich beide nicht noch zur rechten Zeit in ein Haus gerettet hätten. War die Gemahlinn dieses Dempsters wirklich ein so engel-schönes Weib, als sie uns beschrieben wird; so kann der große Haufe ihrer Bewunderer eben so leicht durch den Anblick ihrer Schönheit, als durch ihre zu offene Bekleidung der Schultern angelockt worden seyn, und ich möchte mich eher für jenen, als diesen Umstand erklären, da, wie wir weiter unten hören werden, die französischen Sitten, sonderlich in Paris, schon im funf-

zehnten und sechszehnten Jahrhundert sehr verdorben waren.

Es kam nur immer darauf an, welche Dame eines vornehmen Mannes, oder welche Buhlerin es zuerst wagen wollte, in einem unzüchtigen Kleide zu erscheinen. An Nachahmerinnen konnte es dann nicht lange fehlen, und es ging damit just wie in unsern Zeiten, wenn heute eine unanständige Mode verschrien und getadelt, und übermorgen von ihren anfänglichen Feindinnen selbst angelegt wird. Die züchtign Weiber, die sich aber dennoch nicht der Gewalt der Mode entziehen können, haben dabei den Vortheil, dafs sie durch ein leises und stufenweises Fortschreiten derselben nicht nur anfänglich ihr Gewissen einzuschläfern pflegen, sondern auch durch eine halbe Annahme der schalkhaften Kleidung oft mehr, als andere Frauen, gefallen, die hierin zu weit gehen, und dadurch offenbar unreine Sitten verrathen. Nichts ist an-



steckender als das Exempel, sagt der große Tompson, — und wo wirkt es schneller und lebhafter, als bei den Moden, und durch die Moden? Ihre Gewalt über das weibliche Herz ist so groß, daß sich die meisten Weiber unglücklich fühlen, wenn sie ihren Hang dafür nicht befriedigen können, so groß daß sie oft für ein Kleid ihre Unschuld und Tugend, und mit ihr alles Glück ihres Lebens hingegeben haben. Ich bin überzeugt, daß tausend junge Mädchen nicht durch ihre Sinnlichkeit, sondern durch ihre Eitelkeit und Kleiderliebe fielen, und daß sie über diesen Feind ihrer Tugend vielleicht mehr, als über jenen, zu wachen Ursache haben. Wenn Geschenke das andere Geschlecht so oft zu den niedrigsten Fehlritten verleiten, und ihm gleichsam alle Besinnung nehmen konnten, so war es wieder jene Eitelkeit, welche den freigebigen Wollüstling herbeilockte, und sein Gold in neue Moden verwandelte. Wer Geschenke

annimt, verkauft, nach einem alten Sprüchwort, in den meisten Fällen seine Freiheit, wer sie gern annimt, könnte man hinzufügen, wird seine Freiheit nie wieder erlangen, und wer sie aus Begierde der Eitelkeit annimt, wird nach und nach zu jedem Laster fähig werden. Ich überlasse die Anwendung dieser Sätze auf die Eitelkeit des andern Geschlechts, und die Gefahren derselben meinen Lesern selbst. Wenn es nicht wahr ist, daß die Großen und Reichen oft so unbegreiflich schnell, — und zwar nur durch jenes Mittel die Unschuld besiegen, und den weiblichen Verstand blenden; so nehme ich meine Sätze wieder zurück, und Alles, was ich noch ferner über die Allgewalt der Mode sagen werde. \*)

\*) S. eine nicht uninteressante Abhandlung über die Mode, in L. Meisters Philosoph für den Spiegeltisch. Leipz. 1796. 12. Desgleichen über die Moden in Garve's vortrefflichen Versuchen über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem geselligen Leben. Iter Band.

Mit der Ausbreitung des Luxus, und der Moden nahmen auch unter den Europäischen Völkern sehr bald die mancherlei Ausstellungen und unsittlichen Bekleidungen der weiblichen Schönheit zu. Man erlaubte sich in diesem Stück Alles, sobald es nur von der Mode gebothen wurde, und die unzüchtigen Kleider überschwemmten schon im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert Frankreich, Italien, Spanien, England und Deutschland. Der große Dante \*) sagt in seinem Purgatorio „dafs man nun bald den Florentinischen Damen die unbescheidene Enthüllung ihres Busens werde verbiethen müssen, und der Carmelitermönch Conecte

\*) Canto XXIII.

O, dolce frate, que vuoi tu, ch'io dica?  
 Tempo futuro m'e già nel cospetto  
 Cui non sarà quest' ora molto antica,  
 Nel qual sarà in pergamo interdetto  
 Alle sfacciate donne Fiorentine  
 L'andar mostrando con le poppe il petto.

aus Frankreich, welcher im Jahr 1434 zu Rom, als ein Ketzer verbrannt wurde, hielt schon in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts sehr ernstliche Strafpredigten gegen die ausschweifenden Moden des schönen Geschlechts, besonders gegen den hohen Kopfputz der Damen. Conecte war diesen colossalischen Verzierungen so feind, daß er in den Oertern, wo er gegen diesen Weiberluxus predigte, durch Ermahnungen und Geschenke die Kinder zur Bestürmung jener Festungen aufzuhetzen pflegte. Dieses Mittel that seine Wirkung. Es durften sich endlich keine Frauzimmer mit ihren Hennins, wie er diese Thürme zu nennen pflegte, öffentlich sehen lassen, wenn sie nicht von den Kindern ausgepiffen, oder wohl gar von einemSteinhagel verfolgt seyn wollten. Nic. Montrand, ein französischer Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts, spricht in seinem Miroir des Francois gegen die Aufdeckungen des Busens noch lauter. Nach

den Beschreibungen dieses Sittenrichters zu urtheilen, muß die Schamlosigkeit der Weiber seiner Zeit hierin keine Grenze gehabt haben, indem sie nicht allein die Reitze ihrer Brust, sondern auch die Bewegung der Lunge, des Bluts und Herzens durch eine tiefe Entkleidung sichtbar zu machen suchten. Er vergleicht sie daher mit einer Art von Uhrwerk, oder mit einem Schmieblasbalg, durch dessen Bewegungen sie die Männer zu unreinen Gedanken und Leidenschaften verführen wollten. Die nachherigen Schriftsteller, [welche die französischen Sitten geschildert haben, reden in einem ähnlichen Tone, ob sie gleich weniger, als der gute Conecte und Montrand, dagegen zu eifern scheinen. Wie weit die Französinen ihre schamlosen Bekleidungen seit dem Anfange dieses Jahrhunderts trieben, wird man aus einer Stelle des Muralt in seinen Lettres sur les Anglois et les François ansehen können, welche also lautet: „Les

femmes de qualité sur tout dedaignent cette timidité, cette pudeur scrupuleuse. — Elle leur paroît quelque chose de petit et de contraint, qui sied bien à des bourgeoises; et pour s'éloigner de cette extrémité, elles s'éloignent de la modestie.“ In einer andern Stelle sagt er von eben diesen französischen Weibern: „Tout ce que les disent et font, a un certain tour de routine, qui ne sied par aux femmes, ce me semble, et vous conviendrez je crois avec moi que leur esprit devrait être couvert presque autant que le corps; que de même elles devroient le laisser entrevoir seulement. Ici on est fort éloigné de ce menagement; les femmes se decouvrent le corps et l'esprit. Elles oublient que c'est prodiguer ses charmes, que de les produire en tout tems: et les hommes devroient les en faire souvenir.“ Ein anderer Autor, der mit dem Montrand in einem Jahrhunderte lebte, Johann des Caures, erwähnt einer Weibermode seiner Zeit, die nicht sonder-

barer seyn konnte, von ihm selbst aber als etwas sehr Unanständiges und Abscheuliches dargestellt wird, — der Gewohnheit, einen Spiegel vor ihrem Leibe zu tragen. Da er diese Mode nicht genauer beschreibt, sondern nur gegen sie eifert, und sie ein Werk des Teufels nennt, so läßt sich nicht bestimmen, worin das Unzüchtige desselben bestanden haben mag. Vielleicht war es nur ein Glas, durch welches man die Rundung des Leibes hindurch schimmern liefs. Er sagt ausdrücklich, dafs nicht blofs die Buhlerinnen, sondern auch die Bürgerinnen diesen Spiegel an sich zu tragen pflegten.

In Deutschland nahm der Luxus aller Art vornemlich nach der schrecklichen Pest in der Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts seinen Anfang. Die schönsten Gegenden Deutschlands glichen einer menschenleeren Wüste, ganze Städte und Dörfer waren ausgestorben; aber desto mehr Gelegenheit hatten nun die Uebriggebliebenen sich durch

die Schätze der unzähligen Todten zu bereichern, und den Luxus gleichsam auf ihren Gräbern zu erheben. Die Ermordung der Juden, denen man eine allgemeine Vergiftung der Brunnen, und mithin alle Schrecknisse der Pest selbst Schuld gab, mußte jene Schätze nur noch vermehren, und die Ueppigkeit der Lebensweise befördern helfen. Der berühmte Geschichtschreiber der Deutschen, Herr Schmidt führt in seinem Werk eine Stelle aus der Limburger Chronik an, die das oben gesagte bestätigen kann, und ein Document der Eitelkeit deutscher Weiber aus jenem Zeitalter ist — „Und darnach, sagt diese Chronik, — als das Sterben, die Ceiselfarth, Römerfarth, Judenschlacht ein End hatte, da hub die Welt wieder an zu leben, und frölich zu seyn, und machten die Mann neue Kleidung. Die Röck waren unten ohne Geren, (Falten) und waren auch abgeschnitten um die Lenden, und waren die Röcke einen Spannen nahe



über die Knie. Darnach machten sie die Röck also kurz, eine Spann unter dem Gürtel. Auch trugen sie Hoicken, die waren all umb rund und ganz, das hiese man Glocken, die waren weit lang und auch kurz. Da gingen lange Schnebel an den Schuhen. Die Frauen trugen weite Hemde ausgeschnitten, also, dafs man ihnen die Brust beinahe halb sahe.“

Von den unschicklichen Kleidermoden der Männer hat man zu allen Zeiten einen Schlufs auf die unanständigen Anzüge der Weiber machen können. Ein Geschlecht verführt hierin das andere, und beide halten dann in Absicht des Unschicklichen gleichen Schritt mit einander. Montaigne tadelt eine herrschende Mode \*) seiner Zeit, die auch in Deutschland eingeführt war, und noch an den Rüstungen der alten Ritter zu sehen ist. Ich bin mit ihm einerlei Meinung, dafs diese

\*) S. das erste Buch, XXII. Cap. seiner Versuche von den Gewohnheiten.

Modelle eines Organs, welches die Natur selbst zu verstecken gesucht hat, zu den allerausschweifendsten Moden gehörte, die jemals erfunden worden sind. Sie verriethen offenbar noch die Barbarei des Geschmacks und des Zeitalters, ob sie gleich fast allgemein, selbst an den — Höfen und unter dem Adel, gebräuchlich waren. Die schlechten Sitten und unanständigen Gewohnheiten entsprangen, nach den Zeugnissen aller Historiker, fast immer zuerst durch die Wollüste, die Eitelkeit und den Müßiggang der höhern Stände. Die Könige von Frankreich trugen nach dem Bericht des Jovian. Pontanus am Ende des funfzehnten Jahrhunderts so kurze Kleider, dafs man sich ihnen ohne Schamröthe nicht nähern konnte. In den Orgien des Duc Regent, und anderer französischer Grofsen entkleideten sich Buhler und Buhlerinnen bis zur tiefsten Nacktheit, \*) und der berühmte La Mothe

\*) *Vie privée des Cardinal Dubois.* Londres 1790.

le Vayes versichert, daß die Ausschweifungen der vornehmen Weiber seiner Zeit noch die Laster der Männer übertroffen hätten. Vielleicht würde man dies für eine Uebertreibung halten können, da dieser große Kopf dem schönen Geschlechte nicht sehr gewogen war; allein andere gleichzeitige Schriftsteller erzählen von den Französinen Dinge, die ich nicht nennen mag, und die kein gutgesitteter Mensch ohne Schauer lesen kann. Bayle erzählt wunderliche Sachen hiervon. Der gute Gottsched tadelte deshalb den großen Historiker, — ohne zu bedenken, daß er selbst die meisten jener freieren Stellen ins — Deutsche übersetzen liefs.

Buhlerinnen, Ueppigkeit und Luxus aller Art, Modesucht, und — große Männer zeichnen vornemlich das Zeitalter eines sehr mittelmäßigen Kopfs, Ludewigs des Großen, aus. Zwei merkwürdige Begebenheiten, die sich kurz nacheinander zu-

trugen, und die ich zum Beschlufs dieses Capitels für meine Leserinnen hier hersetzen will, beschäftigten eine Zeitlang ganz Frankreich; denn was in der Residenz geschah, gab auch damals, wie jetzt, den lächerlichen oder nicht lächerlichen Ton für das ganze Königreich an. Die eine Begebenheit war die Entstehung der Fontangen. Die Buhlerin des Königs, die diesen Namen führte, eine junge Dirne; die mehr durch die frische Blüthe ihrer Jugend, als durch Talente des Geistes und Characters den wollüstigen König gefesselt hatte, pflegte, nach dortiger Gewohnheit, den Monarchen nicht selten auf die Jagd zu begleiten. Auf einer solchen Jagdpartie ward ihr einst durch einen Sturmwind ihre Coeffüre abgerissen. Die Dame hatte nicht Zeit genug, sie nach den strengern Regeln der Toilette wieder in Ordnung zu bringen, daher sie dieselbe durch ein Band, dessen Schleifen auf die Stirn herabfielen, wieder anheften liefs.

Dieses gefiel dem jovialen Ludewig so sehr, daß sich die junge Buhlerin auf sein ausdrückliches Verlangen täglich so coëffiren mußte. Wenige Tage darauf erschienen, nach dem Zeugniß der Labeaumelle, alle Damen mit Fontangen. — Die zweite Begebenheit verursachte eine andere Revolution in dem Kopfputz des französischen Frauenzimmers. Seit mehreren Jahren, sagen die Memoiren des Saint-Simon (schon in vorigen Jahrhunderten hätte er sagen sollen) trugen die vornehmen Französinen eine Art Kopfzeug, das einem Gebäude von mehren Etagen glich, und aus Messingdrath, Bändern, Haaren, Seitenfahnen und andern Anhängeln sonderbar und künstlich genug, zusammengesetzt war. Die französischen Damen wetteiferten lange Zeit in Absicht der Höhe dieses Kopfputzes, welcher gemeinlich über zwei Fuß hoch war, und, wie sich Saint-Simon sehr naiv ausdrückt, das Gesicht der Frauenzimmer in die Mitte

des Körpers brachte. Bei der geringsten Bewegung droheten diese Thürme den Einsturz. Es entstand unter den Damen ein allgemein lächerliches Tragen und Halten des Kopfs. Die Höhe der Sänften und Kutschen wuchs in Paris, und in der Provinz mit der Höhe der Coeffüren. Die Haarkräusler und Kammermädchen konnten ohne kleine Leitern und Steigen ihre Dienste nicht mehr verrichten. Aber der König, der keinen ganz schlechten Geschmack hatte, war mit diesen Pallästen durchaus nicht zufrieden; er scherzte und schalt öffentlich darüber. Alles wollte nicht helfen. Er eroberte Länder, und gewann die glänzendsten Siege; — aber die Modesucht des Zeitalters konnte er nicht unterdrücken. Desto lächerlicher war sein Unwille, dafs eine fremde Dame, die Gemahlinn des englischen Gesandten, Grafen von Shaftsbury, dem Dinge auf einmal ein Ende machte. Sie erschien grade um die

Zeit in Frankreich, als jene Coeffüren ihre größte Höhe erreicht hatten. Die Reize dieser stolzen Engländerinn waren schon verblüht; aber sie prätendirte, noch schön zu seyn. Sie hielt eine glänzende Tafel und glänzende Assembleen, sprach sehr offen und frei über die Thorheiten des Hofes und der Stadt, und brachte es endlich dahin, daß sich Hof und Stadt vor ihren bald plumpen, bald schneidenden Kritiken zu fürchten anfing. Sie trug ganz kleine Kopfzeuge, machte die Pyramiden der französischen Damen lächerlich, und in kurzer Zeit waren sie allgemein abgeschafft. — Ludewig der XIV. äußerte sich hierüber auf eine sehr kleinliche Art, zum Beweise, daß diesem so sehr bewunderten Manne die Lächerlichkeiten des Hofes oft mehr am Herzen lagen, als die Millionen Menschen, die er durch seine ungerechten Kriege mit kaltem Blute hinrichten ließ. — „J'avoue, sagte er einst öffentlich, que

je suis piqué au vif, quand je vois qu'avec toute mon autorité, j'ai eu beau crier contre les coëffures trop hautes, personne n'a eu pour moi la complaisance d'abaisser la sienne. Arrive une inconnue, une petite guenille d'Angleterre, avec une coëffure basse; tout-à-coup toute les Princesses vont d'une extrémité à l'autre!"



---

## WEIBLICHE HERRSCHSUCHT.

Contrast derselben mit der Weibersclaverei unter den meisten cultivirten und uncultivirten Völkern. — Ursachen jener Neigung. — Ihre Methoden, uns zu beherrschen. — Etwas über weibliche Staatsregierungen.

---

**D**er größte Theil des schönen Geschlechts seufzt bei rohen und gebildeten Völkern unter dem Drucke einer harten Slaverei, und einer oft mehr als unmenschlichen Knechtschaft. Es giebt keinen Grad der Erniedrigung und Verachtung, den man nicht dem schwächern Geschlechte empfinden liefs, und es ist weltkundig, daß man diese Verachtung von Seiten der Männer sogar durch das künstlichste Raffinement zu vergrößern gesucht hat. Der männliche

Witz und der männliche Stolz haben gleichsam gewetteifert, das sogenannte Meisterstück der Schöpfung auf alle ersinnliche Art zu beschimpfen, und das Weib, welches nach seiner ganzen Bestimmung so sehr zum häuslichen und geselligen Leben geschaffen wurde, in seinem eigenen Hause, und zur Belohnung für seine stillen Verdienste mit tausendfachen Ketten zu belästigen. Man hat die freundliche Stimme, und die Regungen der mitleidigen Natur unterdrückt, um nur das schwächere Geschlecht nicht emporkommen zu lassen. Man hat ihm unter vielen Völkern nach der schmerzlichen Geburt seiner Kinder nicht einmal die wohlthätigen Stunden der Ruhe und Wiedergenesung erlaubt, sondern grade dann, wenn es die Menschheit mit einem neuen Zuwachs beschenkt hatte, oft auf eine Art behandelt, für welche die Sprache keinen Ausdruck haben kann.

Schaudervoll und erschrecklich sind die Beschreibungen, welche uns zuverlässige Reisebeschreiber von der qualvollen Sklaverei, und der jämmerlichen häuslichen Lage der Weiber in Asien, Africa und America gemacht haben, und noch machen. Der stärkere Mann ist dort fast überall mehr der Tyrann, als der Gatte, seiner unglücklichen Frauen. Er kennt die zärtlern Gefühle der Liebe und Freundschaft nicht, und darum hat er auch kein Herz für die armseligen Schlachtopfer seiner Instincte, und seines barbarischen Despotismus. Er betrachtet das Weib nicht anders, als eine Gehülfinn seiner Sinnlichkeit, und nicht viel besser, als ein Thier, dessen Leben von seiner Gnade und Barmherzigkeit abhängt. Die Gewohnheit, die Gesetze seiner Nation, seine Religion selbst haben die Unmenschlichkeit gegen das andere Geschlecht geheiligt, und man würde den für einen Verbrecher halten, welcher die Weiber mit

größerer Schonung und Menschenliebe, als es die einmal eingeführten Sitten mit sich bringen, behandeln wollte.

Selbst bei den periodischen Kränklichkeiten der Weiber läßt man ihnen unter den meisten wilden Völkern eine Härte empfinden, die nahe an Grausamkeit gränzt. Diese unmenschliche Härte wird unter allen heißen Himmelsstrichen gefunden, und sie mag sich vielleicht selbst mit daraus erklären lassen, so bald jene Kränklichkeiten eintreten, wird das Weib als eine unreine Creatur vermieden und eingekerkert. Sie nur zu berühren, wäre eine Todsünde. — Die Negern, die Americaner, die Bewohner der asiatischen und Südseeinseln bauen, nach Demeuniers \*) Erzählung, eigene Hütten, welche die Weiber und Mädchen zur Zeit ihrer Reinigung beziehen müssen. Die

\*) Demeunier über Sitten und Gebräuche der Völker u. s. w. Herausgegeben von M. Hifsmann, Nürnberg. 1783 erster Theil,

Weiber der Negern sind mit dieser ganzen Behandlungsart so wenig zufrieden, daß sie gemeinlich, wie Battel erzählt, dem Monde, beim Ausbruch ihrer Kränklichkeit, als dem vermeintlichen Urheber derselben, den Rücken zukehren, und ihn mit tausend Schmähungen überhäufen. — Bei vielen Nationen ist die Gewohnheit eingeführt, daß die Weiber überhaupt nie mit ihren Männern zu essen die Ehre haben, selbst die Negersclaven essen vorher, und dann erst ihre Weiber und Kinder. Einer dieser Slaven, gab dem Labat, welcher ihm in dieser Hinsicht jene Härte gegen sein Weib verwies, folgende trotzige Antwort: „Der Gouverneur, welcher mit seiner Gemahlinn speist, ist nicht klüger, als ich. Die Weiber der Weisen sind wegen der zu großen Herablassung ihrer Männer gegen sie — stolz und ungehorsam; dahingegen die Negern, welche ihre Frauen immer in Unterwürfigkeit erhalten, Vernunft und Gerechtigkeit auf ihrer

Seite haben!“ Die Wilden an der Hudsons-  
bay trinken nie aus dem Geschirr, woraus  
ihre Weiber trinken. Im Königreich Jui-  
da, und in andern Gegenden sprechen die  
Frauen mit ihren gestrengen Eheherren nie  
anders, als auf den Knien. Die Weiber in  
Madura wagen es nicht einmal den Namen  
ihrer Männer gradezu auszudrücken, son-  
dern bedienen sich, um ihn zu bezeichnen,  
und ihre tiefe Ehrfurcht gegen die Männer  
selbst an den Tag zu legen, allerlei Um-  
schreibungen. Die Hottentotten erlauben  
sogar ihren Kindern, die Mütter auf alle  
Art zu mißhandeln. Freilich nur eine Hot-  
tentotten-Sitte; aber doch immer eine Sitte,  
die unter einem zahlreichen Volke herrscht.  
Auf der Insel Umanac werden die Weiber  
wie eine Münze betrachtet, gegen welche  
man Waaren und andere Dinge eintauscht.  
„Dieser, oder jener Artikel, heist es, kostet  
so und so viel Weiber! In andern Gegenden  
werden die Weiber bekanntlich wie das

Vieh verkauft, und wie dieses auf die Märkte getrieben. In dem Königreiche Batimena wird jede Frau, von welchem Stande sie auch seyn mag, durch das Gesetz zur Umarmung eines jeden, der sie begehrt, gezwungen, versagt sie dieselbe; so ist ihr das Todesurtheil gesprochen.

Die Eifersucht der Männer, diese giftige Hyäne der Liebe und des ehelichen Glücks, hat vornemlich zu allen Zeiten für die armen Weiber die fürchterlichsten Ketten geschmiedet, und ihre Leiden ins Unendliche vermehrt. Ich werde von der Natur dieser Leidenschaft im Capitel von der Liebe weitläufiger zu reden Gelegenheit haben. Hier kommt es nur noch auf die Darstellung gewisser Thatsachen an. — Die Harems der Asiaten sind, bei aller darin herrschenden Weichlichkeit und Eleganz des Lebens, die schrecklichsten Bastillen für das weibliche Geschlecht. Ein unbarmherziges Mißtrauen bewacht dort mit tausend Argus-

augen alle Worte, Bewegungen und Handlungen der tief eingekerkerten Frauen, und eiserne ewige Riegel ihre Keuschheit. Eine traurige lange Weile, die durch die einseitige Beschäftigung mit Putz und thierischem Lebensgenuss nie ganz verscheucht werden kann, ein oft eben so peinlicher Gram, nicht zu den begünstigsten Geliebten des Hausherrn zu gehören, oder ein versteckter nie auszulöschender Haß gegen den Despoten selbst verzehrt dort die schönen Tage der Jugend unter tausendfachen Martern. Ihre Freiheit ist auf immer dahin, ihre Schönheit selbst hat sie zu den jämmerlichen Schlachtopfern eines Menschen gemacht, der über ihren Tod und ihr Leben nach Willkühr gebieten kann, und dessen thierischen Leidenschaften sich die Unglücklichen, bei allem Eckel gegen eine plumpe und gezwungene Liebe, nicht widersetzen dürfen.\*)

\*) Der feine Menschenbeobachter Thomas entwirft von diesen Kammern des menschlichen Elends



Von ihren Eltern, Geschwistern und Freunden auf ewig getrennt, vegetiren diese armen Creaturen nur für einen Barbaren in einem

folgendes rührende Gemälde. (Essai sur la caractère les moeurs et l'esprit des Femmes. A Paris 1772. S. 4.) L'Asie entière est couverte de ces prisons où la beauté esclave attend les caprices d'un maître. La des multitudes des femmes rassemblées n'ont des sens et une volonté que pour un homme. Leurs triomphes ne sent que d'un moment; et les rivalités, les haines, les fureurs son de tous les jours. Là elles sont obligées de payer leur servitude même par l'amour le plus tendre, ou ce qui est plus offreux, par l'image de l'amour qu'elle n'ont pas. Là le plus humiliant despotisme les soumet à des monstres qui n'étant d'aucun sexe, les deshonnorent tous deux. Là enfin leur éducation ne tend qu' à les avilir, leurs vertus sont forcées, leurs plaisirs même tristes et involontaires, et après une existence de quelques années leur vicillesse est longue et affreuse.“ Es ist nemlich bekannt, das die alt gewordenen Schönen den jüngern und begünstigten in den Harems gemeiniglich die niedrigsten Slavendienste leisten, und ganz von den Launen der Ieztern abhängen müssen.

ewigen Mühsiggange, und unter der ermüdenden Aufsicht unbarmherziger Eunuchen. Aller bessere und erquickendere Umgang ist ihnen versagt, und bei der geringsten Uebertretung dieser eisernen Regel schwebt das Schwert über ihrem Haupte. Der leiseste Verdacht spricht das Todesurtheil gegen sie aus, und der geringste Grad von Eifersucht ist hinreichend, ein ganzes Serail zu verwüsten. Carre erzählt in dieser Hinsicht von einem blutdürstigen Wollüstling folgende schauerhafte Anecdote. „Abdalchan, ein General im Königreich Visapur, zog sich des Kriegführens müde, in sein glänzendes Weiberhaus zurück, worin zwölfhundert schöne Frauen beisammen wohnten. Abdalchan lebte hier, wie sich's von einem Wollüstlinge denken läßt, jeder Tag brachte neue Vergnügungen, und so wollte er sein ganzes Leben zubringen, als er von seinem Könige Befehl erhielt, eine Armee gegen Sevagy anzuführen. Abdalchan ge-

horchte, schloß sich aber vor dem Abmarsch noch eine Woche lang in sein Serail ein, erschöpfte zuletzt alle Genüsse der Liebe, und ließ darauf seine Frauen vor seinen Augen, — ohne Ausnahme, hinrichten, damit sie während seiner Abwesenheit ihm nicht ungetreu werden möchten.“

Die Aegypter waren auf ihre Weiber, ungeachtet der Körper- und Gesichtsbau derselben nichts weniger als schön war, so eifersüchtig, daß kein Schuster bei Lebensstrafe den Frauen Schuhe machen durfte. Selbst den Einbalsamirern der Leichen wollte man nicht trauen. Man fürchtete, daß diese Leute die weiblichen Cadaver mißbrauchen könnten, und übergab sie ihnen daher nicht eher, als bis sie in Fäulniß überzugehen anfangen. In Persien ist der Ort, wo die Beischläferinnen des Schachs begraben werden, ein Geheimniß, damit der Kaiser nicht eifersüchtig zu seyn brauche, und in China bewickelt man die Hand der kranken Weiber

bisweilen mit einem seidenen Faden, den der Arzt bei Untersuchung des Pulses mit größter Vorsicht anfassen muß, um nicht die bloße Hand der Patientinn zu berühren. In eben diesem China hat man, nach De-meuniers Meinung, die Füße der Frauen aus Eifersucht ganz unbrauchbar gemacht, um ihnen alle Lust zum Ausgehen zu benehmen, und sie durch einen, ihnen aufgedrungenen, körperlichen Fehler auf ihre ganze Lebenszeit einzukerkern. Als Tournefort in das Serail des Großveziers geführt wurde, konnte er die Kranken weder sehen noch sprechen. Er war durch eine undurchsichtige Wand von ihnen abgesondert, die einige Löcher hatte, wodurch die Patienten ihre Arme durchstecken mußten. — Doch ich will aufhören, noch mehrere Thatsachen von den höchst slavischen Zustände der Weiber unter uncultivirten Völkern anzuführen. Alle Reisebeschreibungen aus jenen Gegenden sind voll davon,

und erregen mit Recht unser Mitleiden mit den barbarischen Demüthigungen eines Geschlechts, welches zum Heil der Menschheit geschaffen, und zu diesem Endzwecke mit tausend Liebenswürdigkeiten des Geistes und Herzens von der Natur selbst begabt wurde.

Die angeführten Beispiele einer, gegen dieses Geschlecht erlaubten und selbst sanctionirten, Tyranney waren freilich nur Beispiele roher Nationen; allein auch unter gesitteten Völkern lebt es bis diesen Augenblick noch in einem gewissen Slavenzustande, oder doch in einer Dependenz, die einer Slavery nicht selten sehr ähnlich sieht. Selbst unsere Rechtsgelehrten haben die Frage noch nicht aufgehoben, ob das Weib nur als eine Res, oder auch als eine Person betrachtet werden müsse? und unsere Gesetze sind in einzelnen Punkten so streng gegen sie, als es der eiserne Zwang in Orient nur immer seyn kann. — Vielleicht haben wir bisweilen mehrere Gründe dazu, als der

despotische Asiat, da mit der größern Cultur der Freiheitssinn der Weiber erweitert, und ihre Gewalt über die Gefühle und Denkungsart der Männer offenbar vergrößert worden ist. In diesem erweiterten Freiheitssinne, in diesem Bewustseyn einer höhern Cultur, in diesem vermehrten Einflusse des weiblichen Herzens auf das Herz der Männer, und endlich in dem Studium unserer Schwächen liegt wohl der Hauptgrund jener ausgedehntern weiblichen Herrschucht unter gebildeten Völkern. Sobald die weibliche Seele zu einiger Aufklärung über die Würde des Weibes selbst gelangt ist, sobald sie ihre eigene Kraft zu fühlen und anzuwenden gelernt hat, wird sie sich schwerlich mehr unterjochen lassen, wenn sie auch bisweilen die Larve des Gehorsams und der Slaverei anlegen muß. Ihr Wille ist so frei, als der unsrige geschaffen, ihrem Verstande ist keine andere Form des Denkens, Erkennens und Handelns, als dem unsrigen, eingedrückt

worden, wenn er gleich dem Weibe selbst einen ganz andern Standpunct, als uns, im bürgerlichen und geselligen Leben angewiesen hat. Alle Anlagen des Weibes beweisen es uns, dafs sie nicht unsere Slavinn, sondern unsere Gefährtinn und Freundinn seyn, — aber uns selbst nicht als Slaven beherrschen soll, weil sie dadurch die Natur umkehren, und mit jenen Anlagen selbst in Widerspruch gerathen würde. Gehorsam und Dependenz sind ihr dadurch von der Natur vorgeschrieben worden, weil sie nicht zu dem stärkern Geschlecht gehört; aber defswegen hat der Mann kein Recht, sie zu seiner Slavinn zu machen, da er ihr hohe Achtung und innige Liebe schuldig ist. Zwei Dinge, die sich mit der Slaverei des Weibes nimmer vertragen können.

Gewöhnlich wird die Herrschsucht der Frauen, — ich rede hier vornemlich vom ehelichen Leben, durch zwei Umstände gereitzt, — durch ein zu groses Nachge-

ben, oder durch eine zu grofse Strenge der Männer. — Beide Extreme taugen nichts. Das eine, oder das andere mufs die Weiber verderben, wenn sie nicht mit einem sehr vortrefflichen Herzen einen sehr hohen Grad von Lebensklugheit verbinden. Verdorben und verschroben werden sie fast immer durch Ehemänner, die allen weiblichen Launen huldigen, alle Plane ihrer Frauen für weise und untadelich halten, alle ihre Einfälle für schön und witzreich erklären, und sich überhaupt eine übermenschliche Idee von ihren Weibern gebildet haben. Man könnte diese Männer wie Kinder betrachten, die aus Mangel an eigener Energie und Kraft, an eigener Entschlossenheit und Beobachtungsgabe, immer von der Hand der Frau geleitet werden müssen; — oder, wie Bestochene, die vielleicht in Rücksicht einer schon erhaltenen, oder noch zu erwartenden Mitgift der Gattinn, selbst nie mitsprechen dürfen, — oder wie Verblendete, die, in



längst genossene Reitze oder Nichtreitze vergafft, immer noch eine Göttinn und eine Heldinn aller weiblichen Tugenden zu umarmen glauben; — oder, wie Betrüger, die ihre Weiber unter der Larve von Nachgiebigkeit und Geschmeidigkeit hintergehen, um da ein ganz freies Regiment zu führen, wohin das Auge der Gattinn nicht dringen soll. Klein und schwach sind die Männer in den meisten Fällen, wo sie ganz von ihren Weibern dependiren. Es können durch diese Dependenz oft ruhige und glückliche Ehen erhalten werden; aber klein und schwach bleibt der größte Kopf, der nicht zu herrschen, und das Weib auf ihren wahren Standpunct zurückzuführen weiß, wenn er ihren Pantoffel küssen soll.

Freilich giebt es in allen Ständen des menschlichen Lebens Ehen genug, worin die klügere Frau gleichsam gezwungen ist, die Maximen der Natur umzukehren, und das Ruder der Regierung allein in die Hand zu

nehmen, wenn durch die Einfalt und Unentschlossenheit, oder durch ein klägliches Phlegma des Mannes das gesammte Hauswesen, und mit ihm vollends alle eheliche Glückseligkeit nicht zu Grunde gehen soll. Solche armselige, oder unthätige Männer müssen stets eine Vormünderinn haben, wenn sie mit Ehren durch die Welt kommen wollen. Sie selbst sind zu keinen reifen Gedanken und Entwürfen fähig, oder doch ungeschickt, sie mit gehöriger Klugheit, und zur rechten Zeit und Stunde auszuführen, wenn die gescheidtere Gattinn nicht Hebammendienste dabei verrichtet. Männer jener Art wissen nicht, wie sie einer gegen sie angesponnenen Cabale ausweichen, einen unvorhergesehenen Fall benutzen, einen Freund gewinnen, einen Feind unschädlich machen, ein Amt gehörig verwalten, einen Fehler wieder verbessern, sich in Menschen und Umstände schicken sollen, wenn ihnen die Frau nicht Anleitung dazu giebt. Sie

thun also lieber gar nichts, wenn die Rathgeberinn nicht vorhanden ist, sie verweisen den Fragenden, den Bekümmerten, den Kläger und Beklagten nur immer an die Frau, als das einzige Forum ihres Verstandes und Willens. Die Frau ist ihre Logik — durch die Frau denken, empfinden und handeln sie; — aber immer nur maschinenartig. Sie gleichen einem Instrumente, das keine andere Töne von sich giebt, als die, welche der Künstler dadurch ausdrücken will. Das Instrument schweigt, sobald der Künstler seine Finger ruhen läßt, oder seinen Athem anhält. Ich kenne Männer genug, die diese Dependenz von ihren Weibern laut eingestehen, ohne darüber zu erröthen. Sie sind glücklich, weil ihnen der Himmel gute Weiber gab; aber wehe Ihnen, wenn sie unter den Pantoffel intriguanter, oder wollüstiger Frauen gerathen wären!

Aber nicht blos diese maschinenartigen, schwachsinnigen Männer, sondern auch die

gescheidtesten und hellsehendsten Köpfe macht ein zu biegsames Nachgeben oft zu Slaven ihrer herrschsüchtigen Frauen. Das Publicum erstaunt über diese Erscheinung, spottet darüber; aber es bleibt beim Alten. Die Gelehrten haben es sich vornehmlich zu allen Zeiten vorwerfen lassen müssen, daß sie unter dem eisernen Regimente ihrer Weiber stünden \*), und diese Vorwürfe sind

\*) Der launige und witzige Herausgeber, oder, wie man will, Verfasser der komischen Romane aus den Papieren des braunen Mannes läßt seinem biedern Oberst von Waldheim S. 330. Th. II. die nicht ganz unrichtige Bemerkung machen, „daß die meisten Pastoren bestialisch böse Weiber haben, und daß unter zwanzig Pastorinnen wenigstens — neunzehn des leidigen Teufels sind.“ Sein gutmüthiger Chirurgus bittet den Ritter, sich noch ein Paar von neunzehn abdingen zu lassen; aber Waldheim bleibt bei seiner Meinung, und wirft auf eine sehr launigte Art die ganze Schuld davon auf den breiten Rücken eines Mannes, der wahrscheinlich die breitesten Schultern aller seiner Zeitgenossen hatte, auf unsern — unsterblichen Luther.

nicht ungerecht gewesen. In ihre Bücher und Wissenschaften vergraben, mit den Tiefen des menschlichen Herzens, sonderlich der Weiber, oft unbekannt, und an einen gewissen Schlendrian des gelehrten einseitigen Lebens gewöhnt, haben sie ihre Regentinnen fast immer schalten und walten lassen, wie es die Phantasie der letztern nur immer haben wollte. Je mehr diese Männer aus Liebe zu den Wissenschaften sich von ihren Weibern zu trennen anfangen, destomehr mußte die Willkühr und die Herrschsucht derselben zunehmen, nicht zu gedenken, daß sich die gelehrtesten Männer nicht selten durch eine klägliche Unbeständigkeit und Weichheit des Characters auszeichnen, und oft die erbärmlichsten Hausväter, die elendesten Kindererzieher, und, in mancher Absicht, die ungenießbarsten Ehemänner seyn mögen. Alle diese Umstände haben den Weibern der Gelehrten von jeher das Ruder in die Hände spielen müssen. Hierzu

kommt, noch der Umstand, daß ein Mann welcher seinen Kopf viel anstrengen, und dabei vielleicht noch ein wichtiges geistliches oder Civilamt bekleiden muß, gern öftere Gelegenheiten zu Mißverständnissen mit seiner Gattinn vermeiden, und, um ruhige Stunden und heitere Launen zu seinen Arbeiten zu behalten, lieber einen Theil seiner hausväterlichen Freiheit aufopfern wird. Um nur Ruhe und ungestörten Genuß eines gewissen Lieblingsstudiums zu genießen, haben schon tausend sonst herrliche Köpfe der Regierungssucht der Weiber nachgegeben, und haben oft nach und nach einen gewissen Indifferentismus in Absicht ihrer eigenen Herrschucht angenommen, den man sich, — ohne ihre Weiber genau zu kennen, schwerlich erklären würde.

Die Academien und hohen Schulen aller Art mögen daher vielleicht auch noch in dieser Hinsicht mit allem Recht die Zucht Häuser der Gelehrten genennet werden. —

Die Ehemänner können dort ihrem harten Schicksale, unter dem Gouvernement eines Weibes zu stehen, um so weniger ausweichen, je weniger Zeit sie zu dem zärtlichen und herzlichen Umgange mit ihren Frauen übrig haben, und je mehr sie durch die Trockenheit ihrer Studien, durch das Joch des Professorlebens, und durch die damit verbundenen Kränklichkeiten der Laune und des Körpers gemeiniglich für die reinen Freuden des häuslichen Lebens abgestumpft werden. Der Stubengelehrte kann sich um seine Frau wenig bekümmern, kann sie wenig unterhalten; aber dafür wird sie ihn zu beherrschen anfangen, so finster auch die Stirn des Docenten aussehen mag. Sie wird seinen Eigensinn und seine Grillen zu fürchten aufhören, weil sie ihr etwas Alltägliches geworden sind, und weil sie die Vorzüge ihres gesunden Menschenverstandes vor der mageren Büchergelehrsamkeit ihres Mannes zu fühlen gelernt hat. Sie wird die

Reste einer trockenen und pedantischen Liebe ihres Gatten nur so erwidern, wie es die erweiterten Grenzen der einmal errungenen Weiberherrschaft grade dann mit sich bringen, und es ihre neuen, oder alten Anbeter erlauben. Wenn man überdies bedenkt, daß die academischen Weiber oft auf irgend eine Art an dem Beifalle ihrer Männer mit arbeiten müssen, daß unter den Schönen einer hohen Schule wegen vieler bekannter Umstände und äusserer Verhältnisse gemeinlich eine freiere Lebensart, als anderswo, herrscht, daß der bon Ton, Cicisbeen zu haben, und damit abzuwechseln, dort autorisirt ist, daß die meisten verheiratheten Literatoren kränkliche, verstimmte, hypochondrische, ihre Damen hingegen zum Theil empfindelnde, egoistische, rangsüchtige und verschmitzte Weiber sind; so wird es uns noch begreiflicher werden müssen, daß eben diese Weiber fast alle auf dem Throne ihrer Männer



sitzen, so souverain sich auch diese immer träumen mögen. Gehet in die Häuser der größten Männer, der scharfsinnigsten Literatoren, der Lichter der Welt, an deren Strahlen sich ganze Nationen sonnen, die durch ihren Witz, durch ihre Geisteskraft und ihren Tiefsinn Jahrhunderte erleuchten, Jahrhunderte verfeinern, — die durch ihre Beredsamkeit und die Allmacht ihrer Sprache und ihrer erhabenen Gefühle ganze Menschenalter beherrschen und sich unterwerfen, — gehet hin, und ihr werdet sie sehr oft an das Gängelband eines alltäglichen Weibes gefesselt sehen, die durch ein einziges Gezänk, durch einen einzigen trotziges Blick, durch ein einziges beissendes Wort die Hoheit des hocheleuchteten Mannes auf immer niedergeworfen hatte.

Zu große Strenge, zu wenig freundliches Nachgeben, zu öftere wiederholte finstere Launen gegen das andere Geschlecht, sind ein zweiter Grund, warum es sich oft

einen Grad von Herrschaft erwirbt, den es, bei einer mildern Behandlung, und einer herzlichern Liebe des Mannes vielleicht nie gesucht haben würde. Die schönen und sanften Ergiefsungen und Ausdrücke dieser großen Leidenschaft des Mannes reißen das weibliche Herz zu noch viel sanftern Sympathien des Gefühls hin, und machen den Gedanken an eine Beherrschung des Mannes unmöglich, dahingegen oft die sanftesten und zärtlichsten Weiber der Härte der Männer den Krieg ankündigten, und nicht eher ruheten, bis sie den Sieg der Herrschaft errungen hatten. Wenn die Sanftmuth des Weibes nicht geschont wird; so greift sie zu den Waffen der List, um durch diese zu siegen, weil sie es durch Milde und Zärtlichkeit nicht konnte; oder diese liebenswürdige weibliche Eigenschaft an einen Mann unter ihrer Würde gerieth. Was das klügere, ihre Selbstkraft fühlende Weib nicht durch eine offene Declaration ihres

Willens von einem harten und eigensinnigen Manne erlangen kann, wird sie nach und nach durch Verstellung, durch Thränen, durch den Anstrich des Nachgebens, durch einen affectirten Respect gegen die Launen, und das stürmische Temperament des Mannes, oder, was am Ende so oft die Folge von allem Vorhergehenden ist, durch einen immerwährenden Kampf des weiblichen Eigensinns mit dem männlichen Despotismus zu erreichen suchen, und dann doch den Gatten an ihren Fesseln leiten. Es giebt eine Art Männer, die in ihrem Hause die Alleinherrschaft zu führen scheinen; aber gewöhnlich am meisten unter dem Pantoffel ihrer Weiber stehen; dies sind die sogenannten Sprudelköpfe, die bei der kleinsten Gelegenheit in Feuer gerathen, die nichts mit Güte und Sanftmuth befehlen und ausrichten, nichts ohne Geräusch und Toben beginnen und einleiten können, die alle Augenblicke mit Weib und

Kind zanken, keine einzige ihrer aufwallenden Launen unterdrücken, keine Zurechtweisung, keinen Widerspruch anhören wollen, die mit einem dictatorischen Egoismus in großen und kleinen Gesellschaften herumtoben, sich selbst über ihre Herrschaft in ihren Häusern Lobreden halten, und diejenigen verspotten, die jene Herrschaft nicht zu behaupten wissen. — Alles war nur ein blinder Lärm! Die klügere Hausfrau liefs den gestrengen Gemahl bei den hohen Ideen seiner monarchischen Regierung fortwüthen, schwieg zur rechten Zeit, und beherrschte hinterher den Poltergeist desto — sicherer, je mehr er vorher getobt, und doch nichts Reelles ausgerichtet hatte. Ein gleiches Schicksal trifft fast alle verheirathete Hypochondristen, so unerhört und eisern auch der Eigenwille dieser Männer seyn mag. Sobald ihnen ihre Frauen gewisse Schwächen und Lieblingsideen abgelernt haben, ist es um die Souverainité dieser

eckigen Herrn gethan, und dies um so leichter, da der Hypochondrist auf seine Grillen einen so grossen Werth legt, und die Schonung seiner Puppen, so sehr sie ihn auch heimlich quälen mögen, nicht ohne Dankgefühl zu erkennen pflegt.

Ich möchte hier allen Männern überhaupt die goldene Regel geben, keine Saite des weiblichen Herzens, sie mag sich auf Empfindlichkeit oder Empfindsamkeit beziehen, zu überspannen, sondern ihr, so viel es nur immer möglich ist, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das weibliche Gefühl kennt keine Grenzen mehr, wenn es aus seinem Geleise einmal herausgeworfen ist, zumal wenn es durch den Antrieb einer heimlichen Rachsucht gestimmt wird. Die Weiber haben eine sehr feine Empfindung von dem, was Recht und Unrecht ihrer Behandlung genannt wird, und sie fordern das Erstere um so

viel mehr, weil sie das schwächere Geschlecht sind, und nicht so viel Gelegenheit und Kraft, als wir, haben, sich jenes Recht zu verschaffen. Die unzeitige Härte vieler Männer war oft allein Schuld, daß ihre Weiber nach und nach lasterhaft wurden, indem sie die Zärtlichkeit und Liebe anderswo suchten, da sie dieselbe nicht in ihrem Hause finden konnten, oder, um in demselben doch etwas zu gelten, sich an Cabalen und Intriguen gewöhnen mußten. Durch beide Umstände ging die Gradheit und Offenheit des weiblichen Charakters verloren, welche am ersten durch die Freundschaft und Liebe des Gatten erhalten werden kann. Wer keinen hohen und reinen Begriff von der weiblichen Herzlichkeit und Güte hat, und damit klug umzugehen weiß, wer mehr durch ihre Furcht, als durch ihre Zärtlichkeit über sie zu herrschen denkt, nicht ihre kleinen Schwächen zu tragen, und zum Besten zu kehren ver-

steht, wer, um Herr im Hause zu bleiben sie wie Kinder behandelt, — sollte nimmer, heirathen. Sein Schicksal ist in den meisten Fällen entschieden. Er wird bei aller Klugheit und Vorsicht hintergangen, und die gefürchtetsten Ehemänner sind nicht selten am ersten gekrönt worden. Die weibliche Seele, des beständigen Druckes und harter Begegnungen müde, hatte vorher Alles angewandt, um den Haustyrannen zu gewinnen; — aber ohne Erfolg und Wirkung. Dies hatte nach und nach ihre Liebe und ihre Moralität selbst vermindert, — und nun wird sie die geträumte Allmacht des Mannes vielleicht hinter dem Vorhange zu zertrümmern suchen, da sie dieselbe durch Bitten und Nachgeben nicht erweichen konnte. Gesellt sich zu diesen Vorsätzen eine gewisse weibliche Schadenfreude, den gefürchteten Hausdespoten täuschen zu können, wird die Gedrückte von ihren Freundinnen selbst zum

Widerstande aufgemuntert, oder ihre anderweitigen Liebeshändel von ihnen gebilligt; so wird oft selbst die Achtung des Weibes gegen die übrigen Talente ihres Mannes nicht mehr hinreichen, ihre Tugend zu sichern, und sich hinter seinen Rücken ein Gebieth der Freiheit zu eröffnen, welches unendlich gröfser, als das seinige, in seinem Hause ist.

Man erlaube mir, dafs ich in Aufzählung der Ursachen und Umstände, warum die Neigung zu herrschen, grade dem schwächern Geschlecht so eigenthümlich ist, noch etwas weiter gehen darf. Ich rechne zu jenen Ursachen vornemlich noch folgende: — ein gewisses Gefühl von Ueberlegenheit des weiblichen gesunden Menschenverstandes in Rücksicht des unsrigen, ihre durch uns selbst erregte Eitelkeit und Ueberzeugung, wie viel die weibliche Schönheit über uns vermag, und ihr gröfserer Hang zum Geitz, wodurch so viele Männer zu Slaven der Wei-



ber gemacht werden. Es ist unläugbar, daß die Weiber uns sehr oft in einer gefälligen und ungekünstelten Gewandheit des Geistes, in einer richtigen Lebensklugheit und Lebensphilosophie, in einem hellern Scharfblick bei Abwägung sittlicher und persönlicher Verdienste, in einer tiefem Menschenkenntniß \*) und der dazu gehörigen unbefangenen Beobachtungsgabe weit übertreffen. Ihre große Dependenz von dem Urtheile des Publicums, ihr feiner Tact des Gefühls, ihre größere Gelehrigkeit, und ihr subtiler Ehrgeitz hat sie klüger, als den vorschnellen, und auf seine Kraft trotzen Mann gemacht. Ihr enger Wirkungskreis hat sie an eine ruhige Behutsamkeit, und an ein vorsichtiges Abwarten der Dinge gewöhnt, und ihre, obgleich lebhaftere Imagination hat bei der natürlichen Furchtsamkeit des weiblichen Tempera-

\*) S. unten das Capitel von der großen Menschenkenntniß der Weiber.

ments der Lebensweisheit mehr nutzen, als schaden können. Wir selbst würden ohne den Rath, und die bedächtlichere Zusprache solcher Weiber in sehr vielen Fällen äußerst unvorsichtig und unconsequent handeln, da mit Ungestüm und Plumpheit zufahren, wo wir zu unserm Besten nur ganz langsam fortschreiten, oder lieber ganz still stehen sollten, da unsrer eigenen Vernunft Blößen geben, wo die Vernunft uns allein retten konnte, da uns gefangen geben, wenn der Sieg noch nicht verloren war, oder da siegen wollen, wo wir grade Alles aufs Spiel setzen mußten, da uns Feinde machen, wo schon ein einziger zu unserm Sturze hinreichte, da die Gunst eines Mannes verscherzen, wo wir seines Beistandes und seiner Schonung am meisten bedurften; da zu herrschen suchen, wo wir durchaus nachgeben müssen — Diese feinere und delicatere Klugheit des Lebens verstehen wir Männer selten so gut, als die Weiber. Sie sehen und beobach-

ten richtiger, weil sie gemeiniglich mehr befürchten, und sie befürchten mehr, weil sie mehr beachten. Sie haben ein größeres Talent, sich in die Falten des menschlichen Herzens zu schicken, sie schliessen richtiger, als wir, von einzelnen Handlungen des Menschen auf seinen übrigen Character, sie bestimmen den Grad des Zutrauens genauer, das wir ihm schenken wollen, und schenken können; — aber sie fühlen auch in Absicht ihrer schärfern Menschenkenntniß die Vorzüge, die sie vor unserer hastigern und einseitigern Sehkraft des Geistes voraus haben, — ein Grund, warum die klügern Weiber wegen des großen Einflusses ihrer Lebensphilosophie auf unsre Schicksale gemeiniglich auch die herrschsüchtigern zu seyn pflegen. Aber eben diese klügern Frauen und Regentinnen ihres Hauses werden den Augen des Publicums und ihrer Männer selbst jene Herrschaft zu verbergen suchen, weil es ihnen keine Ehre bringen würde, ein solches

Imperium ohne Rückhalt zu verrathen, das ihrem Geschlechte nicht zukommt, und gar leicht einen zu großen Schatten auf den Character des Mannes selbst wirft.

Es ist für tausend Ehemänner ein Glück, wenn sie unter die Aufsicht und Wachsamkeit solcher Weiber gerathen, die mit Klugheit und Delicatesse zu gebieten verstehen, und die Seile auf eine gute Art zu verstecken wissen, woran sie ihre Männer leiten. Wie oft waren sie nicht schon die wohlthätigen Schutzengel unseres Geschlechts! wie oft erstickten sie nicht die Leiden des Mannes in ihrer Geburt, die unser stumpfer Blick nicht bemerken konnte! wie oft entglüheten wir nicht an ihrer weisen Hand, und durch ihre eben so herzliche, als geschickte Leitung zu großen Leidenschaften und Plänen für das Beste der Menschheit! wie oft beugten sie durch ihre bezaubernde Güte dem Sturme vor, welcher fürchterlich in uns ausbrechen wollte, und wodurch wir uns in ein tiefes

Elend gestürzt haben würden! wie oft gingen sie uns selbst bei verheimlichten Kummer und verheimlichten Unternehmungen zur Seite, und leiteten auch da unsere Schritte und Gedanken, ohne dafs wir es merken konnten! wie oft retteten sie die Ehre eines vernünftigen Erziehungsplans, wenn die Männer durch zu viel Strenge, oder zu viel Nachsicht, oder durch ein Heer pädagogischer Grillen Alles zu verderben angingen! wie oft stürzten sie mit einer unnachahmlichen Sanftmuth in unsere Arme, und hielten uns durch ihre weisen Bitten zurück, wenn wir in unserm Ehrgeitz, in unserm Groll gegen Andere, in unserm hochtrabenden Projecten, in unserm Tadel, unserer Satyre, und selbst in unserer Freundschaft zu weit gehen wollten! wie oft retteten sie endlich nicht den Mann aus den giftigen Umarmungen des Lasters! wie oft söhnten sie ihn nicht mit der Welt, mit sich selbst und mit der Tugend aus!

Dies ist eine der liebenswürdigsten und schönsten Seiten des weiblichen Herzens, und die Krone ihrer Verdienste. Unzählige Männer sind durch sie besser und weiser geworden, die es sonst nimmer geworden wären. Die Menschheit verdankt ihnen den Gewinn und Besitz der edelsten und herrlichsten Menschen, des gütigen und großen Fürsten der Nationen, der Väter des Vaterlands, der menschlichen Heerführer, der uneigennütigen Freunde, der sanften Aufklärer des Volks, der gewissenhaften Staatsbürger, der guten Ehemänner, und der Schöpfer reinerer Sitten. Würden die Weiber bei ihrem großen Einflusse auf unsere Besserung weniger ängstlich und zaghaft seyn, besäßen sie einen höhern Grad von Festigkeit des Charakters, vergrößerten sie durch eine zu weit getriebene Vorsicht nicht zuweilen die Schwierigkeiten ihrer edeln Plane selbst, ließen sie sich nicht zu sehr von den ersten Eindrücken leiten, und

durch die Bilder ihrer feurigen Imagination täuschen; so würden sie allmächtig seyn, und wir uns selbst in keinen bessern Händen, als in den ihrigen, befinden können. Dessen ungeachtet bleibt es immer ein kleinlicher und unedler Gedanke, wenn Männer darum nicht heirathen wollen, um der Herrschaft eines Eheweibes auf immer zu entgehen. Diese Freiheit ist um so mehr eine bloße Täuschung, da sich eben diese Männer gemeinlich durch andere Geschöpfe fesseln lassen, welche bloß aus Interesse und Habsucht ein Imperium über jene sogenannten freien Männer ausüben, das sich ein vernünftiges Eheweib nie erlaubt haben würde, und vernünftig sind die Eheweiber in der Regel fast alle, wenn wir vernünftig mit ihnen umzugehen wissen. Eine verständige Frau wird ihre Herrschaft nie zu weit ausdehnen, sie wird nicht in Kleinigkeiten groß zu seyn suchen, und sich zur Erweiterung ihres Gebiets keiner

Mittel bedienen, wodurch der Mann verdunkelt werden könnte. \*) Dafs es freilich auch solche Weiber giebt, lehrt, leider! die Erfahrung, aber ihre Anzahl ist nur unter unverständigen und schwachen Männern grofs. Diese Frauen regieren nicht, sondern sie tyrannisiren, und gehören nicht zu den edeln und klügern Hausmüttern, die ich oben geschildert habe. Sie verstehen nicht, wie jene, durch den Blick der Liebe den Mann zu leiten und durch einen herzlichen Händedruck und einen sanften Rath seine Leidenschaften in Grenzen zu halten, sie verstehen die Kunst nicht, sich in die Launen, in das Temperament und in die Denkungsart des Gatten zu schicken, um

\*) „Die Herrschaft der Frau ist eine Herrschaft der Sanftmuth, der Geschicklichkeit und der Gefälligkeit; ihre Befehle sind Liebkosungen; ihre Drohungen sind Thränen. Sie muß im Hause herrschen, wie ein Minister im Staate, sie muß sich das gebieten lassen, was sie thun will.“  
(R. Emil. 4r Th.)



ihn zu einer andern Zeit desto ruhiger und besser leiten zu können, nicht die Kunst, nachzugeben, nicht die Aufrichtigkeit, ihre Irrthümer und Schwächen zu gestehen, nicht die Gabe, sich in die Lage der Männer hineinzuversetzen, und ihnen dann etwas zu gute zu halten, wenn sich diese nach den Lasten und Arbeiten des Tages vielleicht eine etwas zu frohe Stunde machten. Sie poltern zu viel, als daß sie den Mann bilden und führen könnten. Sie wissen den Hausfrieden nicht zu nutzen, um durch ihn dem Manne und sich selbst das Leben zu einem Paradiese zu machen.

Ich habe oben gesagt, daß die Eitelkeit des weiblichen Geschlechts, und das Bewußtseyn, wie viel die Schönheit über uns vermag, zu den Ursachen der weiblichen Herrschsucht gehöre. — Wenn wir selbst die Urheber der weiblichen Eitelkeit sind; so werden sich auch die Weiber zu unsern Regentinnen machen. Wenn wir ihnen nicht widersprechen; so werden sie überall

Recht zu haben glauben, wenn sie dieß glauben; so werden sie endlich ihre Vernunft für infallibel zu halten anfangen, und die unsrige unterjochen. Wenn wir ihnen zu viel Schmeicheleien erweisen, zu viel Opfer bringen, so wird Stolz und Uebermuth der Gesetzgeber aller ihrer Handlungen werden müssen. Die Eitelkeit kann überhaupt nicht ohne Herrschsucht und Herrschaft befriedigt werden. Sie ist das Kind der erstern, und beide werden sich sogleich verbinden, um sich einander beizustehen und einander in ihren Planen aufzuhelfen. Denn, wenn die Eitelkeit nicht herrschen kann; so wird es ihr an Mitteln und Gelegenheiten fehlen, den Glanz zu gewinnen, den sie von Aussem sucht, und von dem sie sich nährt. Die Eitelkeit des Weibes wird sich tausend Dinge und Spielwerke ihrer rastlosen Begierden versagen müssen, wenn der Mann nicht auf irgend eine Art dependent gemacht wird. Der Herr des Hauses würde dem leiden-

schaftlichen Hange zu neuen Moden im Wege stehen, die glänzende Tafel einschränken, die festlichen Besuche der Gattinn und Kinder verhindern, den Zuspruch der Schmeichler und Cicisbeen verbitten, den weiblichen Launen nicht immer Gehör geben, und überhaupt einen Gehorsam verlangen, der sich mit der weiblichen Eitelkeit nicht vertragen will. Die eitlern Weiber sind daher wegen der innern Natur jener Leidenschaft gemeiniglich auch die regierungssüchtigsten, und trotzigsten, oder auch die verschlagensten Schmeichlerinnen ihrer Männer. Dieser letztern Art der Herrschaft können wir selten widerstehen, und daher werden wir uns die Erscheinung erklären müssen, warum oft sehr kluge und tugendhafte Männer ihren Frauen sehr zweideutige Handlungen erlauben, oder zu einer Verschwendung ihrer Frauen still schweigen, oder wohl gar die Hand bieten, wodurch am

Ende sie selbst und ihre Familien zu Grunde gerichtet werden müssen.

Aber eben diese letztere Art der Herrschaft setzt gemeinlich die Weiber in höhern Ständen tief unter ihr wahres Verdienst, und unter ihre eigene Vernunft herab, weil sie die Eitelkeit und die Methoden, sie zu befriedigen, zum System aller ihrer Handlungen gemacht haben, und der Mann nur als der arbeitende Theil des Hauses betrachtet wird. Sein Leben ist in vielen Häusern nur das Leben eines Lastthiers. Er wird seine Kräfte unter dem Drucke eines schweren Berufs, seine Heiterkeit in dem Wirrwarr verwickelter Amtsgeschäfte, seine Gesundheit, seine frohen Stunden, seinen Umgang mit guten Freunden opfern müssen, während die Dame des Hauses sich mit dem elenden kostspieligen Puppenwerk der Moden, des Anzugs, und einer empfindsamen Lecture beschäftigt, und alle ernstern Geschäfte der Hausmutter ver-

nachlässigt werden. „Je vois, sagt der kraftvolle Montaigne im dritten Buche seiner ideenreichen Versuche C. IX. S. 187. der oft angeführten Edition — Je vois en plusieurs mesnages monsieur revenir maussode et tout marmiteux du travail des affaires environ midy, que Madame est encore après à se coiffer et attiffer en son cabinet.“ „Il est ridicule, setzt er aber hinzu, et injuste que l'oysiveté de nos femmes soit entretenue de notre sueur et travail.“ Wir finden Ehen dieser Art in allen Ständen des vornehmen Lebens, und die verdienstvollsten und aufgeklärtesten Männer müssen ihren Schweiß für die Modesucht ihrer eiteln Weiber vergießen, und, — um nur den lieben Hausfrieden zu erhalten, der Herrschsucht ihrer Frauen Zeit, Geld und Vermögen aufopfern; nicht zu gedenken, daß grade diese Weiber nicht selten die geistlosesten und schwach-sinnigsten ihres Geschlechts sind. Diejenigen Männer irren sich daher sehr, welche

um Herren in ihrem Hause zu bleiben, Weiber — ohne Kopf heirathen. Diese sind gewöhnlich die eitelsten, herrschsüchtigsten und trotzigsten Creaturen von der Welt, und viel weniger, als die hellersehenden, zu leiten, da sie aus Mangel eines vernünftigen Nachdenkens gemeiniglich nur den Antrieben eines rohen Temperaments, und einer groben Imagination zu folgen pflegen, das Schiefe und Sinnlose in ihren Einfällen und Launen nicht begreifen können, und von der Delicatesse des Umgangs und der feinern Denkungsart ihrer Männer durchaus keinen Begriff haben, noch haben können.

Das Bewußtseyn der Weiber, wie viel ihre Schönheit über uns vermag, und wie sehr diese unsere Imagination anzufeuern pflegt, scheint zu ihren lebhaftesten und deutlichsten Vorstellungen zu gehören. Die Herrschaft, die sie darauf gründen, ist darum auch die kühnste und unüberwindlichste gewesen, so lange es eine weibliche

Schönheit gegeben hat; — ihre Herrschaft ist so alt, als die Welt. Die Natur hat sie selbst geboten, und geheiligt, und der menschliche Verstand hat ihre Rechte selbst billigen müssen. \*) Die Weiber bemerken es sehr bald, und sehr früh, dafs wir zu jeder Art des Gehorsams fähig sind, sobald wir durch ihre Schönheit, — sie mag nun blofs eingebildet, oder wahr seyn, gerührt werden, dafs sich unsere Sinne und unsere Phantasie bei ihrem Anblicke verwirren, dafs unser

\*) Die Weiber haben nicht defshalb eine Herrschaft, weil die Männer es gewollt haben, sondern weil es die Natur so will; sie gehörte ihnen, ehe sie sie noch zu haben schienen. Der nemliche Hercules, der den funfzig Töchtern des Thespius Gewalt anzuthun glaubte, wurde dessen ungeachtet gezwungen, bei Omphalen zu spinnen; — und der starke Simson war nicht so stark, als — Delila. Diese Herrschaft gehört den Weibern und kann ihnen nicht genommen werden, auch selbst nicht, wenn sie ihrer mißbrauchen. Könnten sie ihrer je verlustig werden; so würden sie sie schon lange verloren haben. (R. Emil. 4ter Th.)

Blut in Wallung geräth, und die härtesten Seelen durch weibliche Reitze erweicht werden. Sie bedürfen hierzu keiner tiefen Menschenkenntniß, da, nach einem Gesetz der Natur, der Mann seine Empfindungen bei dem Anblicke der Schönheit nicht verhehlen soll. — Ein elektrischer Schlag dringt bei ihrer Erscheinung unwillkürlich durch seine Imagination. — Wir verstummen, und werfen uns stillschweigend zu ihren Füßen, wenn wir auch noch so viel äußerliche Kälte gegen sie anzunehmen scheinen. Sie führt uns an den weichen Faden unserer Sinnlichkeit gefangen, wenn sie auch mit ihr selbst noch unbekannt seyn sollte, aber sie weiß es dessen ungeachtet mehr als zu gut, daß wir durch ihren Anblick bezaubert, und ausser uns selbst gesetzt werden. Mit den Jahren nimt diese Ueberzeugung der Weiber zu, so wie alsdann unsere Huldigungen und Schmeicheleien zunehmen, und es giebt für ein schönes Weib irgend einmal



eine Periode ihrer Herrschaft, wo man sie allmächtig nennen kann, wenn sich Grazie und Verstand damit vereinigen. Es ist unser Glück, daß dieß letztere so selten der Fall ist, weil die Irrhäuser alsdann zu sehr bevölkert werden dürften. —

Endlich ist der Geitz schon längst die Wurzel alles Uebels genennt worden, und auch er ist in unendlich vielen Ehen der Grund der Männersclaverei, da die Weiber zu jenem geneigter, als wir, zu seyn pflegen. An einem andern Orte habe ich gezeigt, daß diese Erscheinung daher rühre, weil sie wegen des Gefühls ihrer Schwäche, wegen ihrer Abhängigkeit und ihres untergeordneten Zustandes in Hinsicht der Zukunft und ihres Unterhalts ängstlicher und besorgter, als wir, zu seyn pflegen, weil ihnen ihre Selbsterhaltung und ihr Fortkommen schwerer, als uns, gemacht wird, weil sie mißtrauischer, als wir sind, weil sie eine größere Sorgfalt für ihre Kinder empfin-

den sind von Jugend an zu kleinlichen Ersparungen und Berechnungen gewöhnt werden. Aber eben diese Umstände, die den Geitz der Weiber oft bis zur Niedrigkeit erhöhen, vermehren in eben dem Grade die Dependenz der Männer von ihren Frauen, und machen viele zu ihren elendesten Slaven. Die Genauigkeit und Aengstlichkeit, womit die karge Frau jeden Pfennig berechnet, jeden Besuch einschränkt, jeden unschuldigen Lebensgenuss verkümmert, jedes Werk der Menschenliebe in ihre Schuldbücher schreibt, jeden Antheil an den Schicksalen Anderer nach eigenen Vortheilen abmisst, wird dem Hausvater einen Theil der Freiheit rauben, die ihm von Rechtswegen zukommt, und die Heiterkeit seiner Seele verstimmen. Ich gebe es gern zu, daß es ohne die äußerste Sparsamkeit der Weiber mit vielen Männern sehr schlecht stehen würde, daß diese sehr oft durchaus zu keinen Haushältern gemacht sind, und ohne

den Geitz ihrer Frauen ihre eigene Familie ruiniren würden; aber es ist eben so wahr, daß die Weiber in ihrer Sparsamkeit leicht zu weit gehen, und daß der Geist dieser Leidenschaft sie nicht selten zu Härten und Ungerechtigkeiten gegen ihre Männer verleitet, und das weibliche Gefühl für die Delicatesse und Wärme des ehelichen Umgangs abstumpft. Der Geitz verschlingt nach und nach die edelsten Gefühle der Liebe und Freundschaft. Er läßt sich wider die Männer selbst bestechen. Er ist ein Feind ihrer frohen Stunden, sobald sie Geld kosten, er dringt uns für unsre schweren Berufsarbeiten eine magere Kost auf; er bewacht alle unsere Schritte mit einem ängstlichen Mißtrauen, er macht dem Hausvater seine Wohnung zu einem Kerker, und ihm sein Weib zu einer Geißel lebenslang.

Die glücklichste und wünschenswürdigste Herrschaft, worunter wir stehen können, ist die Herrschaft der Liebe eines edel-

denkenden Weibes, \*) wenn man das innige und geistige Zusammenstimmen zweier Seelen in allen ihren Empfindungen und Gedanken noch eine Herrschaft der einen über die andere nennen kann. — Seelen dieser Art gehören zu den Lieblingen des Himmels, und des ehelichen Glücks. Von fern her errathen sie schon ihre leisesten Wünsche, und eilen beiderseits, sich in der liebelichsten Erfüllung derselben einander zuvorzukommen. Kein Opfer der Selbstverläugnung, keine Mühe und Arbeit, kein Kampf, kein Leiden ist groß genug, was sie von der

\*) „Ein Weib, das sittsam, liebenswürdig und tugendhaft ist; ein Weib, das ihre Liebhaber zwingt, sie in Ehren zu halten; ein Weib, das Zurückhaltung und Bescheidenheit hat; mit einem Worte, ein Weib, das die Liebe durch die Hochachtung unterstützt, sendet uns mit einem Winke an das Ende der Welt, in den Streit, zur Ehre, zum Tode, wohin es ihr gefällt. Diese Herrschaft ist schön, dünkt mich, und wohl der Mühe werth, erkauf zu werden.“ (R. Emil. 4ter Theil.)

stillen und reinen Ergebenheit in den Willen des Andern abhalten sollte. Ueberall treffen sie in einem schönen und grossen Ziele ihres ruhigen Lebens zusammen, selbst da zusammen, wo sie bisweilen von einander entfernt zu seyn scheinen, selbst bei verschiedenen Temperamenten, und ihren Uebereilungen. Sie haben und kennen bei allen ihren Handlungen kein anderes Gesetz, als das stille, aber allmächtige Gesetz der Liebe. Sie bilden und beglücken sich durch einen gemeinschaftlichen Wetteifer, dieses Gesetz in allen noch so verworrenen Situationen ihres Lebens zu erfüllen, und darin ihre gemeinschaftliche Seelengrösse zu suchen. Da sie nur ein Ganzes ausmachen, nur einen Sinn für moralische Schönheit und Güte haben; so kann man eigentlich nie sagen, dafs sie von einander, wie andere Menschen, abhängig sind. Die Einheit ihrer ganzen Denkweise, die Reinigkeit und Harmonie ihres Gefühls, das ungestörte,

liebevolle Wohlwollen gegen einander leidet keinen Zwang; kein unzufriedener Augenblick stört die Heiterkeit des Geistes, welche bei ihnen selbst ein Kind der heiligsten Liebe ist. Durch sich allein sind sie miteinander glücklich geworden, und dieses Glück ist für sie wieder nur ein gemeinschaftliches Gefühl einer gleich großen Unschuld, und vielleicht auch eines gleich großen Characters. — Die Gattinn wird in den Vorrechten des Mannes keinen Druck gegen ihr Geschlecht bemerken, sie wird den Mann selbst dieser Vorrechte wegen lieben, und er wird sie nicht mißbrauchen, weil sie ihn zum Schutzengel, und nicht zum Unterdrücker seines Weibes machen sollen. Er wird die kleinen Schwächen desselben nicht bemerken, da sie mit der Sanftheit und Milde ihres Geschlechts zusammenhängen; sie wird die seinigen bessern, weil sie gefährlich werden könnten, und ihre Liebe, um den Mann zu veredeln, von der

Natur unsterbliche Reitze bekommen hat. Diese zärtliche Leidenschaft des Weibes bedarf dazu nicht erst einer langen und trockenen Untersuchung ihrer Pflichten; sie belehrt sich selbst, sie bildet sich selbst, sie veredelt sich selbst, indem sie den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit nie aus dem Auge verlieren kann, und in seinem Auge selbst immer besser und schöner zu werden sucht. Hierin liegt vornemlich das hohe Ziel ihrer unermesslichen Thätigkeit und bleibenden Selbstkraft zum Guten. Was vor dem Richterstuhle der gegenseitigen Liebe nicht gebilligt wird, ist für sie fremd, und tief unter ihrer Würde, — denn nur das Gute kann von einer reinen Liebe gebilligt werden. „Wie wirst du diese oder jene Handlung bei dem edeln Charakter, bei dem schuldlosen Herzen deines guten Weibes verantworten können?“ so fragt sich augenblicklich der bessere Mann. „Wie tief könnte auch die kleinste Uebereilung die schuldlose Seele

deines Gatten verwunden?“ So fragt sich das bessere Weib, und ihre Tugend ist mit tausend Schutzengeln umgeben. Doch ich muß wieder zu den Weibern überhaupt zurückkehren, — zu den Weibern, wie sie sind, nicht, wie sie seyn sollen. —

Die Methoden, wie und wodurch sie uns Fesseln anlegen, und oft so sicher auf den Thronen ihrer Herrschaft zu erhalten wissen, sind nach den verschiedenen Temperamenten, Launen und Spannungen des weiblichen Gefühls selbst sehr verschieden. Einige bringen durch eine unermüdete Arbeitsamkeit ihrer Zunge, oder eine beifige Geschwätzigkeit nach und nach Alles unter ihren Zepter. Die muthigsten und feurigsten Männer werden endlich durch jenes Mittel zum Schweigen gebracht. Wenn es aufs Plaudern und Zanken ankommt; so können wir es mit dem schönen Geschlecht nicht aushalten, — wir trotzen und fahren auf; aber die Weiber spinnen den Faden



ihres Geränks ins Unendliche, wenn sie wollen. Bei vielen ist es eine Art von Gebelle, das durch keine Vernunftgründe unterdrückt werden kann, bis es von selbst, oder durch die Erschöpfung der Lunge aufhört. Da die Empfindlichkeit der Weiber ohne allen Widerspruch gröfser und reizbarer, als die unsrige ist; so bricht sie nach einer wahren oder nur vermeinten Beleidigung immer wieder hervor, und fängt ihre Krickeleien immer wieder von vorn an, wenn wir uns schon längst mit ihnen ausgesöhnt hatten. Wir haben dagegen keine andern Waffen, als die des schweigenden Nachgebens, und der eiser- nen Geduld oder der Gewalt. Die erstern sind freilich die vernünftigsten; aber sie vermehren die Siege des weiblichen Eigensinnes und der weiblichen Herrschaft über uns oft auf eine Art, daß unser freier hausväterlicher Wille auf immer verloren geht.

Andere Weiber gründen und befördern ihre Souveraineté durch ein in sich gekehrtes Wesen, durch ein schmollendes Still-schweigen und den peinlichen Ausdruck erlittener Beleidigungen, sobald sie nicht ihren Willen haben können. Die feinsten und besten Weiber sind bisweilen zu diesen kindischen Aeusserungen ihrer Launen fähig, und sie erreichen dadurch ihre Absichten um so eher, je weniger der ungeduldige und feurigere Geist der Männer jene kalte Zurückhaltung und Stille der Frauen vertragen kann. Vornehmlich werden gutartige Männer in solchen Fällen tausendmal lieber nachgeben, und den heitern Sinn ihrer Weiber wieder herzustellen suchen, als sie durch ein gleiches Benehmen zu einem noch gröfsern Trotz zu reizen. — Sie werden, wenn sie auch das Recht auf ihrer Seite hatten, der schmollenden Ehefrau — mehr, als auf dem halben Wege entgegenkommen,

und auf diese Art den goldenen Hausfrieden wieder zurückführen. Uebrigens bin ich der Meinung, daß in dem Charakter der Frauen, die oft durch jenes trotzendes Stillschweigen ihre Männer zu beherrschen suchen, eine gewisse Falte liegt, die ihre Liebenswürdigkeit in einem sehr hohen Grade vermindert, und von einer kränklichen Schwäche des Verstandes zeugt. Weibern dieser Art gebricht es gemeinlich an jener Offenheit der Seele, — die nichts Verstecktes dulden kann, und uns unsere Fehler lieber vergiebt, als sie stillschweigend überzählt, und so würde dann die Frage übrig bleiben: — ob, wenn der Ehemann zwischen zwei Uebeln das Kleinste wählen soll, ihm eher ein etwas zänkisches, oder ein schmollendes Weib zu wünschen sey?

Noch andere Weiber herrschen durch eine künstliche Freundlichkeit, durch Schmeicheleien und Liebkosungen über die Seelen ihrer Männer und Anbeter. Diese feinen, herz-

lich scheinenden Schmeichlerinnen sind allmächtig, weil sie uns ihre Herrschaft so leicht und angenehm zu machen wissen, oder weil wir gar nicht einmal beherrscht zu werden glauben. Sie verbinden uns die Augen durch ihre Gutmüthigkeit, und eine listige Zärtlichkeit. Sie suchen nie etwas von uns zu errotzen, sondern Alles durch Bitten, durch Vertraulichkeiten, durch ein schmeichelhaftes Zuvorkommen unserer Wünsche, durch die Schonung, oder leise Anregung unseres männlichen Ehrgeitzes, und durch das Abwarten unsrer schwachen Stunden, und unsrer Sinnlichkeit zu gewinnen. —

Wenn ihre Männer stürmisch, unbiegsam zu werden anfangen; so widersprechen dergleichen Weiber nie, oder mit Liebkosungen und Küssen. Sie drücken uns den Mund mit ihren Lippen zu, und streicheln mit sanfter Hand die Runzeln des Unmuths und Zorns von unserer Stirn weg. Oft brin-

gen sie uns die größten Opfer weiblicher Geduld, und eines ungewöhnlichen Nachgebens, versagen sich, wenn wir es zu verlangen scheinen, die größten Freuden ihres Lebens, tragen selbst harte Beleidigungen von uns mit einer unbeschreiblichen Sanftmuth, schmiegen sich mit unermüdeter Folgsamkeit in die sonderbarsten und unbilligsten Launen ihrer Männer, kerkern sich, ihnen zu gefallen, und bei allem Hange zum geselligen Leben monathlang in ihre Häuser ein, und sind dessen ungeachtet die unüberwindlichen Regentinnen ihrer Gatten. Man hat jenes einschmeichelnde Wesen der Weiber sehr oft Falschheit genannt; aber ich mag ihm diesen Namen im Allgemeinen nicht geben. Es giebt sehr viel Frauenzimmer, und vielleicht sind es die meisten, denen die Natur ihres Geschlechts und Characters jene freundliche Zärtlichkeit und Geschmeidigkeit selbst vorgeschrieben hat. Sie können sie nicht ablegen, wenn sie auch

einmal eine gewisse Strenge gegen uns annehmen wollen. Ihr Auge zürnt und lächelt mit uns, ihr Zorn geht augenblicklich wieder in Reue über, und, indem sie uns fortstossen wollen, ziehen sie uns schon wieder zu sich hin; — sie wollen lieber in einem höchststürmischen männlichen Herzen, als in gar keinem wohnen, — lieber einen harten Mann haben, als keinen besitzen. Ueberdieß lehrt sie eine ganz unschuldige Klugheit, daß viele Männer nicht anders, als durch die Liebkosungen der Weiber geleitet und gebildet werden wollen, warum sollten sie sich dieser Waffen ihres Geschlechts nicht bedienen, da sie durch Trotz und Eigensinn nur Alles verderben würden! dagegen sie durch ihre Sanftmuth unendlichen Nutzen stiften können, und unendlichen Nutzen gestiftet haben.

Endlich leiten uns gewisse Weiber durch eine affectirte, oder wirkliche Kränk-

lichkeit ganz nach ihrem Willen. Da sie unser Mitleiden in einem sehr hohen Grade zu erregen und zu unterhalten verstehen; so bleibt uns nichts übrig, als ihren Launen und Grillen, so sonderbar sie auch oft seyn mögen, nachzugeben. Ihr thränenvolles Auge, ihre Vapeurs, ihr zarter Glieder- und Nervenbau, ihre zitternde melodische Stimme, ihre Recepte und Medicingläser bitten um Nachsicht und Schonung gegen sie. Da wir den Grad ihrer körperlichen Leiden nicht genau berechnen können, so wird das weiche Herz des Mannes in einer fortdauernden Ungewilsheit erhalten, ob jene Leiden vielleicht nicht noch größer sind, als sie die Dulderinn zu erkennen giebt, und eben dieses erweichte Herz wird dadurch bis zur gänzlichen Abhängigkeit von ihr hingerissen werden. Wir werden es nicht wagen, die Leidende auch nur mit einem Blicke zu kränken, weil ihre Gesundheit

dadurch noch mehr zerrüttet werden könnten, wir werden allen ihren Wünschen zuvorkommen suchen, um ihren Zustand zu erleichtern, wir werden uns beherrschen lassen, weil wir bemerken, daß sie Vergnügen daran findet. Ist jene Kränklichkeit und die damit verbundene Empfindlichkeit nur affectirt; so gehört sie zu den unredlichsten Kunstgriffen der weiblichen Herrschsucht, und verdient unsere ganze Verachtung. — Ich habe Weiber gekannt, die sich nach jedem kleinen Zwiste mit ihren Männern krank machten, die Aerzte selbst dann gegen sie aufhetzten, dem schon belasteten Mann durch Nachbarn, Freunde und Gesinde die bittersten Vorwürfe machen ließen, und ihn auf die Art zu einer Reue zwangen, wozu er nicht verpflichtet war.

Die Ehen sind überhaupt selten glücklich, wenn sich der Mann ein kränkliches Weib genommen hat. Diese Frauen sind



dabei in unsern Tagen gemeiniglich empfindende Thörinnen, und so wird das Uebel noch ärger. Mit der kranken Frau wird er Mitleiden haben, und ihr in tausend Fällen auch da, wo sie Unrecht hat, nachgeben müssen, die Phantasien der empfindenden wird er bei aller seiner Herzensgüte nie ganz befriedigen können, — sie wird ihn bei ihren empfindsamen Launen oft tölpisch und ungenießbar finden, und sich Männer von anderm Schlage zu ihren Gesellschaftern aussuchen. Die kränkelnde Frau wird ihn in sein Haus einkerkern, und von ihm ein unermüdetes Anhören ihrer Jeremiaden verlangen, oder gar erzwingen; der empfindenden Gattinn wird, bei aller ihrer Nervenschwäche, das Haus zu enge werden, sie wird überall nach einem verfeinerten Lebensgenuss, nach einem sentimentalen Umgange mit feinem Männern und Weibern haschen, und den Ehemann einen Barbaren schelten, der ihr jene Bedürfnisse

des Geistes und Herzens versagen will. Die kränkelnde Frau wird ihn zu einem Slaven ihrer Aerzte, die empfindelnde zu einem Slaven ihrer Anbeter machen. Wohin sich der Unglückliche wendet, wird und muß er anstossen, er mag wollen oder nicht. — Der Eigensinn eines kränklichen Weibes hat tausend scharfe Ecken, denen er nicht ausweichen, und deren jede ein Bollwerk der weiblichen Herrschaft werden kann. Der Erziehungsplan, den der Mann entworfen hat, wird vielleicht der nervenschwachen Dame nicht gefallen, das, was er geschmackvoll und schön nennt, wird sie geschmacklos und häßlich finden; der Freund seines Herzens, welcher ein biederer, liebenswürdiger Mann ist, wird in ihren Augen ein Tölpel und ein Naar seyn. Das Vergnügen, die frohe Stunde, die er seiner Gattinn schenken will, wird sie zu einer andern Zeit haben wollen, und wenn sie gekommen ist, sie dennoch fade und unge-

niefsbar nennen. — Die Lecture, welche ihr der Mann giebt, wird sie verwerfen, und die er ihr nicht geben will, wird sie wählen; — alles aus einem Geiste des Widerspruchs, der vielleicht nicht in ihrem Charakter, sondern in ihrer Kränklichkeit liegt. Heute wird sie ihren Gatten mit Inbrunst und Liebe umarmen, und morgen mit ihm stundenlang über Kleinigkeiten zanken, die des Nennens nicht werth waren. Heute wird sie über ihr ehliches Glück und den edeln Charakter ihres Gatten Thränen der Freude vergießen, und morgen vielleicht ohne alle Veranlassung ihm kränkende Vorwürfe wegen seiner erkalteten Liebe machen, und von einer Nebenbuhlerin träumen. Man könnte das ganze Leben vieler solcher Weiber einen fortdauernden Fieberparoxismus nennen, der nur mit ihrem Tode aufhört; — und dennoch würden sie unser inniges Mitleiden verdienen, wenn sie die Krankheiten ihrer Phantasie und ihrer

Nerven mehr, als geschieht, zu besiegen suchten. Aber dieß leidet ihr Egoismus, und ihr verschrobenes Gefühl nicht, — sie wollen lieber noch kränker seyn, oder wenigstens scheinen, um desto sicherer herrschen zu können. Die Verzärtelung ist ihr Element, — und die Verfeinerung ihrer Empfindungen soll ihnen ein Recht geben, über den weniger feinen Mann zu gebieten. Sie haben eine große Idee von der Erleuchtung ihrer Vernunft, und sie trauen sich dann um so vielmehr zu, da der Hang, Alles zu tadeln, in ihrer Nervenschwäche liegt, und ihre Critiken gleichsam durch sich selbst autorisirt.

Ich will diesen Abschnitt meines Buchs mit einigen Gedanken über weibliche Staatsregierungen beschließen, gesetzt, daß auch hier nicht ganz der paßlichste Ort dazu seyn sollte. Daß die Weiber in ihrem Hauswesen zu herrschen, und despotisch zu regieren geschickt sind, — beweisen sie zum

— Verdrusse vieler tausend Männer alle Tage. Aber eben deswegen haben Philosophen und Politiker ihnen jenes an sich gerissene Recht nicht zugestehen wollen. Dafs sie aber ganze Staaten regieren können, hat man nicht so widersprechend und schädlich gefunden. Die Philosophen und Politiker haben in beiden Stücken Recht. Wenn die Frau Alleinherrscherinn in ihrem Hause seyn will; so verliert der Mann seine Rechte und seine Autorität. Er ist nicht mehr der Hausvater, der er nach dem Naturgesetz seyn soll, — er, als der Stärkere, zeigt sich dann als der Slave des schwächeren Weibes, er ist kein Mann mehr. Bei der Regierung der Staaten ist das Verhältnifs ganz anders. Der Staat ist kein einzelnes Wesen, er verliert sein Ansehn dadurch nicht, wenn er von einer weisen Regentinn beherrscht wird, und seine Unterthanen leben wegen der sanftern Eigenschaften der Fürstinn vielleicht glücklicher und

ruhiger, als unter einem männlichen Zepter. Dieß ist der Grund, warum der große Gesetzcritiker, Montesquieu, die weiblichen Staatsregierungen rechtfertiget! und hingegen die häusliche Herrschaft der Weiber verwirft. Montesquieu, hätte seine Gründe noch geltender machen können, wenn die großen und guten Fürstinnen selbst, die er im Sinne haben mochte, ihre Länder ganz allein nach eigenen Planen, und mit der ihrem Geschlechte so ganz eigenthümlichen Menschenliebe und Milde regieren könnten. Aber der Name der Alleinherrscherinnen stand nur in ihren Titeln, vielleicht die einzige Christina von Schweden ausgenommen, deren unermesslicher Stolz selbst ihren Liebhabern nur eine momentane Herrschaft erlaubte. Selbst die Länder der weisesten und größten Fürstinnen sind von jeher durch Günstlinge beherrscht worden, — und diese waren gewiß nicht immer die besten Menschen. Wäre es

möglich, daß eine edle Regentinn, ohne sie, regieren könnte; so würden die weiblichen Staatsregierungen wahrlich nicht zu den schlechtern gehören. Der höhere Grad des Mitleidens und der Menschenliebe, den wir bey den Weibern antreffen, ihr feineres Gefühl für Moralität, Gerechtigkeit und Pflicht, ihr nicht durch den Anblick des Krieges und seine schrecklichen Thaten abgehärtetes Herz, ihre natürliche Ehrlichkeit und Treue in ihren Zusagen, würde sie auf dem Throne in tausend Fällen zu den Schutzgöttinnen der Menschheit machen, und über die Regenten der Welt erheben. Künste und Wissenschaften würden unter ihrer sanften und menschlichen Regierung blühen, die Erziehung der Bürger des Staats würde das heiligste Gesetz ihrer Gesetzgebung ausmachen, die Sittenlosigkeit durch das große Beyspiel eines tugendhaften Hofes verschwinden, die Ehe als der ehrwürdigste Stand im Staate, geehrt

und befördert, ihre Keuschheit und Treue belohnt, ihre Uebertretungen mit Schande gebrandmarkt werden. Die unschuldige Eitelkeit der Regentinn würde selbst zur innern Vollkommenheit und Aufhellung des Staats mitwirken müssen. Sie würde große Köpfe hervorrufen und schaffen, welche die schöne Bildung eines Staats beschreiben und berichtigen könnten, der unter der Hand eines biedern Weibes so viele Formen des Edeln und Schönen bereits angenommen hatte. — Aber die Favoriten verderben Alles. Sie sind unter der Regierung der liebenswürdigsten Regentinnen das, was eine Pompadour unter Ludewig XV. war. Sie sind es, die nach und nach durch ihre Schmeicheleyen und Cabalen den graden Sinn der besten Fürstinnen verschrauben, ihr sanfteres weibliches Gefühl der Menschenliebe abhärten, ihren Stolz vergrößern, sie zu unnützen Staatsausgaben verführen, und statt der Künste und Wissen-



schaften einen orientalischen Luxus ausbreiten helfen, wodurch sich vom Anbeginn alle Weiberregierungen ausgezeichnet haben. Sie sind die verborgenen oder öffentlichen Tyrannen des Staats, denen die armen Länder ihr Eigenthum und ihren Schweiß zum Opfer bringen müssen, sie zertraten, sich auf die Schwäche der Regentinnen stützend, das Heiligthum der Gesetze und der Gerechtigkeit, sie machten die gutmüthigsten Fürstinnen selbst grausam und despotisch. \*) Sie vergossen das unschuldige Blut, was unter dem Namen der Regentinn vergossen

\*) Thomas betrachtet in seinem Essai sur le caractère des femmes den Despotismus gekrönter Weiber noch aus einem andern Gesichtspuncte, der mir in psychologischer Hinsicht sehr richtig scheint. "En général, sagt er S. 110, les femmes sur le trône, sont plus portées au despotisme, et s'indignent plus des barrières. Le sexe á qui la nature assigna la puissance en lui donnant la force, a une certaine confiance qui l'élève à ses propres yeux, et n' a pas besoin de s' attester à

wurde. — Ich wage es daher nicht, die Regierungen der besten Fürstinnen selbst die besten zu nennen. Sie haben sich alle durch große Staatsfehler ausgezeichnet, da hingegen in den Ländern der bessern Fürsten mehr Energie und Ordnung in Verwaltung der Geschäfte, mehr Aufsicht über das Detail der Regierung, mehr Industrie und Betriebsamkeit, und mehr große Köpfe zu herrschen pflegten, anstatt, daß in weiblichen Regierungen mehr der liebenswürdige Mann hervorgezogen wurde. Der Regent wird überall, wenn er will, die

*lui même des forces dont il est sûr. Mais la foiblesse s'étonne du pouvoir qu'elle a et précipite ce pouvoir de tous les côtés pour s'en assurer elle même. Les grands hommes ont peut-être plus le genre de despotisme, qui tient à la hauteur des idées; et les femmes hors de la classe ordinaire, le despotisme qui tient aux passions; le leur est une saillie de leur ame, bien plus que le fruit d'un système."*

Lücken und Gebrechen seines Staats persönlich untersuchen, und ihnen persönlich abhelfen können. Er wird gegen Schuldige und Verbrecher eine strenge und genaue Gerechtigkeit beobachten, wenn der höhere Grad des weiblichen Zartgefühls und Mitleidens gegen uns oft zu viel Schonung und Nachsicht mit dem Lasterhaften selbst in weiblichen Staatsregierungen veranlassen, oder der Despotismus der Regentinn Grausamkeiten erlauben und gebieten würde, die selbst der härtere Fürst verabscheuen dürfte. Der Regent wird die Cabalen und Intriguen seines Hofes mit einemmale zerschneiden, anstatt, daß an weiblichen Höfen wegen des natürlichen Hanges gekrönter Frauen zu jenen Cabalen selbst, sie oft ins Unendliche fortgesponnen, und durch den kleinlichen Geist der weiblichen Neugierde, Zanksucht, Eitelkeit und Coquetterie unterhalten werden. Der Regent kann sein Vaterland persönlich vertheidigen, und durch

eigenthümliche Proben seiner Tapferkeit die Rechte des Vaterlandes sichern, und die Herzen seiner Unterthanen fesseln, anstatt, daß die Regentinn in den Zeiten der Noth und den Stürmen des Krieges das meiste nur von fernher beurtheilen und bewirken kann. Der Regent wird mit einem viel umfassendem politischen Scharfblick die mannigfaltigen Fächer seines Gouvernements und ihre feinere Verbindung zu einem Ganzen übersehen, und mehr nach dem Maafsstabe einer ernstest Überlegung und Staatsklugheit, als nach den entweder zu raschen, oder zu schüchternen Eingebungen einer weibischen Imagination handeln. Der Regent wird die wahren Talente und Verdienste seiner Staatsbedienten richtiger und ruhiger zu beurtheilen wissen, weil er selbst — Mann ist, und selbst zu arbeiten gelernt hat. Er wird die Mitarbeiter seines großen Regierungsgeschäfts nicht nach den zufälligen, oder erkünstelten Annehmlichkeiten ihrer Per-

son, ihres Witzes, ihres Umgangs, sondern nach dem innern Werth ihrer Verdienste und ihrer Rechtschaffenheit belohnen.

FREUNDSCHAFT

der Freier unter einander — die Männer und  
Hindernisse, und deren Ursachen. Welche Vorteile  
sind aus Freundschaft zu erwarten geschickter —  
Schwierigkeiten, sentimentale Freundschaften unter  
den Weibern. — Ueber den Umgang der Mütter  
mit ihren Töchtern.

Das die Weiber bei Abwägung ihrer ge-  
eignigten Ausschließlichen Talente und  
Verdienste sich einem ganz gleichzeitigen  
Machtstrebe bedienen, nicht sich bescheiden,  
ganz aufzugeben, sondern sich zu erhalten,  
zu erhalten, als wüsste man ihnen gebräut  
sind, so ein Lebensalter und eine Folge  
von Geschicklichkeit der Geschlechter  
sollte. Es geht nicht, Frauen, und die  
Beseitigung der Weiber, die man...

---

## FREUNDSCHAFT,

der Weiber unter einander. — Ihre Mängel und Hindernisse, und deren Ursachen. Welche Weiber sind zur Freundschaft am wenigsten geschickt? — Schwärmerische, sentimentale Freundschaften unter den Weibern. — Über den Umgang der Mütter mit ihren Töchtern.

---

**D**afs die Weiber bei Abwägung ihrer gegenseitigen Annehmlichkeiten, Talente und Verdienste sich eines ganz eigenthümlichen Maafsstabes bedienen, und sich einander ganz anders zu beurtheilen und zu recensiren pflegen, als wir es zu thun gewohnt sind, ist ein Erfahrungssatz und eine Folge von der Verschiedenheit des Geschlechts selbst. Es giebt Reize, Vorzüge und Liebenswürdigkeiten der Weiber, die uns be-

zaubern und veredeln; die aber bey andern Frauen eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbringen, weil wir bey dem Anblick jener physischen oder moralischen Schönheiten durch keinen Neid in unsern Urtheilen geleitet werden — die Weiber hingegen dieser Leidenschaft in solchen Fällen nicht ausweichen können. Wenn man sich hiervon überzeugen will, so mache man nur den Versuch, eine Abwesende in Gegenwart mehrerer Frauen besonders zu rühmen, und die Vorzüge derselben nahmentlich auseinanderzusetzen — und es müßte wunderlich zugehen, wenn nicht dieser und jener wenigstens ein kleiner Widerspruch, wenigstens ein neidischer Blick, eine bedenkliche Miene entzwischen sollte, die Alles sagt, was in dem Innern des weiblichen Herzens indessen vorgegangen ist. Einige werden den Verstandestalenten, der Cultur und Feinheit des Geschmacks, den schätzbaren Kenntnissen der Gepriesenen

Gerechtigkeit widerfahren lassen; aber es wird ihnen doch Mühe kosten, gewisse hingeworfene, schalkhafte Bemerkungen über den Gang und die Geberdung der Abwesenden, über die Fehler der Aussprache, über die Unkunde in oeconomischen Angelegenheiten, über ihr ängstliches Haschen nach dem Umgange mit — Gelehrten, über die Wahl ihrer Lecture und ihres Briefwechsels — nicht zu machen. Andere werden bey den Lobpreisungen der Mitschwester ein bedenkliches und bedeutendes Stillschweigen beobachten, und uns dadurch zu verstehen geben, daß die Gepriesene nicht das in den Augen Anderer ist, was sie uns zu seyn scheint, daß ein gewisses anderes Publicum besser als wir, unterrichtet wäre, und daß wir als Männer in Beurtheilung der Weiber nicht ganz competente Richter seyn könnten. Noch andere werden unsern Lobpreisungen, die wir einer Abwesenden schenken, gradezu widersprechen,



über unsere Blindheit lachen, unsern Geschmack bespötteln, und uns für Thoren erklären, die auf eine so ganz gewöhnliche Person, auf ein solches Alltagsweib einen solchen Werth legen konnten. Diefs ist wenigstens der Ton in der sogenannten gebildeten Welt; es kann seyn, dafs er in der nichtgebildeten besser und billiger ist.

Am wenigsten werden die Weiber mit unsern leidenschaftlichen Urtheilen über die Grazie und Schönheit anderer Frauenzimmer übereinstimmen. Ihre gegenseitige Eifersucht in diesem Puncte, und ihre Unbilligkeit gegen schöne Frauen übersteigt oft alle Grenzen. Viele verlieren bey ihrem Anblicke alle Besinnung — und zeigen durch die Verwirrung ihrer Ideen, und die Wildheit ihrer Blicke, wie sehr sie durch die Gegenwart einer Schönheit, wodurch sie in den Hintergrund der Gesellschaft geschoben wurden, beunruhigt werden. Ihre Heiterkeit, ihre fröhliche Laune,

ihr unterhaltender Witz, ihr ruhiges Nachdenken ist dahin. Es sind die liebenswürdigen Weiber nicht mehr, die es vor der Stunde waren. Sie versuchen durch ein Bonmot, durch eine subtile Replique, durch das Auskramen einer philosophischen Sentenz, einer dichterischen Floskel, einer neuen sentimental Lecture zu glänzen, und die Schönheit der liebenswürdigen Nebenbuhlerin zu verdunkeln; aber ein Blick nach ihren Reizen hin, — ein inneres leises Geständniß: “dieses Weib ist wirklich schöner, als du” — bringt immer wieder die erste Verwirrung der Ideen hervor, und foltert die Minderschöne mit heimlichen Qualen. Die Gesellschaft wird ihr zu eng, und zum Eckel, sie nimt an keiner Freude mehr den warmen Antheil, wozu sie sonst so leicht zu stimmen war, sie wird die Gesellschaft früher verlassen, als sie es beschlossen hatte, und Nächte lang wegen der Erscheinung eines schönern Weibes schlaflos zu-

bringen. Da die Weiber es sehr wohl wissen, wie sehr wir von den Eindrücken der weiblichen Schönheit selbst abhängen, und wie leicht wir durch sie unsere Herrschaft verlieren; so werden sie die Schöneren zu demüthigen, und ihre Triumphe nicht selten zu erschweren suchen. Sie werden uns ihren Charakter und ihre Sitten verdächtig machen, sie werden sie, wenn es sich nur einigermaassen thun läßt, aus ihren Zirkeln verbannen, ihrem Umgange mit Männern auflauern, ihren frühern Liebshaften einen schwarzen Anstrich geben, ihren Anstand und den Ton ihres äußern Betragens persifliren, und uns vielleicht selbst vor ihrer Gesellschaft warnen. Sie werden ihr ihre Anbeter zu entreissen suchen, und diesen, um nur die Siege der schönen Frau zu vermindern, oft ein Entgegenkommen zeigen, das nicht selten — zweydeutig wird, wenn es die Eifersucht verlangt. Und so ist in den Augen der Frauen die Schön-

heit bald ein Glück, — bald ein Verbrechen. —

Man wird daher ein Frauenzimmer höchstselten das andere schön nennen hören. Alles, was man der Schöneren, auch wohl der Schönsten zugesteht, wird nur darauf hinauslaufen, dafs sie hübsch sey. Ein Ausdruck, welchen offenbar die Eifersucht darum wählt, weil man einem hübschen Weibe immer noch allerley Gebrechen ihrer Figur, ihrer Gesichtsbildung und ihrer Grazie andichten kann, und weil die Nebenbuhlerin dadurch minder gefährlich zu werden scheint. — Übrigens will ich gern zugeben, dafs auch bey diesen, uns oft lieblos scheinenden Urtheilen der Weiber über die Schönheit ihrer Mitschwestern ein scharfsehenderes Auge, als das unsrige, zum Grunde liegt, und dafs dieses Auge an den Reizen der Schönheit zuweilen Fehler und Mängel entdeckt, die wir Männer nicht bemerken, weil uns un-

sere Sinnlichkeit in diesem Punkte so leicht täuschen kann. Die Weiber haben die Schönheit eines weiblichen Baues mehr, als wir, und bis in das kleinste Detail hinein studiert, sie kennen alle physischen Zierrathen, die dazu gehören, sie wissen die Grade und Nuancen zwischen dem Schönen und Minderschönen genauer, als wir, anzugeben, und das Verhältniß einzelner Theile zum Ganzen einer schönen Bildung richtiger zu bestimmen. Wir hingegen finden sehr oft das Minderschöne schon vollkommen genug, uns bezaubern zu lassen, wir gehen bey unsern Beurtheilungen der Schönheit rascher zu Werke, als jene, weil wir dabey ganz von unsrer erwärmten Phantasie abhängen, und das Feuer derselben zum Maafsstabe der weiblichen Schönheit selbst machen.

Die vorhergehenden Gründe bestimmen mich nun, die Eifersucht der Weiber in Absicht ihrer Schönheit als eine

Hauptursache anzunehmen, warum sie in ihrer Freundschaft gegen einander selten so fest und warm, als die Männer, zu seyn pflegen. Da natürlicherweise ein jedes Frauenzimmer die Schönheit als ein wünschenswürdiges Gut, und als einen wichtigen Vorzug ihrer Liebenswürdigkeit und ihres Geschlechts selbst betrachtet, und betrachten muß; so ist es eben so natürlich, daß es bei dem Anblicke einer vollkommenern Schönheit, als die ihrige ist, und der größern Siege, die Andere dadurch gewinnen, unmöglich gleichgültig bleiben kann. Aber selbst die Minderschöne wird nicht selten ihre Eifersucht erregen, weil selbst diese in einzelnen Theilen ihrer Bildung gewisse Vorzüge besitzen, oder durch eine höhere Cultur des Geistes und liebenswürdigere Sitten die Schöneren verdunkeln könnte. Daher ist es denn auch die Schönheit nicht allein, deren Eifersucht die Freundschaft der Weiber zu einem, so schwankenden

Dinge macht. Ein jeder andere Vorzug, der an Andern in die Augen fällt, bringt ihr Blut in Wallung, und entzündet vornehmlich in stolzen Seelen, und in der, von so unendlich vielen Kleinigkeiten abhängenden vornehmen Welt oft einen gegenseitigen Weiberhafs, der nahe an Wuth grenzt, — einen Hafs, den ich selbst bisweilen bey querköpfigen Müttern bemerkt habe, die durch die Vorzüge und Liebesswürdigkeiten ihrer Töchter verdunkelt zu seyn glaubten. Wenn aber selbst die mütterlichen Empfindungen durch die Gewalt der Jalousie verschlungen werden, wie viel kälter müssen diejenigen Weiberherzen gegen einander werden, die in keiner so nahen Verbindung mit einander stehen, und doch gleiche Ansprüche auf den Gewinn unseres Geschlechts machen! Die scheinbar zärtlichsten Ergießungen weiblicher Seelen gegen einander, die lebhaftesten und gefühlvollsten Ausdrücke der Freundschaft und Empfindeley,

die stärksten Betheurungen ihrer gegenseitigen Liebe selbst scheinen mir daher in vielen Fällen nur ein gewisser Kunstgriff zu seyn, eine anfangende, oder schon ältere Gleichgültigkeit gegen die Vorzüge der Andern zu verstecken, // und das mit Worten zu bezahlen, was man durch keine Empfindungen geben konnte. Und wäre diess auch nicht der Fall, so wird, — wie schon tausend Erfahrungen lehren, — durch die Dazwischenkunft eines einzigen, vielleicht sehr unbedeutenden Mannes, die Eintracht zweyer weiblichen Herzen zerstört werden können, die für eine Ewigkeit gemacht zu seyn schien. —

Aus jener unaustilgbaren Eifersucht der Weiber gegen einander, kann man sich in der weiblichen Freundschaft die Erscheinung erklären, — warum sich oft die entgegengesetztesten Charaktere einander wählen, und an einander fest halten. Es sind nicht die hohen und seligen Gefühle



einer tugendhaften und zutraulichen Freundschaft, die sie bezaubern, sondern eitele und kleinliche Wünsche, ihre Vorzüge vor der Freundin hervorschimern zu lassen, und den Wettkampf vor den Augen unsers Geschlechts zu beginnen. \*) Die schönere Frau wählt sich eine minderschöne zur Freundin, um durch diesen Contrast zu glänzen, und die Minderschöne wählt die erstere, um vielleicht ihren hellern Verstand, ihre grössere Geistescultur, ihren schneidenden Witz zu zeigen, und ihrer Eitelkeit auf diese Art ein Opfer zu bringen, da sie durch den Mangel der Schönheit eingeschränkt wurde. Die lebhaftesten und feurigsten Weiber und Mädchen, wäh-

\*) Der Verfasser einer kleinen, aber interessanten franz. Schrift (Les hommes, à Amsterd. 1712.) sagt daher sehr richtig: "La passion la plus vive dans la plûpart des femmes, n'est pas seulement de plaire, c'est toujours de plaire plus qu'une autre."

len oft Freundinnen, die offenbar zum Schneckengeschlechte gehören, und zur Erwidderung einer warmen Liebe ganz ungeschickt sind. Jene werden über diese in den meisten Fällen siegen; diese werden sich durch den Umgang mit jenen zu heben suchen, so ungleich auch das Interesse der Eifersucht in beiden Fällen seyn mag. Wenn es ohne Eigennutz überhaupt keine Freundschaft unter dem Monde geben kann; so wird es die weibliche am allerwenigsten seyn können, da sich die Eitelkeit so leicht in alle Lebensverhältnisse des andern Geschlechts einschleicht, und auch die kleinsten Vorzüge desselben ans Tageslicht zu ziehen sucht.

Neid, Eitelkeit und Eifersucht bleibt daher eine der Hauptursachen, warum die Weiber so selten zu einer bleibenden und aufrichtigen Freundschaft unter einander geschickt sind, und warum sie so leicht mit ihren Freundinnen umzuwechseln pflegen.

Die zärtlichsten und liebenswürdigsten Seelen, die unserm Geschlecht mit einem heroischen Enthusiasmus anhängen, die für uns ihr Leben aufopfern könnten, sind von jener Wandelbarkeit selbst nicht ausgenommen. Ihre Tugend kann ihre Eifersucht nicht überwinden, wenn sie auch dieselbe zu verbergen — wissen. Sie sind oft die ersten, die gegen die Vorzüge anderer Weiber gleichgültig werden, und uns selbst dagegen mißtrauisch zu machen suchen. Diefß Benehmen ist nicht immer die Frucht eines unedlen Herzens, sondern der Gewohnheit und einer allgemeinen weiblichen Schwäche. Je herzlicher und inniger sie unser Geschlecht lieben und ehren, je mehr werden sie eifersüchtig auf den Besitz unsrer Herzen, und desto kälter in ihrer Freundschaft gegen die Weiber selbst seyn. Sie fühlen es zu sehr, wie oft sich das Interesse ihres Geschlechts bey der zärtlichsten weiblichen Freundschaft selbst

durchkreuzen muß, und wie gefährlich für sie bisweilen eine höchstmittelmäßige Nebenbuhlerin werden kann. Aus der Liebe zu uns entsteht der Haß gegen ihr eigenes Geschlecht! Sie fürchten bey aller ihrer Liebenswürdigkeit doch immer, das wieder zu verlieren, was sie erobert hatten, — sie erschrecken vor der fürchterlichen Leere, die in ihrem Herzen entstehen könnte, und diese Furcht vermehrt das unvertilgbare Mißtrauen, welches die Weiber vom Anbeginn der Welt an gegen einander, und gegen die Tugenden ihres eigenen Geschlechts empfunden haben.

Wenn die ächte und unbestechbare Freundschaft so selten unter den Weibern angetroffen wird; so kann noch ein anderer Grund auch mit darin liegen, daß sie wegen ihrer eingeschränkten und abhängigen Lage, wegen ihres kleinen häuslichen Wirkungskreises, und durch die Schuld ihrer eigenen Männer nicht so viel Gelegenheit, als

wir, haben, große und bleibende Herzensverbindungen unter sich zu stiften, und dabey ganz nach ihrer eigenen Wahl zu handeln. — Ein größerer und wichtigerer Wirkungskreis erzeugt gewöhnlich auch größere und festere Leidenschaften, und erhebt uns zu vielumfassenden Handlungen, anstatt, daß das schwächere und abhängige Weib oft nur allein durch kleine Gefälligkeiten ihrer Freundin dienen kann. Es giebt tausend Lagen und Verhältnisse, wo das Weib nicht so groß, so thätig, so sicher, so durchgreifend für ihre Freundin zu handeln im Stande ist, als es der Freund für den Freund thun darf und thun wird. Sie kann für sie keine Rechtshändel führen, keine öffentliche Vertheidigung für sie übernehmen, kein Amt zu ihrer Unterstützung bekleiden, kein Schwerdt für sie ergreifen, keine Versergerinn ganzer Familien werden, keinen Sturm für sie gegen mächtige Verläumder wagen, — wenigstens in den mei-

sten Fällen nicht so, wie es der Mann für seinen Freund wagen darf. Ihre Lage bleibt in und außer der Ehe in einer Art Vormundschaft, die Natur hat ihr nicht die Freyheit des Handelns, und die Ungebundenheit des Lebens gestatten wollen, die sie dem stärkern Geschlechte gestattet hat. Sie wird sehr oft nicht einmahl willkührlich ihre Freundinnen wählen können, sondern sie so nehmen müssen, wie sie der Zufall, oder der Eigensinn der Eltern und Männer giebt. Und wenn auch dieß nicht der Fall, und jene Wahl ganz von ihrer Freyheit abhängig gewesen wäre; so stehet sie doch wieder so sehr unter dem strengen Urtheile des Publicums, daß sie selbst in ihrem Umgange mit Weibern höchst vorsichtig seyn muß. — Ueberdieß fordert man von den Weibern auch nicht einmahl grose, beherzte und ausgedehnte Handlungen für ihr eigenes Geschlecht, — als welches im Allgemeinen unserm Schutze,

und nicht dem ihrigen anvertrauet ist. Die Weiber selbst verlangen dergleichen Handlungen auch von einander selbst nicht; sie sind in den meisten Fällen mit den freundschaftlichen Kennzeichen der Theilnahme, mit einem Worte des Trostes, mit einer Thräne zufrieden, und überlassen das Handeln für sie den — Männern. Der Enthusiasmus der weiblichen Freundschaft für die Weiber pflegt daher auch selten einen hohen Flug zu nehmen, weil die Gröfse der Antriebe und die Gelegenheit zu großen Handlungen selbst fehlt, und man von und bey diesen Handlungen selbst keinen Muth verlangt. Das, was man vielleicht Enthusiasmus der weiblichen Freundschaft nennen möchte, und den sich die sogenannten Starkgeister der Frauen zu erkünsteln suchen, ist gemeiniglich nichts anders, als eine Affectation männlicher Thatkraft, oder eine lächerliche Empfindeley, die ich schon so oft in Hafs und Verläumdung der

vorher angebeteten Freundinn übergehen sahe,

Die seltenen Beyspiele einer reinen und aufrichtigen Freundschaft unter den Weibern mögen auch darin ihren Grund haben, daß die Weiber selbst gemeinlich viel zu leichtgläubig und mißtrauisch in Absicht der Fehler ihres eigenen Geschlechts sind, und ihre Herzen zu sehr den Eindrücken und Unwahrheiten eines bösen Leumunds offen stehen. Ihr Glaube an die Tugend ihres Geschlechts hängt oft viel zu sehr von Klatschereyen und dem Geiste der Medisance ab, als daß ihre Herzen sehr lange aneinander festhalten, und sich für einander aufopfern sollten. Ein einziger leiser Verdacht, eine witzige Bemerkung über den Fehler der Freundinn, ein entdeckter unbedeutender Liebeshandel derselben, ein Geschwätz, — was dieser und jener gesehen und gehört haben will, eine etwas zu freye Bewegung im Tanz, ein uns



gegebener Händedruck haben schon oft die wärmsten Weiberherzen gegen einander kalt gemacht. Ein einziger Lästermund, der ein edles Weib von gewissen lächerlichen Seiten zu schildern wufste, hat sie nicht selten um ihre besten Freundinnen gebracht, oder doch den Grad des Zutrauens unter ihnen aufgehoben, der vorher da war. — Durch ihren natürlichen Witz schaden sich die Weiber einander mehr, als wir glauben. Sie gebrauchen ihn mehr, sich zu bekämpfen und zu tadeln, als sich einander zu nützen, und ihre Eitelkeit verführt sie zu oft, ihn selbst zur Herabsetzung und Verkleinerung edler Weiber zu gebrauchen, wenn sie damit in Gesellschaften glänzen können. Viele Weiber sind in diesen ihren Witz so rasend verliebt, daß sie selbst ihrer besten Freundinnen nicht schonen, — wenn man anders sagen kann, daß sie Freundinnen haben, und verdienen. In der großen Welt, wo die Medisance gleichsam als eine Wissen-

schaft getrieben und verehrt wird, sind eben daher die weiblichen Freundschaften am allerseltensten. Man wittert überall eine giftige Nachrede, man weiß, daß jedes Weib für ihre Freundin eine schmeichelnde und eine lästernde Zunge hat, daß Spott und Satyre zum bon Ton des höhern geselligen Lebens gehört, und daß man nicht selten die Ehrlichkeit des Charakters selbst aufopfert, um nur zu den wichtigsten Damen der Societät zu gehören.

Aber deswegen will ich den Weibern durchaus nicht alle Anlagen und Eigenschaften einer aufrichtigen Freundschaft untereinander absprechen, ich glaube nur, daß sie, der angeführten Gründe wegen, und außerdem noch wegen ihrer wankelsinnigen Launen, wegen ihrer zu großen Geschmeidigkeit des Charakters, wegen ihrer Neigung zu Intriguen, nicht so häufig, als unter uns, angetroffen wird. Ihre Empfindungen für einander können zwar sehr leb-

haft und feurig werden; aber sie verschwinden auch desto leichter, und wenden sich bald wieder auf andere Gegenstände. Ihre Herzlichkeit ist ein eigenthümlicher Zug des Naturells; aber man würde ihr zu viel Ehre erweisen, wenn man sie schon Freundschaft nennen wollte, — so leicht sie es auch werden kann, wenn sie sich an unser Geschlecht wendet, — weil ihre Antriebe alsdann ganz anderer Art, als im ersten Falle, sind. Dessen ungeachtet kennt man Weiber genug, die mit einer männlichen Festigkeit des Herzens, mit einer reinen unverfälschten Liebe, und einem bleibenden Zutrauen an einander hängen, die sich für einander in den bedenklichsten Lagen des Lebens aufgeopfert haben, die ohne einander aus einem gegenseitigen Bedürfnis eines edeln und zärtlichen Umgangs nicht leben können, und nicht leben mögen. Ihre Freundschaft wird durch keine Einsprache eines weibischen Neides, durch

keinen verschrobenen Sinn einer kindischen Eitelkeit unterbrochen, weil sie auf die Tugend und die Ähnlichkeit schöner und unschuldiger Gefühle gegründet ist. Durch ein gegenseitiges Beyspiel der Menschenliebe, der Geduld, der Barmherzigkeit, der Sanftmuth und Wahrheitsliebe aufgemuntert, suchen sich ihre Seelen mit einander zu bilden und zu veredeln. Sie belehren sich einander über ihre Schwächen und Fehler, und die Mittel, wie sie nach und nach abgelegt werden können. — Sie wetteifern mit einander in der strengsten Ausübung ihrer mütterlichen Pflichten, und in den Beweisen einer feurigen und unbescholtenen Liebe gegen ihre Gatten und Kinder. Ihre Seelen machen gleichsam nur ein schönes Ganze aus, und ihre Freundschaft kann nur mit dem Tode aufhören.

Man würde sich aber sehr irren, wenn man allemahl von diesem hohen Interesse, das gewisse Weiber an einander nehmen,

von jener Sprache der Herzlichkeit und den Proben einer gegenseitigen feurigen Freundschaft einen Schlufs auf die innere Sittlichkeit des Charakters und der Denkungsart selbst machen wollte. Auch weniger gute, auch verdorbene Weiber hängen sehr oft durch die Ähnlichkeit laxer und zweydeutiger Grundsätze, durch eigennützig Absichten, durch eine gemeinschaftliche Verheimlichung ihrer Liebeshändel, und durch andere verborgene Fäden so fest an einander, als man es nur von tugendhaften und rechtlichen Weibern erwarten sollte. Sie sind sich aus Bedürfnis jener ähnlichen Denkweise nach und nach einander nothwendig geworden, — auch sie suchen ihr geliebtes Ich in einem gegenüberstehenden Spiegel auf. Da aber diese Ähnlichkeit zu denken und zu empfinden sehr viele Grade haben kann; so sehen wir oft im gemeinen und höhern Leben den Fall eintreten, daß ein nicht unedles Weib

mit einer wirklich lasterhaften Frau eine enge Freundschaft errichten kann, und ihre Liebe an eine Person verschwendet, die überall keine Liebe von einem lebendigen Wesen verdient. Leichtsinn und Eitelkeit, in dem Umgange eines vornehmen unedeln Weibes zu glänzen, Schwäche des Charakters, sich von dieser hervorgezogen und geehrt zu sehen, ein gemeinschaftlicher Hang zu rauschenden Vergnügungen und verschönerten Moden, eine mißverständene Schonung, mit den Schwächen verdorbener Frauen Nachsicht zu haben, und Alles zum Besten zu kehren, — ein inneres Geständniß, dafs man in ähnlichen Lagen vielleicht eben so handeln würde und könnte, und mehrere Dinge haben so oft schon eine Freundschaft zwischen guten und schlechten Weibern hervorgebracht, die nicht zärtlicher seyn konnte, und die allen vernünftigen Menschen auffallen mußte. Leichtsinn und Eitelkeit drängte das bessere Weib

zu den verdorbensten Weibern höherer Stände hin, und verringerte die gute Idee, die sich vorher die Societät von ihr gemacht hatte. Leichtsin und Eitelkeit stürzte sie endlich durch jenen so ängstlich gesuchten Umgang, — wenn es die Jahre erlaubten, oft selbst in ein Laster hinein, was ihrer sonstigen Denkungsart, und vielleicht ihrem Temperamente zuwider war. —

Seltener ist der Fall, wenn sich ein wirklich aufgeklärtes und moralisch gutes Weib ein halbverdorbenes Weib zur Freundin wählt, um diese wieder zur Tugend zurückzuführen, und ihre Gesinnungen durch einen ernsten Umgang zu läutern. Nur ein sehr hoher Grad von Gutmüthigkeit des Herzens, und ein vielleicht zu großes Vertrauen auf irgend eine sich projectirte Bekehrungsmethode kann ein solches Wagstück anrathen, da es fast immer ohne Wirkung zu bleiben pflegt. So schön und groß das Geschäft, ein Frauenzimmer vom

Laster zu retten, und sie ihrem Geschlechte wieder zu schenken, immer seyn mag; so glaube ich doch nicht, daß die Weiber dabey geschickt genug zu Werke gehen, und es ohne eine versteckte Eitelkeit anzufangen pflegen. Sie werden zu schnell eine moralische Umwandlung von ihrer Freundin verlangen, und diese allein nach dem Modelle ihrer eigenen wahren, oder erträumten Sittlichkeit des Gefühls zu beendigen suchen, — sie werden bald wieder ermüden, wenn sie bey und mit ihrer sonst sehr edeln Proselytenmacherey nicht glänzen können. Gelingt sie aber ihnen hierin; so wird ihre Freundschaft gegen die Wiedergeborne den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichen, dessen eine weibliche Freundschaft nur immer fähig ist. — Der Gedanke, die am Abgrunde Gestandene gerettet, ihre Empfindungen auf reinere Gegenstände geleitet, und sie gleichsam ganz neu geschaffen zu haben, wird der Herzens-



güte und dem Stolze der Bekehrerin zu gleicher Zeit schmeicheln, und ihre Liebe gegen die Bekehrte durch das Andenken an gegebene und dankbar angenommene Wohlthaten immer wieder von neuem begeistern. Die Bekehrerin wird sich nun jede bessere Handlung der Bekehrten, jeden Beyfall, den sie dafür erhält, jedes Gute, das sie besitzt, selbst mit zuschreiben können, und nun gleichsam eine doppelte verschönerte Existenz in der Societät behaupten. Ihr Geist wird sich an dem schönen moralischen Gebilde, das er allein hervorgebracht hatte, durchs ganze Leben hindurch ergötzen. — Sie wird auf das Zutrauen, auf die Unterstützung, auf die Treue einer solchen Freundin in den bedenklichsten Situationen rechnen können, und sie behalten, wenn alle übrige Freunde und Freundinnen unsichtbar zu werden anfangen.

Ich komme nun zu der oben aufgeworfenen Frage: welche Klassen von Weibern zur Freundschaft mit ihrem eigenen Geschlechte am wenigsten geschickt zu seyn pflegen? Ich rechne dahin erstlich alle diejenigen, welche eine zu hohe Idee von sich selbst, ihren Verdiensten und ihrer Bildung, und einen zu kleinen Begriff von ihren Mitschwestern haben. — Ich nenne sie die Classe der aufgeklärten Egoistinnen, die in unsern Zeiten viel zahlreicher geworden ist, als sie es in den vorigen, nicht so aufgeklärten Jahrhunderten war. Diese Weiber sind nach und nach durch eine Menge von Umständen gegen ihr eigenes Geschlecht gleichgültig geworden. — Sie sind im eigentlichen Sinne des Worts weibliche Weiberhasser, und schliessen sich tausendmal lieber an aufgeklärte Männer, als aufgeklärte Weiber an. Die letztern suchen sie nur im Nothfalle. — Mit den übrigen Frauen halten sie gar keine Gemeinschaft,

als insofern sie von ihnen gewisse gesellige Dienste zu erwarten haben, oder es der Ton der Societät überhaupt befiehlt. Da bey dem Umgange der Weiber mit Weibern fast Alles in gebildeten Ständen aufs Ceremoniell ankommt; so werden sie mit dessen Beobachtung bald fertig; aber zur reinern Freundschaft will kein Gefühl dieser sublimen Damen gedeihen. — Sie hassen sich einander, — belästern sich einander, — und fliehen in die Arme unsers Geschlechts, weil sie hier mehr, als dort, zu finden glauben. Eine sehr natürliche Erscheinung! Da die Weiber in dem Umgange mit Weibern überhaupt schon nicht die Annehmlichkeiten, als in dem Umgange mit Männern finden, da sie sich unendlich leichter, als wir Männer, einander — alltäglich werden; so läßt sich's leicht begreifen, warum sie sich schon bey einiger Gröfse und Ausbildung des Geistes mehr an unser Geschlecht, als an das ihrige, an-

zuschliessen suchen — der geheimen Neigung nicht zu gedenken, welche ihr Herz zu uns hinzieht, und, indem sie nur mit dem Verstande des gescheitern Mannes zu buhlen scheint, zugleich seine Liebe anfachen will. —

Die Antriebe zu dieser nähern Freundschaft mit uns, können dabey immer von einer sehr edeln Art seyn. Diese Weiber haben in frühern Jahren durch eigene und fremde Erfahrungen die Schwächen ihres Geschlechts, den geringen Grad des Zutrauens zu sich selbst, den Geist seiner Intriguen und Klatschereyen, den faden Ton seines einseitigen Umgangs, den schädlichen Hang desselben zu Verunglimpfungen der weiblichen Tugend, seinen Kaltsinn bey Anerkennung ihrer Verdienste, seine Untreue in der Freundschaft kennen gelernt. Sie wollten diese Fehler vermeiden, und darum schliessen sie sich so oft und so fest an den stärkern und selbständigern

Charakter des Mannes an, und gewinnen gewifs mehr, als sie verlieren, wenn sie uns nicht zu sehr an männlichen Eigenschaften ähnlich zu werden suchen. Durch die höhere Ausbildung ihrer Seele ist eine innige Freundschaft mit heldenkenden Männern ein Bedürfnifs für ihr Herz geworden. Sie fühlen es lebhaft, dafs wir ihren Geist besser und zärtlicher; als die Weiber, zu unterhalten geschickt sind, dafs wir uns gern und ohne Affectation mit ihnen in Untersuchungen wichtiger Gegenstände einlassen, dafs wir ihnen auf eine sanftere Art widersprechen, bereitwilliger ihre eigenen Belehrungen annehmen, und ihrem Ideengange folgen, dafs wir ihnen darin mehr Gerechtigkeit, als ihre Mitschwestern, empfinden lassen, und bey Bewunderung ihres Verstandes wärmer, als die letztern, werden können.

Aufserdem zieht sich noch ein gewisses unschuldiges Zutrauen zu einer gröfsern

Stärke des Verstandes zu uns hin, das sie sehr selten gegen ihr eigenes Geschlecht, empfinden werden, — oder das, wenn es auch Weiber gegen Weiber empfinden sollten, — aus einem verdeckten Neide weniger herzlich, als im ersten Falle, zu seyn scheint. Wenn es daher auf die Entscheidung wichtiger Fragen und Plane ankommt, wenn sie sich in bedenklichen Lagen und verworrenen Schicksalen erblicken, wenn der Verstand ein gewisses Dunkel des Lebens aufhellen, und einen zweydeutigen Charakter zergliedern soll; so werden die Weiber immer eher dem Urtheile des Mannes, als dem des Weibes ihr Zutrauen schenken, und von uns, obgleich oft ganz unrecht, eine grössere Sehkraft, als von ihrem eigenen Geschlechte, erwarten. Sie glauben wenigstens, dafs wir mehr nach einem gewissen System, und nach einem ruhigern Nachdenken, als sie, zu handeln gewohnt sind, dafs wir genauere Kenntnisse von den

Geschäften des Lebens und ihren Einrichtungen haben, und daß wir ihr Zutrauen zu uns nicht leicht unbelohnt zu lassen pflegen. Aber deswegen bleibt die weibliche Eitelkeit von diesem Glauben der Weiber nie ganz ausgeschlossen. Wenn sie von uns wegen ihrer hellen Einsichten auch nicht geschmeichelt werden; (welches ich fast eine moralische Unmöglichkeit nennen möchte,) so wird es doch allemahl ihrer Eigenliebe wohl thun, wenn ihre Urtheile und Plane von Männern gebilligt und unterstützt werden, die das Publicum für denkende Köpfe hält. Nicht zu gedenken, daß die Weiber unser, ihnen geschenktes, Lob für aufrichtiger und reeller, als das aus dem Munde ihrer Mitschwestern zu halten Ursach haben. —

Die zweyte Classe der Weiber, welche zur Freundschaft ungeschickt ist, besteht aus denen, die eine verschrobene Seele, ein falsches Herz, und einen hohen Grad

von Verstellungskunst besitzen. Frauen und Mädchen dieser Art sind unfähig, ihnen anvertraute Geheimnisse zu bewahren, das Gute an ihren Freundinnen aufrichtig zu schätzen, ihnen ohne Hinterhalt und eigennützig Absichten mit guten Rathschlägen beyzustehen, sie gegen die Verläumdungen Anderer mit Wärme in Schutz zu nehmen, und, statt ihnen zu schmeicheln, an der Veredelung ihres Herzens zu arbeiten. Ihr ganzes Betragen gegen ihre Freundinnen besteht in einer verschmitzten Gleißnerey, und in einer affectirten Zärtlichkeit. Sie reden und klatschen von einander, wie man es haben will; und zwar immer mit einer doppelten Zunge. Sie umarmen sich einander mit einer schwärmerischen Herzlichkeit, aber eine unsichtbare Schlange liegt hinter dem schwesterlichen Kusse verborgen, — die, sobald die Freundinn den Rücken wendet, aus der Geberde des Neides und spitzen Hohnlächelns hervorkriechen



wird. Mit tiefen und kummervollen Unwillen, war ich oft bey solchen erbärmlichen Scenen einer heuchlerischen weiblichen Zärtlichkeit gegenwärtig, und bebe noch in diesem Augenblicke vor dem Bilde eines Weibes zurück, die alle ihre Freundinnen mit den zudringlichsten Liebkosungen, und der herzlichsten und innigsten Wärme einer angenommenen Freundschaft zu bewillkommen und zu unterhalten, — aber auch, sobald sie sich entfernen, sie mit der Zunge eines Teufels zu belästern, und, die heiligste Unschuld und Tugend selbst lächerlich zu machen weiß. Ich kenne Weiber, die in ihrer Verstellung zu plump sind, und ihren Freundinnen zu vielen Weihrauch streuen, als dafs man nicht mit einem Blicke das ganze Gaukelspiel durchschauen sollte; aber es giebt noch mehrere, die bey ihrer affectirten Freundschaft listiger zu Werke gehen, und eben defswegen ihre Freundinnen oft Jahre lang

täuschen. Sie treiben ihre Heucheley mit einer Art sehr überlegter Consequenz. Ihre Medisance ist, wo sie verrathen und übel ausgelegt werden könnte, mehr scherzhaft, als beissend; aber sie wird ein zweyschneidiges Schwerdt, wenn der Muthwille des Witzes sich mit einem schlechten Charakter vereinigt, und eine Freundin für eine kleine Beleidigung gezüchtigt werden soll. —

Dieser unselige Kitzel, den solche Weiber mit ihrem Witze treiben, vernichtet nach und nach alle feinern Gefühle der Freundschaft für ihr eigenes Geschlecht. Da sie über alles so gern lachen, und Gelächter erregen wollen; so werden sie endlich ungeschickt, für irgend ein weibliches Verdienst Achtung zu haben, und Achtung für dasselbe auszubreiten. Sie suchen nicht den Umgang ihres Geschlechts, um sich gemeinschaftlich zu erheitern und zu veredeln, sondern, um neue Schwächen und

Lächerlichkeiten desselben zu beobachten, und ihren Spöttereien neuen Stoff zu verschaffen. Wehe der weiblichen Einfalt, die unter ihre beissenden Lippen geräth! Wehe der reinsten Sittenunschuld selbst, wenn sie das Unglück hat, der satyrischen Laune der Spötterinn nicht zu gefallen! Ihr guter Name wird zerfleischt, ihre einfache, schuldlose Denkungsart durch ersonnene Zusätze entstellt, ihr Ausdruck der Herzlichkeit und Wahrheit für närrisch und schwatzhaft erklärt, und dem Gelächter Preis gegeben. Mit der Gierde eines Hungrigen wartet das medisante und lästerhafte Weib auf jede neue Gelegenheit des Spottes und der Persifflage ihrer Bekannten und Freundinnen, und erfährt ihre Schwächen um so viel leichter, je mehr sie durch eine gewisse zutrauliche Sprache, und durch einen angenehmen Ton des Umgangs jene zu täuschen verstand. Ihrem Ohre entgeht keine Sylbe, ihrem Blicke keine Miene und

Bewegung, die nur auf die entfernteste Art lächerlich gemacht und bewitzelt werden kann. \*) Die Unschuldige mag ihr tausend Beweise des Zuvorkommens und der Freundschaft gegeben haben, sie muß sich von dem spottsüchtigen Weibe doch belästern lassen. — Ihr Lohn ist witziger Undank. Ich habe, so weit meine Erfahrungen reichen, fast immer gefunden, daß witzige Weiber nicht sehr zur Dankbarkeit geschickt sind, und wer dazu nicht geschickt ist, wird auch nie zu einer wahren und unverfälschten Freundschaft geschickt werden.

Endlich giebt es noch eine Gattung Weiber, die selten zur Freundschaft geschickt ist, nemlich die phlegmatischen und stumpfen Seelen ihres Geschlechts, denen man überhaupt kein feineres Leben des Geistes, sondern ein bloßes Vegetiren

\*) S. weiter unten das Capitel: weibliche Medicance.

desselben zuschreiben muß. Sie gleichen einem blinden Spiegel, in dem sich die äußern Gegenstände nur schwach und dunkel, oder schief abzubilden pflegen. Sie haben Vettern, Muhmen und Bekannte in Menge; aber keine Freundinnen. Sie sind nicht aus Mißtrauen, Neid und Bitterkeit des Charakters, gegen ihr Geschlecht kalt, sondern aus einer angeborenen Kälte des Gefühls, und einer unheilbaren Stumpfheit der Sinne. Ihr Herz wird eben so wenig durch das Glück, als Unglück Anderer gerührt werden können. Der Ausdruck ihrer Freude über das erstere, und ihr Bedauern bey dem zweyten sind nichts als animalische, auswendig gelernte Töne, die nicht vom Herzen kommen, und nicht zum Herzen gehen. Wollen sie sich auch einmal einer Freundin verpflichten; so kommen sie dennoch oft zu spät. Die wahre Freundschaft fordert oft sehr rasche und muthige Handlungen, und einen Geist der

Thätigkeit, welcher nie einschlummert. Dazu sind aber diese Weiber ungeschickt. Die Freundschaft fordert nicht selten große und schwere Opfer, dazu sind diese Weiber zu gefühllos und bequem. Sie besitzen nicht einmahl Entschlossenheit genug, ihre Freundinnen gegen den bösen Leumund zu vertheidigen; sie können ihnen mit keinem überdachten guten Rathe beystehen, weil es ihnen an Wärme des Herzens und Kenntniss der Menschen fehlt. — Aber deswegen schliesse ich nicht alle langsame und phlegmatische Weiber von dem Besitze einer aufrichtigen Freundschaft aus. Es giebt darunter nicht wenige, die sich schwärmerisch einander lieben, und eine Zärtlichkeit für ihre Freundinnen verrathen, die man vergeblich bey viel feurigern Frauen suchen würde. Ihr Phlegma lag vielleicht nur in einer gewissen Steifigkeit und Ungelegenigkeit der Organe. Ihr Gefühl ist desto feiner, und ihr Herz desto reiz-

barer geschaffen. Sie bleiben lebenslang die herzlichsten Gefährtinnen derer, welchen sie einmahl ihr Herz geschenkt haben. Ihr Herz war ohne Falsch, und ihr Charakter ohne Falten.

Ungeachtet eine vollkommene und ächte Freundschaft unter den Weibern eine seltenere Erscheinung, als unter den Männern, seyn mag, so wird man doch unter jenen mehr Schwärmereyen in der Freundschaft selbst, als unter uns, besonders bey jungen Frauenzimmern, antreffen. Ihre Gefühle sind weicher und reizbarer, als die unsrigen, und gehen leichter, — es sey Haß oder Liebe, in Extreme über. Wir Männer sind, bey der aufrichtigsten Freundschaft selbst, steifer und ruhiger, wir besitzen nicht die einschmeichelnde Sprache und die Geschmeidigkeit zärtlicher Empfindungen, wodurch zwey weibliche Seelen in einander überzugehen scheinen, und ihre leisesten Wünsche und Leiden-

schäften schon von fernher errathen. Unsere Geschäfte, unser Stolz und Egoismus, unsere größern Zerstreungen und größern Erfahrungen hindern uns, unserer Einbildung jenen Schwung zu geben, wodurch sich die Freundschaft junger Frauenzimmer, oft bis zur Lächerlichkeit — auszeichnet. Wir gehen gemeiniglich bedächtlicher zu Werke. Wir glauben in dem Freunde keine Freundin zu umarmen, anstatt, daß die Freundin in der Freundin oft den Freund, — sey er auch nur ein Bild der Imagination, zu umarmen wähnt. Unser Umgang mit einander ist rauschender und männlicher, der Umgang der Freundinnen zärtlicher, und inniger. Wir haben uns nicht so vielerley kleine Geheimnisse, — und kleine Liebeshändel einander anzuvertrauen, oder haben es nicht nöthig, so ängstlich verschwiegen, als sie dabey zu seyn. — Wir können ohne einen Vertrauten fertig werden, die Freundin muß



eine Vertraute haben, und wenn es auch nur die Kammerjungfer seyn sollte. — Ich kenne weibliche Freundschaften dieser letztern Art, die nicht schwärmerischer seyn können, — und die mich oft gegen die klügsten und angenehmsten Weiber selbst mißtrauisch gemacht haben, so sehr man es überhaupt gegen alle Schwärmerey seyn muß. \*)

\*) Thomas hat die Streitfrage, — ob die Weiber unter sich zu einer wahren und bleibenden Freundschaft geschickt sind? übergangen; dagegen macht er sie mit allem Recht zu den liebenswürdigsten Freundinnen unseres Geschlechts. — “Les hommes en général, sagt er in seinem Essai S. 123, ont plus les procédés que les graces de l'amitié. Quelquefois en soulageant ils blessent; et leurs sentiments les plus tendres ne sont pas fort éclairés sur les petites choses qui ont tant de prix. Mais les femmes ont une sensibilité de détail qui leur rend compte de tout. Bien ne leur échappe; elles devinent l'amitié qui se tait; elles encouragent l'amitié timide; elles consolent doucement l'amitié qui

Es giebt aber noch eine Art von Schwärmerey in der weiblichen Freundschaft, die eigentlich nicht durch die Wärme jugendlicher Empfindungen, sondern durch jenes empfindelnde und sentimentale Herzensverein hervorgebracht wird, — das in der Einbildung eines sehr verfeinerten Verstandes, und eines sehr gefühlvollen Gemüths besteht; aber oft nichts weiter, als ein feiner Betrug eines sehr weitgehenden weiblichen Selbstdünkels ist. Weiber dieser Art suchen sich einander auf, — weil die übrige kalte Weiberwelt sie nicht versteht, sich zu ihrer Fülle des Gefühls nicht

*souffre. Avec des instruments plus fins, elles manient plus aisément un coeur malade; elles le reposent et l'empêchent de sentir ses agitations. Elles savent sur — tout donner du prix à mille choses qui n'en auroient pas. Il faudroit donc peut-être désirer un homme pour ami dans les grandes occasions; mais pour le bonheur de tous les jours, il faut désirer l'amitié d'une — femme."*

erheben, sie in die Tiefen ihrer zärtlichen Empfindungen nie verfolgen, den Geist ihres Ausdrucks und ihrer Sinnesart nicht erwiedern kann. Dieß ist ihr Glaube, ob sie gleich von jener kältern, oft viel vernünftigeren Weiberwelt mit Recht ausgelacht werden. Sie selbst betrachten sich als völlig gleichgestimmte und verschwisterte Seelen, die von Ewigkeit her für einander geschaffen wurden; — die vielleicht schon vor ihrer Geburt in ganz fremden und uns unbekanntem Welten mit einander in engster Freundschaft lebten, und sich als heilige Schatten in der Ewigkeit einander wiederfinden werden. Ihr Glaube an eine gemeinschaftliche gleich hohe, gleich feurige Sympathie der Herzen stimmt sie auch zu gleichen Handlungen und gleichen Gefühlen. Sie affectiren wenigstens, — nur eine Seele, eine Sinnesart, ein Gefühl für die Schönheiten der Natur und Kunst, eine Tugend und ein System in Beurtheilung der Männer zu

haben. Sie lachen und weinen mit einander, wie es der ähnliche Mechanismus ähnlicher empfindsamen Launen mit sich bringt. Sie haben fast zu gleicher Zeit ihre trüben und heitern Stunden, ihre Begeisterungen und Leerheiten des Gefühls, ihre Krankheiten und Erhebungen der Seele. Da sie aber gemeiniglich eine ganz andere Rolle, als die übrigen vernünftigen Weiber, zu spielen anfangen, da sie Alles verlachen, oder gnädig bemitleiden, was nicht nach ihrem Kraftgefühl und ihrer geistigen Empfindeley zugeschnitten ist, — da sie sehr oft zu den stolzesten und übermüthigsten Frauen ihres Geschlechts gehören; so stehen sie dann auch gemeiniglich mitten in der Societät wie Einsiedlerinnen da, und verleiden sich Gottes schöne Welt, bey aller affectirten Subtilität des Gefühls, oft zu einer Hölle. Man glaube nicht, dafs sich dergleichen schwärmerische Alliancen auf hohe und reine Begriffe einer geistigen

Freundschaft selbst, und auf einen sehr veredelten weiblichen Charakter gründen. In den meisten Fällen waren sie nur durch eine, aus Romanen und Dichtern geschöpfte Empfindeley, durch eine kindische und tändelnde Liebe für einander, durch einen gewissen verzärtelten und schwärmerischen Familienton, und durch wiederholte Träume von einer geistigen Sympathie, und ihren sogenannten Wonnegefühlen hervorgebracht worden, und hörten, wie jeder Rausch der Empfindungen, von selbst bald wieder auf, oder giengen wohl gar in Hafs und Feindschaft über.

Seitdem das Bücherschreiben und Bücherlesen unter dem schönen Geschlechte so sehr zugenommen hat, seitdem sind die sogenannten sentimentalen Freundschaften unter ihm auch immer mehr Mode geworden. Die Bücher haben die heutigen Weiber offenbar in mehr als einer Rücksicht, verhunzt und verschoben. Die Bücher

haben ihrer an sich schon so feurigen und inflammabeln Phantasie eine zu große Ausdehnung gegeben, haben ihre Gefühle zu sehr verfeinert, ihren Egoismus zu sehr erhöht, ihre Nerven geschwächt, und ihre Launen unzählbar gemacht. Unter Schriftstellerinnen, oder denjenigen, welche sehr viel lesen, und viel über das Gelesene rai-sonniren, finden wir daher auch die meisten Freundschaften jener schwärmerischen Art. Weiber dieser Gattung reden selbst in dem gemeinen Umgange eine ganz andere Sprache, als andere ehrliche Weiber. Sie ahmen den Ton, die Wendungen und Ein-  
 kleidungen der Gedanken nach, die sie in ihrer Bücherwelt aufgefaßt haben. Sie sprechen nicht anders, als ob alle ihre Worte gedruckt, oder auswendig gelernt werden sollten. Ihre Ausdrücke sollen von hohen und schönen Empfindungen glühen, ihr ganzes mimisches Geberdenspiel soll es manifestiren, daß sie feiner, inniger und

tiefer, als andere Weiber, empfinden, und sich höher in den Regionen des Verstandes zu erheben geschickt sind: Alle ihre — selbst häuslichen Geschäfte, ihre Erziehungsmethoden, ihre Briefwechsel, ihre Besuche sind sentimental. Ihr Blick, ihr Gang, ihre Sprache, ihr Umgang mit Gatten und Kindern ist sentimental, die Wahl ihrer Zimmer und Kleider und Bücher ist sentimental, — ihr Tod selbst ist — sentimental; ein Wort, welches in seiner ursprünglichen Bedeutung so viel Größes und Schönes in sich faßt; aber durch den Mißbrauch des darunter liegenden Begriffs beynahe zu einer satyrischen Bezeichnung jener überreifen Verstandesweiber geworden ist. —

Übrigens habe ich öfters gefunden, daß eben diese sentimentalischen Weiber, die mit andern gleichgestimmten oder gleichverstimmtten Frauen so leicht gewisse schwärmerische Herzensverbindungen errichten konnten, und ihnen ihr ganzes Leben wid-

meten, selten die bessern und glücklichern Mütter und Gattinnen waren. Sie schienen sich durch jene sentimentalen Erhöhungen und Subtilisirungen ihrer Gefühle so sehr erschöpft zu haben, daß sie für ihre Männer selbst keinen Platz in ihrem Herzen übrig behielten, und die Arbeiten des Erziehungswesens von sich wiesen, — oder, was noch schlimmer war, durch ihre Empfindeleyen den Charakter der Kinder selbst eine ganz schiefe Richtung gaben. Ich habe schon oben bemerkt, daß Weiber dieser Art durch allerley Umstände, die ich hier nicht wiederholen will, oft das Unglück haben, an plumpe und grobempfindende Ehemänner zu gerathen, und daß eben deswegen ihre Ehen die unglücklichsten von der Welt sind, — gesetzt auch, daß der rohere Ehemann ein guter Mensch seyn sollte. Ich behaupte diesen Satz noch, und finde einen Hauptgrund dieser verkehrten Ehen in dem Umgange der



Weiber mit Weibern von verschrobenen Gefühlen. Sie betrachten sich als Lastträgerinnen eines Standes, der ihren Stimmungen grade zuwider spricht, weil kein einziges aus den Romanen erborgtes Bild von seiner überirdischen geträumten Glückseligkeit desselben sich realisiren will. Ihr zu weicher und zu subtiler Sinn bebt vor den Ecken und Härten eines Ehemannes zurück, der von allen Weiberempfindeleyn keinen Begriff hat, und haben will. Sie glauben keine gefällige Seiten an dem Gatten zu entdecken, an welche sich die verfeinerte Seele des Weibes anschmiegen könnte. Jeder rasche und rohe Ausdruck des Mannes bebt in allen ihren Nerven wieder, und zerreißt das zarte Gewebe jener zu verfeinerten weiblichen Empfindungen, die eher für jede andere Welt, nur nicht für — diese gestimmt zu seyn scheinen. Ich würde daher einem Ehemanne selten Glück wünschen, wenn sein

sentimentales Eheweib eine ähnliche Freundin aufgefunden hat. Die schönsten Stunden des Lebens wird sie dieser, nicht ihren häuslichen Pflichten, widmen, und einen fändelnden, empfindsamen und sentencieu- sen Ton in ihrem Familienzirkel einführen, der für einen graden und vernünftigen Mann nicht anders, als widerlich und langweilig werden muß. —

Ich kann dieses Capitel von der Freundschaft der Weiber mit Weibern nicht beschließen, ohne noch Einiges über den Umgang der Mütter mit ihren Töchtern anzuhängen. Ich glaube in Absicht dieses Umgangs, welcher doch eigentlich die beste und wirksamste Sittenschule junger Mädchen seyn sollte, und seyn müßte, überhaupt den großen Fehler von Seiten der Mütter zu bemerken, daß sie ihre heranwachsenden Töchter nicht genug als ihre Freundinnen und Vertraute zu behandeln wissen, — so weit

diefs nehmlich die geselligen Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern erlauben. Die erwachsenen Töchter werden entweder mit einer übertriebenen Zärtlichkeit und Empfindeley geliebt, oder mit einer Kälte und Gleichgültigkeit, oder gar einem mütterlichen Despotismus behandelt, der keine Spur von Freundschaft an sich trägt. Im erstern Falle werden die Töchter offenbar verzärtelt, zum Eigensinn und Egoismus gewöhnt, zu launigen und eckigen Dirnen verschroben, und ungeschickt zu guten Müttern und Gattinnen gemacht. Die Mutter wird endlich selbst nicht mehr wollen können, was die Tochter nicht will, sie wird, anstatt die wärmste Freundinn der Tochter zu seyn, um die Gunst und Nachsicht der letztern betteln müssen, und Magddienste bey ihr verrichten. Diese zu weibische Nachgiebigkeit erreicht also die Absicht selbst nicht, welche so viele Mütter dabey haben mögen, nehmlich das Herz

ihrer Töchter näher mit dem ihrigen zu verbinden, und sich ihr Vertrauen zu sichern. Die zu zärtlich, zu nachsichtsvoll behandelten Töchter sind nicht selten grade diejenigen, welche am ersten gegen ihre eigenen Mütter häusliche Kriege und Cabalen anspinnen, und es mehr mit ihren viel härtern Vätern zu halten pflegen. Ein wirklich freundschaftlicher, aber dabey ernster Umgang der Mütter mit den Töchtern, eine nicht überspannte, nicht schwärmerische Herzlichkeit, ein zutraulicher, nicht empfindelnder Ton würde die Seele der Töchter viel leichter zu ihren Müttern, als alle bekannte Erziehungsständeley, hinziehen. —

Zu viel Kälte der Mütter gegen ihre Töchter stiftet eben so viel Unheil, als zu viel Nachsicht. Mütterliche Härte macht die Mädchen selbst kalt, heimtückisch, ungefällig, plump und oft selbst lasterhaft und niederträchtig. Wer kennt nicht Mütter

genug, die mit ihren Töchtern nie anders, als in einem harten, zankenden und gebietherischen Tone, und wie mit ihrem niedrigsten Gesinde reden, die nichts ungetadelt hingehen lassen, und über die kleinsten Fehler ihrer Kinder in Wuth und Flammen gerathen. Weiber dieser Art werden die Herzen ihrer Töchter nie gewinnen, sondern sie immer wieder von sich stoßen, wenn die kindliche Liebe sich auch einmahl an das Mutterherz anschließen wollte; aber sie werden auch durch eben dieses unnatürliche Zurückstoßen ihre Kinder von Grund aus verderben, und sie zu Planen und Handlungen verleiten, die ohne ihre zu weit getriebene Furchtsamkeit und ihre so unbarmherzig verschmähete Liebe nie entstanden seyn würden. — Wenn ich den Ursachen dieser sonderbaren mütterlichen Härte gegen erwachsene Töchter nachdenke, so finde ich sie vornehmlich in folgenden Umständen. Manche Weiber treiben

das Zanken und Poltern wie eine Profession. Die Gewohnheit und eine gewisse Unart des Charakters, die bey der Erziehung nicht weggewischt wurde, hat ihnen jenes Getöse zum Bedürfniß gemacht. Die Töchter, welche sich fast immer in der Nähe der Mütter aufhalten, werden daher auch am meisten die Stürme jener zankenden Laune tragen müssen. Andere Mütter fordern aus Stolz, oder, weil sie selbst so erzogen wurden, einen slavischen Gehorsam von ihren Töchtern. Sie sollen sich von ihnen wie Marionetten und abgerichtete Affen behandeln lassen, sollen nie widersprechen, nie einen eigenen Willen äußern, und sich auch noch im Ehestande am Gängelbände eines Kindes führen lassen. Noch andere Mütter sind auf ihre erwachsenen Töchter — eifersüchtig. \*) Da

\*) Es giebt adliche und nichtadliche Mütter, die aus diesem Grunde ihre Töchter in Gesellschaften schlecht und geschmacklos angekleidet erschei-

vielleicht noch nicht alle Reize ihrer Jugend verblühet sind, da sie sich nicht so geschwind von der Gewohnheit der Coquetterie loswinden können; so möchten sie noch selbst gern die Huldigungen unseres Geschlechts empfangen, die ihren blühendern Töchtern geschenkt werden. Sie betrachten sie als ihre Nebenbuhlerinnen, und können nicht gleichgültig dabey bleiben, wenn sie von diesen in der Societät in den Hintergrund geschoben werden. Noch andere Mütter zanken deswegen unaufhörlich mit ihren erwachsenen Töchtern, weil sich noch kein Freyer für sie finden will. — Und noch Andere nehmen deswegen die Partey gegen sie, weil sie der — Vater seine Lieblingskinder nennt.

Endlich werden meine Leser in ihrem Erfahrungskreise noch eine andere Classe

erscheinen lassen. Sie selbst aber erscheinen darin mit den neuesten Moden, und in dem strahlenden Anzuge einer Königin. —

von Müttern gefunden haben, die, bey aller Cultur und Gesundheit des Verstandes dennoch bisweilen wie Halbverrückte gegen ihre Töchter handeln. Diese Weiber bleiben sich wegen eines äußerst wetterwendischen Charakters in ihrem Benehmen gegen ihre eigenen Kinder keine Stunde gleich. Jetzt überhäufen sie ihre Töchter mit Liebkosungen und Schmeicheleyen, nach wenigen Minuten werden sie mit Ungestüm aus der Thür geworfen, und wie bloße Hausthiere behandelt, — und zwar oft ohne alle Veranlassung, sondern nur aus einer gewissen Sonderbarkeit einer närrischen Laune. Jetzt geben sie ihnen Geschenke, und kurz darauf werden sie ihnen von den albernen Müttern wieder genommen. Jetzt erheben sie in Gesellschaften die Talente und Geschicklichkeiten ihrer Töchter bis in den Himmel, und morgen belegen sie in der nehmlichen Gesellschaft die guten Kinder mit den niedrig-



sten Schimpfnahmen, und sprechen ihnen allen Menschenverstand ab. Man glaube nicht, dafs diefs nur eine Erscheinung in den niedrigern Ständen der Menschheit ist, ich habe sie in der sogenannten vornehmen Welt, und bey sich sehr vornehm dünkenden Müttern angetroffen. Die Mädchen wurden Engel und Affen, Grazien und Scheusale, Madonnen und Nickel in einer Minute genannt. Ich sah die armen Geschöpfe mit verbissenem Unwillen, aber mit glühendem Zorn im Auge erröthen, ich sah sie ein andermahl Thränen des tiefsten Kummers über die wunderlichen Launen ihrer Mütter vergiefsen. Wenn Kinder solcher Eltern nicht durchaus verschoben und moralisch verhunzt werden sollen; so muß ein allmächtiger Schutzengel über sie wachen.

Wenn ich den Müttern den Rath gegeben habe, mit ihren erwachsenen Töchtern wie mit ihren vertrautern Freundinnen

umzugehen; so versteht es sich doch von selbst, daß die Mütter dabey, — als Mütter, mit größter Vorsicht und Lebensklugheit handeln, und zwischen sich und ihren Töchtern nichts zur Sprache kommen lassen dürfen, was die Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern und die Gesetze der Schamhaftigkeit nicht erlauben. Jenes innige und zärtliche Vertrauen kann zwischen ihnen statt finden, ohne daß die Mutter der Tochter ihre frühern Liebesintriguen erzählt, ihr den Briefwechsel mit ihren vorigen Anbetern zeigt, ihre Neugier durch die Schilderung ihrer Flitterwochen überspannt, und ihr andere Geheimnisse anvertrauet, die nicht für die Tochter gehören. Die Mutter darf die Tochter nicht in Gesellschaften führen, worin Gespräche und Verhandlungen über den Ehestand vorkommen, die das schuldlose Mädchen nicht ohne Erröthen anhören wird. Die Mutter wird sich nicht zu Kuppeleyen und

Liebeshändeln ihrer Töchter gebrauchen lassen, und die Töchter nicht zu Gehülffinnen ihrer eigenen machen. Die Mutter wird nicht mit ihren Töchtern von den Fehlern und Schwächen ihrer Väter reden, nicht mit ihnen Allianzen gegen die Herrschaft des Mannes errichten, nicht die Schmeicheleyen derselben und den Besitz des väterlichen Herzens mißbrauchen, um gewisse Plane zu allerley Freuden und Belustigungen außser dem Hause desto leichter durchzusetzen, oder den Gatten vielleicht in noch ganz andern Dingen zu täuschen. Die Mutter wird in Gegenwart der Töchter die Schwächen und Launen ihres Gatten um so ruhiger und geduldiger ertragen, je mehr sie dadurch die Töchter an die Idee ihrer eigenen künftigen Dependenz gewöhnen muß. Die allgemeinere Regel wird mithin immer die bleiben, daß das Vertrauen zwischen Müttern und Töchtern nie zu weit gehen darf. Die

Grenzen dieser Vertraulichkeit wird aber die Lebensphilosophie der Weiber nach den jedesmahligen Umständen selbst abzustecken haben. Sie darf nie so weit gehen, daß in der Seele junger Mädchen irgend eine unsittliche Idee, oder ein zweydeutiges Gefühl erweckt werden könnte, nie so weit gehen, daß die Würde der Mutter dadurch leidet, und der Muthwille und Eigensinn der Töchter mit den mütterlichen Schwächen zu spielen anfängt.

Eine höchst critische Sache bleibt es immer, wenn sich schwache, oder auch vernünftige Mütter durch eine zu große Vertraulichkeit mit ihren Töchtern verleiten lassen, ihnen zu ihren, — auch nur unschuldigen Liebeshändeln die Hand zu biethen. Einmahl deswegen, weil in Absicht dieses Puncts die Töchter gegen ihre Mütter doch nie ganz vertraulich zu werden pflegen, nie Alles beichten, was in ihrem Herzen, und zwischen ihnen und

ihren Liebhabern vorgefallen seyn kann, — und auch da, wo sie ganz offenherzig seyn könnten, dennoch lieber einen Schleichweg der Täuschung wählen; zweyten detswegen, weil die Mütter den Schaden, der aus irgend einem solchen Liebeshandel entstehen kann, sich hinterher selbst mit zuzuschreiben haben. Alles, was die Mütter bey diesen Angelegenheiten thun können, ist, — die Töchter eher zu warnen, als sie selbst anzureizen, und ihnen den Weg ihrer Triumphe vorzuzeichnen. Die Töchter sollten es eigentlich nie erfahren, welche Kenntnisse sich die Mutter in den Künsten der Coquetterie erworben haben mag. Auch das leiseste Errathen, dafs die Mutter in ihrer eigenen Liebe irgend einmahl einen Schleichweg genommen hat, oder habe nehmen können, wird oft die Tochter zu den sonderbarsten Schritten verleiten, und ihr Muth dazu machen. — Endlich giebt es noch eine Art des Ein-

mischens der Mütter in die Liebesangelegenheiten ihrer Töchter, wenn sie jungen Männern selbst Gelegenheiten geben, ihre Töchter bis zum Laster zu verführen, um irgend eine projectirte Ehe aufs Reine zu bringen. Lebten wir nicht in einem so verdorbenen Zeitalter, so würde man diese Niederträchtigkeit der Mütter für etwas Unmögliches, wenigstens für eben so unmöglich halten, als jener alte gutmüthige Gesetzgeber das Verbrechen des Vatermords. — Aber es giebt Mütter, und zwar nicht allein unter dem Pöbel, sondern in sehr hohen Ständen, die ihre Töchter wie Waaren verhandeln, und den Verführer eigenhändig in die Kammern ihrer unschuldigen Kinder leiteten.

---

GROSSE

## MENSCHENKENNTNIS

der Weiber. — Ihre Ursachen liegen in der größern  
Gewandtheit ihres Geistes, und ihrer Imagination,  
in ihrem Mißtrauen, ihrer Verschlagenheit und  
Eifersucht, in ihrer größern Nothwendigkeit, den  
Menschen zu studieren, ihrer äußern Lage und in  
ihrem genauern und engern Umgange mit  
Kindern, und mit dem Gesinde.

---

Ich habe schon einigemahle diesen Punct  
im Vorhergehenden, aber nur fragmenta-  
risch berührt; — bisweilen habe ich aber  
auch die größere Menschenkenntniß der  
Weiber bezweifelt. Geschahe das Letztere;  
so lagen gewiß Erfahrungen, wie bey allen  
vorhergehenden und nachfolgenden Bemer-

kungen über das schöne Geschlecht, zum Grunde, und ich habe dann nicht mehr und nicht weniger sagen wollen, als, daß sich oft die gescheidtesten Weiber selbst durch ihre zu lebhaften Leidenschaften, und ihren hohen Egoismus in ihren Urtheilen täuschen lassen, daß sie so gut, wie andere ehrliche Leute, ihre schiefen Brillen haben, und — bisweilen, ein Zufall, der dem besten Logiker begegnen kann, zu sehr von dem Schein auf das Wahre schliessen. Hingegen werde ich immer bey der Meinung bleiben, daß die Weiber in sehr vielen Rücksichten, und aus sehr begreiflichen Gründen gewöhnlich eine feinere, und gröfsere Menschenkenntniß, als wir, besitzen, und daß wir die gröfste Ursache haben, ihrem Verstande und ihrer richtigen Beurtheilungskraft in den Geschäften und Verhältnissen des Lebens, — oft zu unserer eigenen — Schande, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Gründe jener



unläugbaren größern Menschenkenntniß selbst, finde ich theils in ihrer größern Gelehrigkeit und Gewandtheit des Geistes; theils in der Beschaffenheit ihrer äußern Lage, ihrer natürlichen Gemüthsart und ihres Umgangs. Ich werde mich im Folgenden über alle diese Puncte näher erklären müssen.

Selbst die Feinde des weiblichen Geschlechts, — die ihm alles nur mögliche Böse nachzusagen pflegten, und ihm aus einer leicht zu erklärenden Feindschaft in keinem Stücke Billigkeit widerfahren lassen wollten, haben ihm dennoch einen sehr hellen Blick bey Gegenständen des häuslichen und geselligen Verkehrs, und in der Wahl ihres Betragens in critischen oder beabsichtigten Situationen nicht absprechen können.\*) — Es war, bey Lichte besehen,

\*) Johann V. Herzog von Bretagne, welcher 1442 starb, forderte von der Bildung eines Frauenzimmers selbst in damahligen rohern Zeiten zu

einerley, ob sie dieser Lebensklugheit den Nahmen der Arglist, der Verschlagenheit, des erkünstelten Scharfsinns, des thierischen Instincts des schwächern Geschlechts, (das sich dadurch das Stärkere unterwürfig machen wolle,) oder jede andere zweydeutige Benennung zu geben suchten, oder nicht; — genug, dafs sie selbst dadurch den feinern Beobachtungsgeist der Weiber

wenig, — wenn seine Forderung nicht ein blofser Scherz war. Wir wollen die ganze Stelle aus Bouchets Annales d'Aquitaine hierher setzen; "Il (Jean V.) voulut marier son fils avec madame Isabeau, fille du Roi d'Espagne, et comme il s'enquist, que c'estoit de la dicte Isabeau? on lui dist qu'elle avoyt beaulté suffisante, et corps bien disposé pour porter enfans, mais qu'elle n'avoyt pas grand et subtil langage. Et il feit response qu'elle estoit telle qu'il la demandoit, et qu'il tenoit une femme asses sage, quand elle scavoit mettre difference entre le pourpoint et la chemise de son mary." Ich bitte, die Schreibart des alten franz. Annalisten nicht für eine Reihe von — Druckfehlern zu halten.

anerkennen mußten, und noch anerkennen müssen, und dafs sie, alles Widerspruchs ungeachtet, vielleicht ihr eigenes Glück, und viele selige Stunden der Lebensklugheit des andern Geschlechts, — sey es auch unverdienter Weise, zu verdanken hatten.

Dafs den Weibern diese feinere Lebensklugheit, diese oft so genaue, so richtige und bestimmte Beurtheilung anderer Menschen, dieses Eindringen in die geheimsten und verborgensten Falten unserer Herzen so ganz vorzüglich eigen ist, liegt zuvörderst wohl mit darin, dafs ihr Geist durch keine trockene und wissenschaftliche Gegenstände von Jugend auf verschroben und verhunzt, durch keine Systeme und keine Systemsucht aus seinem natürlichen und originellen Gleise gebracht, und durch keinen Wust unnützer und weitläufiger Sprachkenntnisse belästigt und schwerfällig gemacht wird. Im eigentlichen Sinne des

Worts wird das Weib in höhern und niedern Ständen natürlicher, und für seine Bestimmung zweckmäßiger, als der Mann, erzogen. Die Wilsbegierde und Denkkraft des letztern wird auf eine Menge schulgerechter Gegenstände geleitet, wenn die des Weibes sich allein mit Objecten aus der wirklichen Welt, und des gemeinen Lebens beschäftigen, und ihre Logik nach unläugbaren Erfahrungen einrichten darf. Der Geist der Weiber wird mithin durch keinen Zwang zum Denken niedergedrückt, — und seine Sehkraft durch keinen wissenschaftlichen Egoismus getäuscht. Sie sehen richtiger, als wir, weil sie das Licht nicht durch zu viele Gläser, und in zu viel gebrochenen Strahlen, als der Mann, bekommen, der meistens *ex officio* — denken muß, und aus seinen Schulen gemeinlich eine nicht geringe Menge von Vorurtheilen und schiefen Meinungen mitgebracht hat, die ihm

lebenslang wie unheilbare Krankheiten ankleben.

Außerdem scheint in dem zärtern und subtilern Körperbau des Weibes eine gewisse Leichtigkeit in Auffassung neuer Begriffe, und eine grössere Reizbarkeit zu sehr lebhaften und abwechselnden Sensationen, und in dieser Reizbarkeit ein Grund der subtilern Urtheilskraft der Weiber selbst zu liegen. Das Messer des Anatomen, und die Theorien der Psychologen haben diese Hypothese immer wahrscheinlicher zu machen gesucht, und die Erfahrung ist ihnen dabey zu Hülfe gekommen, ob man gleich sehr fein gebauete Weiber genug kennt, die sich durch eine auffallende Schwäche des Verstandes auszeichnen, dahingegen — Riesinnen ihres Geschlechts zum Theil schätzbare Werke geschrieben haben sollen. Ich möchte beynahe behaupten, dafs keine Empfindung des Weibes wegen jener grössern Reizbarkeit ihrer

Imagination — ohne eine oder mehrere Nebenideen geboren wird, auf die wir selbst nicht gekommen wären, — und ich schliesse dieß daraus, weil die Weiber bey sehr vielen Dingen mehr, als wir denken, und, wie die Erfahrung lehrt, — daran mehrere Seiten und Schattirungen, als wir, zu bemerken pflegen. Sie gehen daher von einer Idee so schnell zur andern über, wie es ihre Empfindungen zu thun gewohnt sind. Sie kennen bey ihren Urtheilen und Entschlüssen die langen Intervallen nicht, die uns so oft in unsern Urtheilen und Handlungen eigen sind, weil wir dann langsamer und träger denken, und uns dabey sehr oft mehr nach gewissen erlernten, uns aufgedrungenen Denkmethode, als nach einer schlichten und unbefangenen Logik richten müssen. Jenes reizbarere Gefühl der Weiber stärkt offenbar das Auge des Geistes, gesetzt, daß es auch hier und da zu vorschnellen Urtheilen verleitet; jene Leb-

haftigkeit des Gefühls erregt eben so unleugbar mehrere Vorstellungen | auf einmahl, und entdeckt den Weibern mehrere Abstufungen und Grenzen derselben, so wie durch eben diese Lebhaftigkeit die Begriffe vom Wahren und Schönen, vom Edeln und Nichtedeln, vom Schicklichen und Nichtschicklichen in ihnen erhöht und belebt werden müssen. Und da diese Lebhaftigkeit natürlicher Weise eine Begleiterinn, oder wenn man lieber will, eine fruchtbare Mutter des Witzes ist; so eröffnen sie dem weiblichen Verstande oft schon in frühern Jahren ein Feld von Begriffen und Beobachtungen, worüber wir erstaunen müssen. Ein gebildetes Mädchen von kaum mannbaren Jahren besitzt unzählig oft mehr Lebensphilosophie, mehr gesunde Logik, mehr Geschmack und Leichtigkeit der Begriffe, als Männer von

höherm Alter, die sich lange im Denken geübt haben.\*)

\*) Es sey mir erlaubt, hier eine Stelle aus einem Buche anzuführen, welches unstreitig zu den gedankenreichsten seiner Nation gehört, aus Iselins Geschichte der Menschheit. — “Es ist richtig, sagt dieser helle Kopf, daß bey allen Völkern die Weibspersonen eher zu vernünftigen Beschäftigungen reif werden, als die Männer. Die Anlage ihrer Leiber ist immer zärter, und die Empfindlichkeit ihrer Seelen gröfser. Jeder Gegenstand machet in sie einen schnellen und lebhaften Eindruck. Sie sind daher nicht nur zur Nachahmung unendlich besser aufgelegt; sie beobachten auch die Beschaffenheit und die Verhältnisse der Dinge viel leichter und begieriger; ihr Gedächtniß behält sie viel besser auf; sie vergleichen sie viel geschwinder, und sie ziehen mit einer weit größern Fertigkeit allgemeine Begriffe und Sätze aus ihren Wahrnehmungen. Sie sind viel geschickter von einer Beschäftigung zu einer andern überzugehen; einen Gebrauch mit einem andern zu verwechseln, und jede wahre oder anscheinende Verbesserung, die sich ihrem Geiste darbeyt, zu umfassen. Die Männer, insonderheit unter rohen und ungesitteten Na-



Es ist also vorzüglich eine feurigere und lebhaftere \*) Imagination, welche den Weibern zur Erlangung einer größern Menschenkenntniß so sehr zu statten kommt. Sie unterscheidet durch diese nie ruhende Kraft ihrer Seele an größern Gegenständen

tionen besitzen diese Vortheile höchstens nur in der Jugend." S. Erster Band S. 306-307. Carlsruh. 1784. Rousseau erklärt das zum Theil durch Gründe, was Iselin nur als Factum aufgestellt hatte. "Die Frauenzimmer, sagt der Genfer Philosoph, bekommen eine weit eher gebildete Urtheilskraft, als die Männer. Da sie fast von ihrer Kindheit an auf Vertheidigungshuth seyn müssen, und ihnen ein schwer zu bewahrendes Gut anvertraut ist; so wird ihnen das Gute und Böse nothwendiger Weise eher bekannt." (Emil 4ter Theil)

- \*) Siehe einige merkwürdige Bemerkungen über die Stärke der weiblichen Imagination in Muratori Werke über die Einbildungskraft des Menschen. Mit Zusätzen von Richerz. Leipz. 1785. 1 Th. S. 119-129. Ferner in Zimmermanns Schrift über die Erfahrung in der Arzneykunst und über die Einsamkeit.

und Begebenheiten viel leichter als wir, eine Menge Kleinigkeiten, die wir übersahen; — aber eben dadurch lernen sie diese Gegenstände näher, als auf jedem andern Wege der Untersuchung, kennen. Sie sind eben darum nun auch so genaue Kennerinnen des menschlichen Herzens, weil sie den Menschen selbst mehr in Detail, als nach Theorien und Lehrbüchern beurtheilen, und aus tausend einzelnen, kleinen, aber doch immer bedeutungsvollen Äußerungen desselben endlich den ganzen Menschen zusammensetzen. Sie steigen lieber von dem Besondern zum Allgemeinen hinauf, — wir gehen vielleicht zu oft in unsern Urtheilen den umgekehrten Weg. Ein uns entwischter Blick, ein verlornes Wort, eine Ironie, ein Scherz, ein gewagter Gedanke in der Gesellschaft, ein Gemeinplatz, den wir äufsern, eine Wendung unseres Lobes oder Tadels, und noch gröfsere Kleinigkeiten

lassen sie oft tiefer, als wir glauben, und bemerken können, in unsere Herzen hineinschauen, und Triebfedern und Charakterzüge darin aufsuchen, die uns selbst entwischt waren, und ganz aufserhalb dem Beobachtungskreise des Mannes zu liegen schienen. Sie irren sich hierin desto seltener, je weniger die Menschen auf ihre kleinen Schwächen achten, und je schuldloser sie damit zu spielen glauben. Das weibliche Auge bemerkt aber gemeiniglich sehr bald, wie unzertrennbar alle diese scheinbaren Kleinigkeiten mit dem ganzen Charakter des Menschen zusammenhängen, wie sie den Menschen blindlings an den feinsten Seilen der Eitelkeit leiten, und wie allmächtig er von ihnen — beherrscht wird.

Eben jene lebhaftere weibliche Einbildungskraft, mit welcher sich die Weiber für oder wider Menschen und ihre Handlungen einnehmen lassen, erhöht bey

ihnen das Interesse ihrer eigenen Beobachtungen, und schärft dadurch die Blicke ihres Verstandes. Wir schlafen bey hundert Gegenständen ein, weil unsere trägere Phantasie ihnen nicht jenes gröfsere und lebhaftere Interesse zu geben weifs, weil wir sie für zu unbedeutend, — für unsern Verstand zu klein und unwürdig halten, und überhaupt weniger von ihnen afficirt werden. Der weiblichen Beobachtungsgabe ist nichts zu klein, was sich nicht irgend einmahl als Nutzenwendung gebrauchen liesse, nichts zu entfernt, was nicht näher an das Auge gerückt zu werden verdiente, nichts so dunkel, was nicht aufgehell werden könnte. Ihre Lebensklugheit, und, wenn man will, ihre Lebenslist spähet überall die Seiten an Menschen, Begebenheiten und Situationen auf, die irgend einmahl für die Beobachterinn vortheilhaft, oder schädlich werden könnten. Sie ahndet die Gefahren voraus, — und beugt

ihnen vor, noch ehe sich das Ungewitter zusammenzog. Ihr lebhafter Geist entschlüpft tausend Übeln blofs dadurch, dafs er sich die Weite der Gefahr gemeiniglich kürzer denkt, als sie es wirklich ist, und dafs es der Möglichkeit schon im Voraus einen Grad von Wirklichkeit lieh. — Es mochte nun kommen, wie es wollte; so war das klügere Weib auf Alles gefafst, — und so hat man tausend Weiber gesehen, die im Unglück durch die Gröfse ihrer Seele, und die weise Art es zu tragen, die weisesten Männer selbst übertreffen konnten.

Wenn es wahr ist, dafs die Weiber von Natur furchtsamer und mißtrauischer,\*) als wir, sind; so würde man hierin einen neuen Grund ihrer gröfsern

\*) Ich rede hier nicht von jenem zu ängstlichen Mißtrauen so vieler Weiber, wobey sie überall Gespenster sehen, und zu jeder richtigen Menschenbeobachtung stumpf gemacht werden; son-

Menschenkenntniß finden können. — Dieses natürliche Mißtrauen ist eine Folge ihrer Lage, ihrer Abhängigkeit, ihres Gefühls schwächerer Kräfte, als der Mann besitzt, ihres Neides gegen ihr eigenes Geschlecht, und ihrer eigenen Erfahrungen, wie — viel man durch Verschlagenheit verderben, oder auch gewinnen könne, wenn man die List selbst listig zu gebrauchen versteht. Überdies ist es gar nicht zu läugnen, daß wir Männer das andere Geschlecht selbst zum Mißtrauen gegen uns und andere Frauen verleiteten, so wie wir überhaupt wohl die Urheber der meisten weiblichen Fehler seyn mögen. — Wir sagen ihm so viel schöne Unwahrheiten, und so viel alberne Dinge vor, die es, bey allem seinem Übermase von Eitelkeit und

dem von dem Mißtrauen einer vorsichtigen Lebenspolitik, ohne welches unsere Handlungen sehr oft in einen verderblichen Leichtsinnsarten würden.

Egoismus, kaum zur Hälfte glauben kann. Die Weiber wissen es recht sehr gut, daß wir ihnen nur darum so viel Schmeicheleyen sagen, um gewisse Vortheile von ihnen zu erhalten, daß es uns nicht immer so warm zu Sinne ist, als wir es ihnen vorgaukeln, daß von ihnen hinter dem Rücken sehr übel gesprochen wird, und daß die Galanterie mit der Ehrlichkeit des Herzens oft im größten Widerspruche steht. Sie sind auf diese Weise immer mit Ungewißheit umgeben, aber eben dadurch auch gezwungen, die Geister zu prüfen, und ein Mißtrauen in ihre Worte und Handlungen zu setzen, bis sie eines Bessern überzeugt werden. Auch merken die Weiber, die Klügern wenigstens, es sehr bald, welche Blößen sie sich geben, wenn sie zu viel Zutrauen in die Sprache und Liebkosungen der Männer setzen, welchen Gefahren sie sich dadurch nähern, und wie lächerlich eine jede zu weit getriebene Leichtgläubig-

keit werden kann und werden muß. Diese Eigenschaft paßt sich nicht zu dem Tone der Societät, und einer um sich schauenden Lebensklugheit. Die besten Weiber verlieren dadurch in unsern Augen ihren Werth, und schaden sich dadurch oft unendlich mehr, als sie durch alle ihre Klugheit wieder gut machen können. Außerdem wissen die Weiber es sehr gut, daß sie den Urtheilen des Publicums mehr, als wir, ausgesetzt sind, daß wenigstens ihre äußere Lage mehr, als die unsrige, davon abhängt, daß sie in einzelnen Augenblicken wegen der großen Reizbarkeit ihrer Gefühle schwächer, als schwach, sind, daß ihre unschuldigsten Handlungen leicht gemißdeutet werden können, und daß ihre Reputation an subtilern Fäden, als die unsrige hängt. Alle diese Umstände nähren das weibliche Mißtrauen in einem sehr hohen Grade, so wie sie auf der andern Seite die Menschenkenntniß



des Weibes befördern, und ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst und auf ihre Recensenten aller Art spannen müssen.

List und Verschlagenheit, \*) zwey eigenthümliche Charakterzüge des weiblichen Geschlechts, erhöhen und veredeln freylich die Kräfte der menschlichen Seele nicht; aber sie schärfen doch sehr oft in einem auffallenden Grade das Beobachtungstalent des Weibes, und entdecken auf dem Wege einer ganz eigenen Berechnungsart

\*) "Die List ist eine Naturgabe des weiblichen Geschlechts, sagt Rousseau in seinem Buche über das Weib, und da ich überzeugt bin, daß alle Naturtriebe an sich gut und loblich sind, fährt er fort, so bin ich der Meinung, daß man diese, wie die andern, sich ausbilden lasse, nur dem Mißbrauch derselben soll vorgebeugt werden." Diese Stelle hat vielen Widerspruch gefunden; allein Rousseau hat jene weibliche Eigenschaft gewiß nicht im unmoralischen Sinne des Worts genommen, sonst würde er allerdings selbst etwas Unmoralisches empfehlen haben.

unsrer Handlungen oft ganz neue Seiten und Falten des Herzens. Indem die weibliche Verschlagenheit selbst so und nicht anders handelt, oder unter diesen und jenen Umständen so und nicht anders handeln würde, — forscht sie zugleich ganz ins Geheim nach, ob andere nicht eben diese Wege einschlagen könnten, und einschlagen müßten, und erräth dadurch nicht selten den ganzen Ideengang fremder Plane, so versteckt sie auch immer seyn mögen. Sie weicht den Fallen Anderer aus, indem sie selbst Fallen legt, oder dafür sorgt, daß jene nicht schlaue genug gelegt wurden. Sie gewinnt und lenkt Menschen im Voraus, damit sie sich derselben in der Zukunft, und bey nicht vorhergesehenen Fällen bedienen kann. Ihr Blick spähet bey Zeiten alle Schwächen und Schlupfwinkel unseres Herzens aus, und faßt uns oft da am sichersten, wo wir sein Inneres genau versteckt zu haben glauben, und wo wir

mit Fleiß eine zweydeutige Rolle spielen wollen. Die Täuschungen und Blendwerke, womit sie unser Auge umzieht, werden nicht auf einmahl, sondern nach und nach angelegt, und unser Wille nicht mit Gewalt, sondern auf eine, unserm Egoismus schmeichelnde, Art in Fesseln geschmiedet. Sie liebt die krummen Linien und Schleichwege, um unsere Schritte bald näher, bald entfernter zu beobachten, und um Ausflüchte bey irgend einem mißgelungenen Plane zu behalten. Sie studiert alle Lieblingsgrillen des Mannes, weil sich vielleicht daraus ein ganzer Charakter erklären läßt. Sie hält ihn mit leeren Hofnungen hin, weil sie ihm dieselben als Realitäten vorzuspiegeln weiß, und unsere Neigungen und Untersuchungen sehr schlaun auf andere Objecte zu lenken versteht. Wenn ihre Zauberbänden zu zerreißen anfangen, wenn unser stürmisches Temperament erwacht; so wird sie uns durch eine künstliche

Erweichung unseres Herzens zur Wehmuth reizen, oder sich unserer Stärke selbst zur völligen Ausspinnung ihrer Intriguen zu bedienen wissen. Wir werden nur immer die Waffen ihres Stolzes, ihres Eigensinns, ihrer Launen seyn müssen, — weil sie den Gebrauch derselben zu genau kennen gelernt hat, und weil ein verschlagenes Weib mit jedem Manne machen und treiben kann, was sie will, — und wenn er auch der Klügste seyn sollte.

Noch mehr übt sich das Mißtrauen, und der damit verbundene Beobachtungsgeist der Weiber an ihrem eigenen Geschlechte. Ich habe schon im Vorhergehenden die Gründe angegeben, warum überall so wenig reine Vertraulichkeit unter ihnen selbst herrscht, und warum ihre gegenseitige Freundschaft mehr in Complimenten und einem leeren Ceremoniell, als die unsrige, besteht. — Ich führe hiervon noch einen dort ausgelassenen Grund an,

weil sie durch sich selbst und durch den Umgang mit einander grössere Menschenkennerrinnen werden. Die Weiber beobachten sich unter einander aus tausend Rücksichten noch mehr, als unser Geschlecht, — weil sie von dem ihrigen noch mehr, als von uns, getäuscht und überlistet zu werden fürchten, und weil sie das Bewußtseyn ihrer eigenen Schwächen gegen das ganze Geschlecht selbst argwöhnisch und mißtrauisch macht. Sie stehen daher gegen einander immer auf der Schildwache, damit die Herrschaft der einen, der Einfluß der andern, das Glück der dritten nie zu groß werden möge, — und daher dann jene zahllosen Heere von Cabalen und Verbrechen, die von Weibern gegen ihr eigenes Geschlecht ausgeübt worden sind, und noch ausgeübt werden. Sie wissen es sehr gut, wie weit sie ihr Zorn, ihre bittere Empfindlichkeit, ihr unermesslicher Stolz, ihre glühende Rachsucht treiben kann, wie

wenig sie sich bey den Aufwallungen des Bluts in ihrer Gewalt haben, und wie lange sie einer Andern gewisse Beleidigungen nachtragen können. Sie fürchten sich unendlich mehr vor ihrem eigenen Geschlechte, als vor uns, und eben dieser Umstand wird sie unaufhörlich antreiben, ihr eigenes Geschlecht nach dem kleinsten Detail seiner Denkweise, seiner Leidenschaften und seiner Absichten zu belauschen. Es würde für sie in unzähligen Fällen Alles verlohren seyn, wenn sie dieses nicht thäten, und selbst die wärmere Freundinn nicht genauer studieren wollten. Auch diese könnte bey aller Güte des Herzens dennoch in Umstände gerathen, wo sie den Schein der Wahrheit vorziehen, und in der Freundschaft selbst bisweilen die Rolle einer Heuchlerin spielen müfste.

Die Eifersucht aller Art unter den Weibern hat ihre Beobachtungsgabe vielleicht mehr, als jede andere Gelegenheit

dazu, geschärft. So schief bisweilen die Blicke und tausendfachen Grillen dieser Leidenschaften seyn mögen, und so leicht sie selbst in andern Fällen — mit einer ganz unbeschreiblichen Unvernunft Dinge sieht und hört, die gar nicht einmahl existiren; so unleugbar ist es doch, daß die Weiber auf diesem Wege sich gemeinlich zuerst zu erforschen anfangen. Die Eifersucht legt schon in dem jungen Mädchen den Grund einer oft sehr feinen und geprüften Weiberkenntniß, der erste Funken der Liebe, der in ihrem Herzen auflodert, bewaffnet ihr Auge mit tausend zart geschliffenen Sehröhren, und läßt ihnen oft Dinge an ihrem Geschlecht wahrnehmen, die der tiefstinnigsten Menschenkenntniß Anderer entwischt. Das Auge der Eifersucht läßt nichts ununtersucht, es deutet jede Miene, jeden Blick, jedes kleine Zu-vorkommen gegen unser Geschlecht mit einem seltenen Scharfsinne aus, und erräth

den noch so fein angesponnenen Liebeshandel in seiner Geburt. Es scheint bisweilen nichts um sich her zu bemerken; aber es bemerkt grade dann hundert Dinge auf einmahl, und findet nicht selten in bloßen Vermuthungen und Grübeleyen die Facta, die erst lange nachher zur Reife kamen. Je mehr die Weiber ihre kleinen und großen Liebeshändel vor einander zu verbergen suchen; je unruhiger und thätiger wird ihr Forschungsgeist, — alles Vorgegangene haarklein zu erfahren; — oft ist es nicht jene kleine Malice der Eifersucht, den Verliebten einen heimlichen Streich zu spielen, welche ihrer Aufmerksamkeit den hohen Grad der Spannung giebt, sondern nur die weibliche Neugierde, ob gewisse Vermuthungen sich auch wirklich bestätigen dürften, und in wie weit man sich in dem Charakter dieser oder jener Frau Nachbarinn und Freundinn geirret haben könnte. Im Puncte der Liebe trauet kein



Frauenzimmer dem andern. Diefs ist, dünkt mich, eine allgemeine Regel, — und sie ist darum so allgemein, weil die Weiber aus eigener Erfahrung wissen, wie viel die Verführung liebenswürdiger Männer über sie vermag, oder vermögen würde, und wie schwer es dem weiblichen Herzen wird, uns zurückzustossen. Eben deswegen sind sie auch so sehr geneigt, von einander eher das Schlimmere, als das Bessere, zu glauben, und so schwierig, eine zwischen Weibern und Männern errichtete Freundschaft — für nicht etwas ganz Anderes zu halten. —

Ein neuer Grund der grossen Menschenkenntniß der Weiber liegt in der Nothwendigkeit selbst, die Menschen, und vornehmlich die Männer zu ihrem (der Weiber) Vortheil studieren zu müssen, wenn sie glücklich, und ihrem Berufe gemäfs, durch die Welt kommen

wollen.\*) Ihre Lage ist von uns abhängig, ihr ganzes Leben ist auf das Leben des Mannes calculirt, und ihre Schicksale sind mit den seinigen auf ewig verflochten. Der Mann bleibt dabey immer ihr Herr und Regent, so sehr er auch in einzelnen Fällen der Slave des Weibes seyn mag. Ihr Glück, ihre Ruhe und Zufriedenheit, ihre Bestimmung ist den Urtheilen und dem Willen des Mannes von der Natur selbst

\*) Rousseau zeichnet diese feine Menschenkenntniß der Weiber in folgender Stelle also ab: "Das Weib wird den Geist des Mannes von Grund aus studieren, nicht durch Abstraction den Geist des Mannes überhaupt, sondern den Geist der Männer, die um dasselbe sind, den Geist der Männer, denen es unterworfen ist, es sey nun durch das Gesetz oder durch die Meinung. Die Frau muß die Empfindungen der Männer aus den Reden, den Handlungen, den Blicken, den Geberden derselben erforschen lernen, es müssen ihnen durch die Reden, durch die Handlungen, durch die Blicke, durch die Geberden des Weibes die Empfindungen beygebracht werden, die

untergeordnet worden. Haben sie uns nicht zu Freunden und Beschützern; so sind sie die unglücklichsten Geschöpfe unter der Sonne, und die Erde wird für sie ein bitteres Jammerthal. Die äußere Nothwendigkeit wird also die Weiber immer von neuem antreiben, das Herz und den Charakter des Mannes als ihres Regenten und — Heilandes zu erforschen, um ihn zu ihrem Freunde zu behalten, und ihn nach Zeit und Umständen leiten und fesseln zu

es an ihnen wünscht, und dies, ohne daß die Frau einmal den Schein davon habe. Jene werden besser, als sie, über das menschliche Herz philosophiren; sie wird aber besser, als jene, in dem Herzen der Männer lesen. Den Weibern kommt es zu, die Experimentalsittenlehre zu finden; uns, sie in ein System zu bringen. Das Weib hat mehr Geist, und der Mann mehr Genie; das Weib beobachtet, und der Mann raisonnirt; aus dieser Vereinbarung entsteht das hellste Licht, und die vollkommenste Wissenschaft, welche der menschliche Geist von sich selbst erlangen kann." (Emil 4ter Theil.)

können. Sie werden sich in seinen Lieblingsleidenschaften, seinem Humeur, seinen Grillen, seinen guten und bösen Seiten, seinen Tugenden und seinen Schwächen frühzeitig orientiren müssen, wenn sie ihm gefallen und hierauf das Glück ihrer Jugend und ihres Alters bauen wollen. Thun sie dieses nicht; so wird sie kein kluger Mann zur Gattin wählen, oder ihre Ehe wird ihnen selbst zur Hölle werden. Ihre schönsten Plane würden ohne unsere Beyhülfe in ein Nichts verschwinden, und ihre feurigsten Leidenschaften ohne das Studium unserer Herzen unbeantwortet und unbefriediget bleiben. Der Stärkere läßt sich von dem Schwächern nur durch Klugheit gewinnen, und führen, — die Weiber sind daher angewiesen, in ihrem Umgange und ihren Verhältnissen mit uns mehr Klugheit, als wir selbst, zu beobachten, weil sie die Fehler dagegen nicht so leicht wieder gut machen können, und weil in der Regel

das Weib den Unwillen des Mannes mehr, als er den ihrigen fürchten muß. Er kann sich von ihr trennen, wenn er will, ohne dafs eine Ehescheidung vorhergegangen seyn müßte, er kann sie hart, — sehr hart behandeln, ohne dafs die Policey-gesetze Notiz davon nehmen.

Überdies giebt der zusammengesetzte, aber doch meistentheils offene Charakter des Mannes der weiblichen Beobachtungsgabe täglich neuen Stoff und neue Nahrung. Das Weib kann in ihren Bemerkungen hierin so weit gehen, als sie will, wir können ihr nichts verhehlen, was in unserm Herzen vorgeht, zumahl, wenn die Liebe in ihm wohnt.\*) In unzähligen Fällen

\*) Übrigens, Freund Wildmann, sagt ein sehr feiner Menschenforscher in den komischen Romanen aus den Papieren des braunen Mannes zu dem verliebten Intendanten, — scheintst du in deiner Herzensunschuld nicht gewußt zu haben, dafs es leichter sey, ein glühendes Eisen in seinem Busen

entdecken wir uns den Weibern viel leichter, und viel lieber, als unserm eigenen Geschlechte, so wenig wir auch immer an ihre Verschwiegenheit zu glauben Ursach haben, und wollen wir uns auch bisweilen verstellen; so thun wir es gemeinlich auf eine Art, die dem Auge des Weibes mehr aufdeckt, — als verbirgt. Wir äußern

zu verbergen, als einem Frauenzimmer wahre Liebe zu ihr zu verhehlen. Man kann vielleicht allen andern Augen die Leidenschaft seines Herzens verbergen; aber gewifs errath sie die Geliebte. Schweig, so tief du willst, sie liest sie in deinem Auge, sie sieht sie in deinem Wesen. Es ist unmöglich, — was mancher auch sagen mag, schlechterdings unmöglich, — innig und wahr zu lieben, ohne dem geliebten Gegenstande auf eine sehr unterscheidende Art zu begegnen. Jeder hat freylich darin seine eigene Art, aber welche es auch seyn mag, ein Mädchen, das gestern erst aus dem Kloster kam, wird sie übermorgen schon verstehen gelernt haben. Nichts ist, was den — Punct betrifft, schärfer, als das weibliche Auge!" 2ter Theil. S. 478-479.

so gut, wie sie, unsere kleinen Coquetterien, wir wollen den Weibern gefallen, und Herzen gewinnen, wir wollen herrschen und uns beherrschen lassen, wir wollen geschmeichelt seyn, wenn wir schmeicheln, wir wollen glänzen und Glanz austheilen. Diese und hundert andere Dinge, die uns alle Augenblicke in dem Umgange mit Weibern entwischen, und mitten durch alle Larven unsrer Eigenliebe hindurchschimmern, schärfen die Kraft des weiblichen Auges, und üben schon frühzeitig das junge Mädchen, sich unseres offenen oder versteckten Charakters zu Nutze zu machen, und ihn bey seinen Schwächen zu leiten. Noch mehr, — wir Männer haben sehr oft eine so hohe Idee von diesem Charakter selbst, legen einen so unermesslichen Werth auf die Talente unseres Geistes, dafs wir von den Weibern ausdrücklich ein Studium derselben verlangen, und diejenigen Weiber sehr fade und alltäglich finden, die

dieses Studium unsrer Majestät vernachlässigen, und sich lieber mit ihrer eigenen Person beschäftigen. Daher jenes ängstliche Haschen so vieler grossen Köpfe nach dem Umgange mit Weibern, daher das Bestreben, ihnen alle unsere Seiten oft auf einmal sehen zu lassen, oder sie auch alle auf einmal zu verstecken, wenn die weibliche Neugierde ganz besonders gereizt werden soll, daher die Kunst, die Grazie und das schöne Colorit, was wir unsern Ausdrücken und Ideen in ihrer Gegenwart zu geben suchen, daher endlich auch das Paradoxe und Affectirte, die studierte Rohheit, oder die studierte Gleichgültigkeit gegen lebenswürdige Weiber, die wir bisweilen, selbst wider unsern Willen, gegen sie anzunehmen pflegen. Man will die Augen auf sich ziehen, und einen geheimen Kitzel empfinden, wenn die Weiber sich über uns die Köpfe zerbrechen, und Untersuchungen über das seltene Gestirn beginnen.



Ich gebe es gern zu, dafs viele Männer in Absicht dieses Studiums von ihren eigenen Weibern und Geliebten zu viel verlangen, und eben deswegen nicht selten Despoten ihrer Frauen und Bräute werden. Es giebt tausend Schiefköpfe unterm Monde und zwar in allen Ständen, die, bey einem ungeheuren Maafs von Eigendünkel und Selbstsucht, nicht nur augenblickliche Attentionen und Huldigungen, sondern auch ein Talent von ihren Weibern verlangen, die geheimsten Wünsche und Empfindungen des Hausherrn zu errathen, und ihnen durch einen pünctlichen Gehorsam zuvorzukommen. Das arme Weib soll sich zunächst nur immer auf Kundschaft legen, wie es in dem bizarren Kopfe und Herzen ihres ehelichen Gebieters aussieht, und wie sie ihren Mantel nach dem Winde hängen mufs. Sie soll seine Launen voraus wissen, den Wechsel seiner Empfindungen ahnden, seine Meinungen und Urtheile aus

ihm stillschweigend herausgraben, die Grenzen seiner Eitelkeit und seines Stolzes wissen und nicht wissen, und alle Saiten seiner Empfindlichkeit und seiner Verstimmungen aufs genaueste berechnen können. Sie wird seinen Willen und seine Gedanken selbst dann noch errathen sollen, wenn er sie aus Mißtrauen oder Eigensinn vor aller Welt verbirgt. Diese Männer sind in ihren Häusern wahre Barbaren, so fein sie sich sonst in der Societät nehmen mögen, und man siehet ihren unglücklichen Weibern den fürchterlichen Druck sehr leicht an, unter dem sie seufzen müssen. Die Gattinnen solcher Männer, die aus einer höchst albernen Laune nicht wissen, was sie eigentlich wollen, sehen sich genöthigt, ihre Despoten mit der ausgesuchtesten Delicatesse zu behandeln, und müssen dennoch alle Augenblicke fürchten, — einen Mißgriff zu thun, und jene zu beleidigen. Ihr schwankender Charakter, ihr kindischer

Eigensinn, ihre feberhafte Empfindlichkeit erhält die armen Weiber in einer ewigen Ungewißheit, — wie sie die hohe Gnade dieser subtilen Tyrannen gewinnen, oder einen kleinen Fehler wieder gut machen sollen, ob sie heute froh, oder traurig seyn, heute diesen Besuch annehmen, oder verbitten, ein Kind so, oder nicht anders strafen, einen Freund kalt, oder warm behandeln, einen Kauf schliessen, oder nicht schliessen, eine gesellige Freude billigen, oder verdammen dürfen. Ich habe Weiber von dem lebenswürdigsten Charakter grade an solche künstliche Unmenschen verkaufen gesehen. — Ihre Jammerthränen erschüttern noch meine ganze Seele! Das Bild ihrer Leiden, wie das Bild ihres dahin welkenden Körpers schwebt noch vor meinen Augen; aber der wohlthätige, barmherzige Engel des Todes wird sie bald — bald, und auf immer aus einer Slavery erlösen, gegen welche

das Leben auf einer Galeere noch ein Himmelreich seyn mag.

Ich habe oben den genauern und engeren Umgang der Weiber mit Kindern und dem Gesinde, als einen neuen Grund ihrer größern Menschenkenntniß angegeben. Ich werde über beyde Punkte noch Einiges sagen dürfen. Dem Menschenkenner, welcher sich nicht bloß bey Oberflächen aufhalten will, ist unendlich viel daran gelegen, den Menschen selbst nicht bloß in seiner vollendeten Ausbildung, und in seinen ältern Jahren, sondern auch in seinen successiven Entwicklungen, in den frühern Keimen seiner moralischen Menschwerdung, und bey dem ersten Hervorblick seiner Vernunft, seines Herzens und Charakters zu erforschen und zu beobachten. Diefs letztere führt uns immer zu viel größern und sicherern Aufschlüssen über die Triebfedern unserer Natur, und über die Eigenheiten der mensch-

lichen Sinnesart, als wenn wir den Menschen späterhin aus seinen tausendfachen Verbildungen gleichsam herausziehen und zergliedern wollen. Wir werden ihn nur halb kennen lernen, wenn wir nicht das Kind studierten, und aus den Erscheinungen seiner Leidenschaften, seiner individuellen Fortschritte in jeder Manier zu denken und zu handeln, und seiner sich selbst gegebenen Formen den erwachsenen Mann und das erwachsene Weib zusammensetzten. Eben deshwegen sind die grössern Erzieher auch von jeher für grössere Menschenkenner gehalten worden, wenn sie nemlich ihre Kunst zugleich practisch trieben, und den Menschen nicht blofs nach trockenen Theorien und Hypothesen bilden wollten. Eben deshwegen halte ich die Weiber zum Theil für grössere Menschenkennerinnen, weil sie vermöge ihres engern Umgangs mit Kindern täglich Gelegenheit haben, Bemerkungen und Aufschlüsse über den Charakter

und die Handlungsmaximen des heranwachsenden Menschen zu sammeln. Was man entstehen sieht, kennt man allemahl besser, als das, was man nach seiner Vollendung — beurtheilen soll.

In dem Kinde liegt der künftige erwachsene Mensch wie in einer Hülle verborgen. Aber er ist bey der ersten Empfänglichkeit zu Begriffen und Handlungen schon unendlich mehr, als eine — unbeschriebene Tafel. Alle seine Anlagen sind mehr, oder weniger wirksam, alle Keime seines menschlichen Gefühls setzen sich in Bewegung, sobald seine Organe nur einige Klarheit bekommen. Von einem Augenblicke zum andern entwickelt sich in ihm, — obgleich für uns oft noch ganz unsichtbar, die innere Form des Geistes, die ihn eigentlich zum Menschen macht. Auch in ihm und mit ihm thut die Natur keinen Sprung, sondern führt ihn schrittweise von Gefühlen zu Begriffen, und von Begriffen

zu Urtheilen, bis er ganze Felder der Wahrheit durchlaufen, und in die Tiefen der Schöpfung eindringen kann. Nichts ist also unwichtig für den Menschenbeobachter, was das Kind beginnet und treibt, nichts so klein, was nicht den künftigen Jüngling oder Mann charakterisiren könnte. In den kleinsten Willens- und Kraftäußerungen des Kindes liegt schon das Gebilde seiner Zukunft, das Vorspiel seiner vollendeten Richtung, und vielleicht der Grund aller seiner Schicksale. Seinen originellen Charakter trägt der Mensch von Mutterleibe an bis zum Grabe mit sich fort. Seine innern Züge können durch die Erziehung etwas verwischt werden, aber sie sind ewig, wie der Geist, der in ihnen wohnt. —

Es gehört nur eine mittelmäßige Aufmerksamkeit dazu, um zu bemerken, daß ein jedes Kind seine ihm ganz eigenthümliche Charakterstimmung hat, und mithin

(2r Th.)

S

auf seine ganz eigenthümliche Art studiert und geleitet seyn will. Die Natur liebt in ihrer Geister- und Körperwelt jene weise und absichtliche Verschiedenheit, ohne welche sie eine sehr karge und unvollkommene Mutter ihrer Geschöpfe geblieben wäre. Durch sie allein wird sie so groß und so unendlich, durch sie allein hat sie zugleich die Thätigkeit des menschlichen Verstandes auf alle Ewigkeiten hinaus beschäftigen wollen. — Die Verschiedenheit, welche sie selbst in die Charaktere der Menschen legte, bleibt daher für die Nachforschungen des menschlichen Geistes ein höchst merkwürdiger Gegenstand, und die Mütter, die verständigen Mütter, sollten sie vor allen andern Dingen bey ihren Kindern zu studieren suchen. Die es thun, sind gewiß die größten Kennerinnen des menschlichen Herzens.

Die Kinder bringen meistentheils die ersten Jahre ihres Lebens unter den Augen



der Mütter zu. Diefs will ein Gesetz der Natur. — Aber die Mütter werden ohne eine gespannte Aufmerksamkeit auf die mancherley Äußerungen der verschiedenartigen Kindercharaktere diese weder leiten noch ausbilden können. Die Umstände dringen ihnen dieses Studium gleichsam mit Gewalt auf, und die Weiber erwerben sich darin gemeiniglich sehr bald einen richtigen und geübten Blick, sobald sie es mit ihren Kindern gut meinen, und die armen Geschöpfe an keine gedungenen Wärterinnen auf immer, — wie soll ich's nennen? — verkaufen. Das eine Kind sucht seinen Willen durch Ungestüm und Trotz, durch eine wilde Lebhaftigkeit und Hastigkeit zu erhalten. Es ist ihm lästig und fast unmöglich, etwas mit Sanftmuth und Gefälligkeit zu erbitten, eine abschlägige Antwort mit Ruhe und Geduld zu tragen, einen Verweis ohne Widerspruch anzuhören, oder auch nur die kleinste Verlängerung eines

Verlangens auszuhalten. Das ganze Hauswesen würde sich endlich unter den Eigenwillen eines solchen jungen Trotzkopfes schmiegen müssen, wenn die klügere Mutter nicht das Eigenthümliche seiner Denkweise durchforscht hätte, und zu leiten wüßte. Ein anderes Kind sucht Alles durch Schmeicheleyen und Liebkosungen zu gewinnen, (oder sich auch dadurch schon von fernher Entschuldigungen seiner Fehler zu bereiten,) entweder, weil es bemerkt hat, daß es durch sein einschmeichelndes Wesen viel weiter, als durch seine dictatorischen Forderungen kommt, oder, weil Geschmeidigkeit und ein liebkosendes Benehmen ein angeborener Zug seines Charakters ist. Wieder ein Anderes sucht sich durch List und Verstellung den Weg in das Herz seiner Eltern zu bahnen. Es schmiedet in seinem kleinen Kopfe Plane, die kindisch, aber bisweilen schlau genug sind, um ältere Leute selbst

zu täuschen, und durch einen verdeckten Umweg zur Erfüllung seiner Wünsche zu gelangen, es affectirt Ehrlichkeit und Dienstfertigkeit, um einen kleinen Betrug oder eine Lüge zu bemänteln, es stellt sich beleidigt, um den auf ihn geworfenen Verdacht zu vernichten. Noch andere Kinder lauschen ihren Eltern und Erziehern ihre Grillen, Launen und Schwächen ab, und wissen damit oft so geschickt zu manoeuvriren, bis sie ihren Willen überall durchgesetzt hatten.

Indessen ist die Verstellungskunst der Kinder nicht so groß, daß ein geübtes Auge der Mutter nicht sehr bald alle ihre Schliche durchschauen sollte. Außerdem pflegen die Kinder in der Regel offener gegen ihre Mütter, als gegen die Väter, zu seyn, weil sie gemeinlich die Strenge der letztern fürchten, und ihnen hingegen das mütterliche Herz bey tausend kleinen Wünschen mehr entgegenkommt. Sie

sehen ihre Siege durch die mütterliche Liebe voraus, sie wissen, daß es dieser Liebe wehe thut, die kindlichen Bitten, wenn sie auch bisweilen noch so albern seyn mögen, zurückzustossen, daß sie ungerne und nur gezwungen straft, daß sie während der Strafe schon Alles dem kleinen Sünder wieder vergeben hat, und daß man ohne große Gefahr den begangenen Streich zu einer bequemern Zeit wiederholen könne. Die Kinder werden also auch immer unbefähigener im Umgange mit ihren Müttern, als mit jedem Andern, handeln, sie zeigen sich ihnen von allen ihren Seiten, und in allen ihren wahren oder erkünstelten Gestalten. Der Vater kennt sie selten so genau, wie die Mutter sie erforscht hat. Nicht ihm, sondern ihr werden sie ihre verborgenen Wünsche, ihre erlittenen Beschimpfungen, ihre kleinen Zwiste mit andern Kindern, ihre lächerlichen Plane einer kindischen Eitel-

keit, ihre Geheimnisse und Beobachtungen anvertrauen. Sie werden die Mütter öfter, als die Väter, um Rath fragen, wie sie dieß und jenes anzufangen, und auszuführen haben. — In ihren Seelen wird daher die Mutter, wie in einem Buche lesen können; aber sie wird noch weiter gehen, sie wird mit mütterlicher Zärtlichkeit voraus berechnen, — was aus allen diesen Anlagen, keimen, und kindischen Charakterzügen künftig entstehen kann, und entstehen wird, — und grade diese Berechnungsart wird die Menschenkenntniß derselben in einem sehr hohen Grade befördern müssen.

Ich gehe noch einen Schritt weiter, und behaupte, daß der genauere Umgang der Weiber mit Kindern sie zur Nothwendigkeit ihres eigenen Selbststudiums führt, wenn sie nicht alle Augenblicke das wieder einreißen wollen, was sie vorher gebauet hatten. Kein Mensch wird der Wegweiser des Andern werden können,

der sich nicht selbst, und wo möglich, so tief, als es seyn konnte, studiert hatte. Überdies haben die Kinder viel hellere Augen, als wir glauben, die Schwächen und Lächerlichkeiten ihrer Eltern aufzufassen. Sie beurtheilen uns nicht nach Vorurtheilen und Bestechungen des Verstandes, sondern grade so, wie wir sind, und wie wir uns zeigen. Jeder Widerspruch, jeder Miston in unsern Handlungen, jede ihrer Abweichungen von den Regeln, die wir selbst gegeben haben, fällt den Kindern oft ganz erstaunlich auf, — ob sie sich gleich bisweilen erst nach Jahr und Tag darüber äußern. Ihr Gedächtniß ist oft darin infallibel. Wer dieß noch nicht bemerkt hat, kennt den Geist der Kinder nicht. Ihre natürliche Urtheilskraft forscht nach Wahrheit und Einfachheit der Lebensmaximen, ihre Logik ist oft viel richtiger, als die ihrer Eltern. Die vernünftige Mutter wird daher mit der

genauen Kenntniß der Kinder zugleich in der ihrigen fortschreiten müssen. Sie wird sich zu prüfen anfangen, bey welchen Fehlern ihrer Kinder die Leidenschaften des Weibes am meisten in Bewegung gesetzt wurden, und warum sie den einen Fehler leichter, als den andern, vergeben konnte; warum sie bey ganz ähnlichen Fällen heute strenger, als gestern, gegen die Kinder war; warum und aus welchem Antriebe des Herzens, oder der Eitelkeit sie das Eine Kind dem Andern vorzieht, und es glücklicher, als die Andern, zu sehen wünscht. Sie wird sich prüfen, wenn und wie sie Strafen und Belohnungen austheilen soll, — sich prüfen, ob ihre Anhänglichkeit an den Kindern sich auf eine vernünftige Mutterliebe, oder nur auf eine Art von Empfindeley und blinder Nachsicht gründet, ob sie die Fehler ihrer Lieblinge gegen die Strenge des Gatten in Schutz genommen hat, und warum sie dieß that, und ferner thun

könnte. Sie wird auf die Nachforschungen ihrer eigenen Schwächen und Eigenthümlichkeiten zurückgeführt werden, wenn sie bemerkt, wie viel die Kinder nach und nach von jenen Schwächen selbst angenommen haben, sie wird in dem Bilde des Kindes ihr eigenes erblicken, und vielleicht nun erst einsehen, welche Falten in ihrem eigenen Herzen lagen, und welche früher in ihr ausgeglättet werden mußten. Sie wird es sich nicht lange verhehlen können, wie viel durch eine zu weit getriebene Sparsamkeit der Mütter, durch ein übel-launiges Wesen, durch Schwermuth oder Leichtsinn, durch Kälte und Gleichgültigkeit gegen den Gatten, durch einen zu vertrauten Umgang der Hausfrau mit dem Gesinde, durch den großen Hang zu Vergnügungen und durch tausend andere Fehler bey den Kindern verdorben werden kann, und wie allmächtig das Beyspiel der Mutter auf die zarten Gemüther derselben, und



zwar um so mehr zu wirken pflegt, je mehr sie ihr ganzes Vertrauen auf die Mütter selbst zu setzen gewohnt sind.

Vornehmlich aber wird die treue Mutterliebe der Weiber ihr Auge in einer genauen Kenntniß ihrer Kinder üben, damit keine Pflicht des mütterlichen Herzens unerfüllt bleibe. Jener große und liebevolle Instinct würde die schönste Seite des Weibes seyn, wenn er nicht so leicht in Verblendung und schwärmerische Zärtlichkeit gegen die Kinder selbst ausartete, und nicht die Absichten der Natur hinderte. Dem Herzen der Mutter sind die Kinder die schönsten Kleinodien der Welt. Sie wird nimmer aufhören, diese Geschenke des Himmels von allen Seiten zu beschauen, damit ihre Mutterliebe gegen sie immer größer werden möge. Sie wird freylich mehr das Bessere, als das Schlimmere, daran aufsuchen wollen; aber auch das letztere wird ihrem Scharfblicke nicht ent-

gehen, weil seinen Folgen bey Zeiten vorbeugt werden muß, und weil sie dadurch zu ganz besondern Aufschlüssen über das menschliche Herz gelangen kann. Das Böse ist seiner Natur nach gemeinlich zusammengesetzter, verwickelter und künstlicher, als das Gute, und, da es sich bald verstecken, bald heucheln muß, thätiger und schlauer als das letztere, indem dieses bey seiner natürlichen Einfalt keiner Kunst bedarf. Aber eben deswegen wird die kluge Mutterliebe unablässig die Schliche und Ausbrüche des erstern bey ihren Kindern beobachten, um die Mittel zu studieren, wodurch die Gradheit und Unschuld des Charakters erhalten, und der Seele des Kindes eine bestehende Richtung zum Guten gegeben werden kann. Mit dem Bösen fängt alle Verstellung und Hinterlist der Kinder an. Das Studium ihrer Gegenmittel führt zu den feinsten und tiefsten Kenntnissen der menschlichen Seele, wie das

Studium der Krankheiten zur genauern Kenntniß unsrer Organisation führt. Was moralisch, oder physisch geheilt werden soll, muß man genau studiert haben, damit durch schiefgebrauchte Arzneimitteln und unrichtige Methoden die Krankheit den Kranken nicht ganz aufreiben möge.

Ich komme zuletzt noch zum Umgange der Weiber mit dem Gesinde. — Der rohere, ungebildete Mensch, der gemeine Mann, ist kein unwichtiger Gegenstand für die Menschenkunde. Er zeigt sich mehr in seiner wahren Gestalt, als der verfeinerte und zugeschnittene Mensch, welchen der Umgang mit der Welt, seine künstlichere Erziehungsweise und sein schlauerer Lebenssystem selbst künstlicher, vorsichtiger und zurückhaltender gemacht hat. Jener hatte die Klugheit nicht so, wie dieser, studiert, um seine Plane und Leidenschaften einen Schleyer zu werfen, wenn sie nur halb, oder gar nicht sichtbar werden

durften. Wie sein Blut in ihm auflodert, seine Launen und Affecten ihn drängen, sein Interesse ihn spornt, so zeigt er sich auch gemeiniglich seinen Beobachtern, oder seine Verstellung ist so plump, so unrecht angebracht, dafs man sie leicht durchschauen kann. Sein System zu handeln ist einfacher, als die Künsteley einer geübten Weltklugheit, ob er gleich auch seine Intriguen und Schleichwege, wie jeder Mensch überhaupt, verfolgen mag, den der Eigennutz beherrscht. Aber er wird sich hierin leichter, als jener, verrathen. Er wird seinem Interesse nicht so leicht den Anstrich der Selbstverläugnung, des Edelmuths und Menschenliebe geben können, und seinen rohern Egoismus nicht zu verbergen wissen; dahingegen der weltklügere Mensch seinen Eigennutz in hundert gefälligere Gestalten einkleiden, und oft da sogar großmüthig und weise erscheinen wird, wo ihn die habsüchtigsten Absichten leiteten. Der

gemeine Mann drückt seine Hoffnungen, seine Wünsche, seine absichtlichen Liebkosungen, seinen Ehrgeiz, seine Tugenden und seine Laster oft auf eine ganz andere Art aus, als jener sie ausdrücken wird. Er trotzt und pocht, wo der Weltmann durch Geschmeidigkeit, List und Reverenze sich neue Glückswege bahnt, er wird stürmisch und plump; wo dieser durch eine angenommene Kälte und Gleichgültigkeit, durch Cabalen und Weibereinfluss zu siegen denkt. Er kennt sich und sein Terrain gemeiniglich weniger, als der abgeschliffene Mann das seinige. Er fängt sich leichter in seinen eignen Schlingen, und verliert die Gegenwart des Geistes auch leichter, als dieser, wenn er auf einem unrechten Wege überrascht wird. Diefs gilt sowohl von Männern, als Weibern aus der gemeinen und vornehmen Welt.

Die Frauen sind wegen ihrer häuslichen Verhältnisse mehr, als wir, an den Umgang mit ihrem Gesinde, und an den Commerz mit gemeinen Leuten gebunden, sie sind gezwungen, den Geist und die Denkungsart derselben zu studieren, wenn sie nicht ihren Haushalt vernachlässigen, und ihre Kinder verwaisten wollen. Der Geist des Gesindes ist ein ganz eigener Geist. Es ist begreiflich, daß ein Mensch, der dienen muß, ein ganz anderes Ding, als derjenige ist, welcher nicht dient, wenigstens nicht in dem Grade abhängig, als jener, seyn darf. Die Slavery, das Miethlohn drückt der menschlichen Seele eine eigenthümliche Form ein, die sich von allen übrigen Formen der Bildung leicht unterscheiden läßt. Es liegt etwas Gezwungenes und Unnatürliches in ihr, welches überall durch den Mangel der Freyheit hervorgebracht wird, — oder etwas Verschmitztes, weil man seine Beherrscher

zu täuschen sucht, oder auch etwas Kühnes, um diejenigen selbst zu beherrschen, die sich zu Herren des Slaven aufgeworfen haben. Ein gemeiner Sinn, List und Verschlagenheit, versteckte Herrschsucht und niedriger Eigennutz sind die Hauptcharakterzüge des Gesindes, welche der klugen Hausmutter täglich ein neues Schauspiel von Menschenkenntniß geben. Sie muß alle diese Gebrechen studieren, wenn sie nicht selbst beherrscht und betrogen werden will, ihr Auge muß überall seyn, wenn sie bey den mancherley Manoeuern der Gesindepolitik ihr Hauswesen aufrecht erhalten soll. Bald nutzen diese Leute die Schwächen der Herrschaft, um selbst eine kleine Souveraineté im Hause zu gewinnen, bald bestechen sie die Augen derselben durch eine angenommene und affectirte Zärtlichkeit gegen die Kinder, bald besänftigen sie die böse Laune der Hausfrau durch Klatschereyen aus fremden Häusern, oder

(2r Th.)

T

durch eine erkünstelte Reue, bald pochen sie auf ihre Treue und Ehrlichkeit, so schelmisch auch ihr Herz seyn mag, bald nehmen sie ihre Zuflucht zu Verleumdungen des Mitgesindes, um die Aufmerksamkeit auf ihre eigenen Schelmereyen zu vernichten, bald kriechen und schmeicheln sie selbst bey erlittenem Unrecht, um zu einer andern Zeit der Hausdame etwas biethen zu können, bald erfinden sie künstliche Lügen, um sich aus einem bösen Handel herauszuziehen, bald drohen sie, gewisse Familiengeheimnisse zu verrathen, ungeachtet sie vielleicht nichts verrathen konnten; Will es ihnen nicht gelingen, dem Hausherrn und der Hausmutter zugleich die Augen zu verbinden; so werden sie sich doch die Partey des einen Theils zu erschleichen, und vielleicht gar unter den Eheleuten Mistöne und Mifsdeutungen zu erregen suchen, — tausend anderer Kunstgriffe nicht zu gedenken, wodurch



sich der Slave seine Fesseln zu erleichtern, und seine Beherrscher zu hintergehen meint.

Vornehmlich wird eine Hausfrau ohne eine genaue Menschenkenntniß überall hintergangen werden, wenn sie mehrere Mägde unter ihrem Commando hat. Sie hat immer mit einem Complot niederer Gesinnungen und Betrügereyen zu kämpfen, und wird höchst selten eine aufrichtige Anhänglichkeit jener Dirnen an ihrer Herrschaft bemerken. Noch abgefäumer und gefährlicher werden diese Creaturen, wenn sie einige Bildung angenommen haben, auf einen verschmitzten Verstand Ansprüche machen, Bücher lesen, und sich durch ihre Figur empfehlen. Ich verstehe hierunter die sogenannten Kammermädchen aller Art, oder die, welche zu ähnlichen Diensten und Geschäften gebraucht werden. Man könnte sie die geheimen Mitregentinnen der Welt nennen,

wenigstens in den Häusern ihrer Herrschaften sind sie es gewifs auf irgend eine Art. Eine Hausfrau, die diese Mädchen studiert hat, mufs wahrlich eine nicht gemeine Menschenkenntniß besitzen. Es kann ihr nicht entgehen, daß diese listigen und verfeinerten Mägde ein genaues Register über die Schwächen und Launen ihrer Herrschaften halten, um zu gelegener Zeit über Mann und Frau zu herrschen, und sich nach und nach nothwendig zu machen. Diese Mädchen kennen gemeiniglich die geheimsten Falten und Schleichwege ihrer Gebietherinnen, wenn sie auch, (so oft sonst grade das Gegentheil geschieht,) dabey nicht zu Rathe gezogen werden. Sie ruhen nicht eher, bis sie sich jede zweydeutige Handlung ihrer Frauen ins Klare gebracht haben, sie erbrechen die Briefe, die Schreibtische derselben, um hinter die Wahrheit zu kommen, sie stellen sich unschuldig und unwissend, sie hüllen sich in

den Mantel der Ehrlichkeit und Einfachheit, bis ihre unermessliche Neugierde ganz gestillt ist. — Sie leiten es endlich so ein, daß sie bey den Liebeshändeln, oder andern häuslichen Betriegerereyen der Eheleute selbst gebraucht, und als Mitgehülffinnen auf- und angenommen werden. Dadurch dirigiren sie ganze Familien, dadurch lassen sie die gescheidtesten Frauen selbst, zum Erstaunen der ganzen Welt, an ihren Seilen tanzen, dadurch gewinnen sie den großen Einfluß auf Alles, was mit ihren Herrschaften in Verbindung steht. Wer kennt nicht Häuser in Menge, wo kein rechtlicher Mann etwas gilt, wenn er das Unglück hat, dem Hausmädchen nicht zu gefallen! — und hatten nicht tausend elende und unwissende Menschen allein der Fürsprache dieser unbekanntten Obern — ihr Fortkommen, und ihre großen Rollen zu danken? Ich halte sie daher für die allergefährlichsten Wesen in der vornehmen

Welt, sobald sie List des Verstandes und Unredlichkeit des Herzens mit einander verbinden, und den schwachen Verstand ihrer Herrschaften übersehen können. Welche höchst sonderbare, höchst merkwürdige Aufschlüsse müßten wir über den Charakter unzähliger Frauen, über die Kette mancher unerwarteten Familienbegebenheiten, über die geheimen Thorheiten und Laster angebeteter Menschen, und selbst über manche Veränderungen und wunderliche Erscheinungen in ganzen Staaten bekommen, wenn uns die geheime Geschichte jener Dirnen, und ihr Zusammenhang mit ihren Gebiethern und Gebietherinnen bekannter wäre! Bey den meisten großen Angelegenheiten haben sie ihre Hand mit im Spiel. Oft mögen sie auch durch ihre Klugheit und Vorsicht viel Gutes gestiftet, und manches verdorbene große Weib mit der Tugend wieder ausgesöhnt haben; aber die Fälle sind selten.

Gemeinlich sind sie die geflissentlichen Stöhrerinnen der ehelichen Harmonie, schieben die rechtlichsten Weiber durch ihre Verleumdungen, oder durch ihre Buhlerey in den Hintergrund, reizen den sinnlichen Ehemann zu einem Wechsel der Vergnügungen, lassen sich für Geld zu Allem gebrauchen, verführen die Kinder zu unnatürlichen Sünden, dienen den schamlosen Gattinnen bey ihren Galanterien und Lastern, zeigen den heranwachsenden Töchtern die Künste einer unredlichen Coquetterie, machen sie mit den Wollüsten des Geschlechtstriebes bekannt, locken die heranwachsenden Söhne durch ihren freyen Anzug und ihre Liebkosungen in ihre Arme, und herrschen oft, bey aller Immoralität ihrer Lebensweise, und ihrer bekannten Liederlichkeit, über Frauen und Männer, die sonst immer dem Laster Feind waren, und es nie in ihrem Hause dulden wollten.

---

## NACHLESE

zum vorhergehenden Abschnitte. — Gelehrte  
Weiber. \*)

So unleugbar es nun aber auch immer seyn mag, daß sich die Weiber bey einiger Cultur durch einen, zum Theil, sehr richtigen, sehr gesunden practischen Verstand, durch einen hohen Grad von Lebens-

\*) In dem dritten Theile der interessanten Briefe: über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit. Leipz, 1796. S. 261-281. wird über diese Damen auf eine so gesunde und launige Art geurtheilt, daß man mir Dank sagen wird, wenn ich die Hauptideen des unbekanntenen, nicht mehr lebenden, Verfassers dem Beschlusse dieses Abschnitts anhänge.

philosophie und Menschenkenntnifs, und durch einen entschiedenen Scharfblick in Beurtheilung ihres und unseres Geschlechts vor uns auszuzeichnen pflegen, so wenig habe ich doch damit behaupten wollen, dafs sie auch zu einem wissenschaftlichen Leben, und einer Geistescultur, die nur dem gelehrten Manne zukommt, gemacht wären. Einzelne Ausnahmen, einzelne Schriftstellerinnen wollen in der Sache nichts beweisen, da diese Ausnahmen erst selbst wieder einer genauen Untersuchung bedürfen, und diese Untersuchungen nicht sehr zum Vortheil des schriftstellerischen Verdienstes der gelehrten Weiber ausfallen dürften. Wahrscheinlich würden wir diese Verdienste, die bisweilen einen unschuldigen, nur nicht alleinigen Zeitvertreib einzelner Frauen ausmachen dürften, von noch schwächeren Seiten kennen lernen, wenn wir immer die mancherley Meister und Gesellen anzugeben wüßten, welche

die gelehrten Geburten der Weiber ans Tageslicht bringen halfen; wir würden jene Verdienste ganz vergessen, — wenn wir nicht selbst zu eitel wären, unsern Verstand von einer literarischen Frau bewundern zu lassen, oder, wenn der selbst unschuldige Ton der Galanterie uns nicht die Achtung einflößte, die wir jedem Anbaue des weiblichen Denkvermögens überhaupt schuldig sind. Wir betrachten die Gelehrsamkeit der Weiber als einen Modeschmuck, den sie sich angelegt haben, — wir dulden ihn, weil er dem Zuschauer bisweilen ein unterhaltendes und interessantes, bisweilen auch ein — possierliches Schauspiel verschafft; aber wir zittern vor den Gedanken, irgend einmahl unter die Herrschaft einer Frau zu gerathen, die auf Gelehrsamkeit Anspruch macht.\*)

\*) Rousseau philosophirt über diese — literarischen Weiber ganz vortrefflich. „Ein schöngeistiges Weib, sagt er in seinem Emil,



“Die Erziehung, sagen die Weiber, — die Erziehung allein ist der Grund, daß wir es in den Wissenschaften nicht so weit, als die Männer, bringen können. Würden wir so, wie ihr, unterrichtet, so, wie ihr,

(4ter Theil) ist die Geißel ihres Mannes, ihrer Kinder, ihrer Freunde, ihres Gesindes, aller Welt. Aus der erhabenen Erhabenheit ihres Genius verschmäheth sie alle Frauenpflichten, und fängt immer damit an, sich wie eine Demoiselle Lenclos zum — Manne zu machen. Auswärts ist sie immer lächerlich, und wird sehr mit Recht kritisirt, weil man der Critik nicht ausweichen kann, sobald man aus seinem Stande heraustrit, und für denjenigen, in welchen man sich begeben will, nicht gemacht ist. Alle diese Weiber von großen Talenten werden niemanden, als Thoren, ehrwürdig seyn. Man weiß immer, wer der Artist, oder Freund ist, der ihnen die Feder, oder den Pinsel führt, wenn sie arbeiten. Man weiß, wer der verschwiegene Gelehrte ist, der ihnen insgeheim ihre Orakel dictirt. Alle diese Marktschreyerey ist einer rechtschaffenen Frau unwürdig. Hatte sie wahre Talente, so würde ihre Anmaßlich-

mit Kenntnissen angefüllt, so, wie ihr, erzogen; so würden wir eben so gut öffentliche Lehrstellen bekleiden, tiefsinnige Wissenschaften vortragen, Gerichtshöfen vorstehen, Ministerstellen verwalten, und den Buchhandel im Flor erhalten können.

keit sie erniedrigen. Ihre Würde ist, nicht gekannt zu seyn; ihr Ruhm besteht in der Achtung des Mannes; ihr Vergnügen in dem Glücke ihrer Familie. Leser, ich berufe mich auf euch selbst; fahrt der große Sittmahler fort; seyd aufrichtig! Was giebt euch die bessere Meinung von einer Frau, wenn ihr in ihr Zimmer tretet, was macht, daß ihr euch mit größerer Ehrerbiethung ihr nähert, — sie mit den Arbeiten ihres Geschlechts, der Sorge für ihre Haushaltung beschäftigt, mit den Kleidungsstücken ihrer Kinder um sie herum zu sehen, oder sie Verse an ihrem Nachttische schreibend, mit Brochuren aller Art und kleinen Billetten von allerley Farben umgeben, zu finden? Jedes gelehrte Mädchen wird ihr Lebelang — Mädchen bleiben, so lange es keine andere, als — verständige Männer, geben wird."

Unser Verstand ist nicht geringer, als der eurige. Wir denken nach einerley logischen Gesetzen mit euch, wir begreifen, urtheilen, schliessen, wie ihr! Ich kann diels Alles zugeben, ich muſs es eingestehen, daſs die Logik des Menschenverstandes nur eine Logik ist; aber es ist eben so ausgemacht, daſs bey einerley Erziehung und Unterricht es dennoch nicht alle Schüler gleich weit in dieser Kunst bringen, und so würde hier die Frage eintreten: ob die Weiber wegen ihres schwächern Körperbaues, bey ihrer von Natur so eilfertigen und feurigen Phantasie, bey ihrer Ungeduld und Ermüdung, wenn sie sehr lange und sehr ernsthaft über ernste Gegenstände des Wissens nachdenken sollen, bey ihrem Hange, mehr an dem Frappirenden, Überraschenden, Schönen und Abwechselnden, als an dem Tiefsinn einer Ideenreihe, zu haften, bey ihrem höchst mobilien Gefühl, und der darauf gegründeten

Neigung, sich leicht und gern zerstreuen zu lassen, bey ihrem natürlichen Abscheu vor trockenen Untersuchungen, die nicht ins practische Leben eingreifen, — zu einer eben so tiefen, ruhigen und ausgebreiteten Gelehrsamkeit, als wir Männer, geschickt gemacht werden könnten, und ob ihr Verstand, auch bey einerley Unterricht, und im Allgemeinen, nicht hinter dem unsrigen zurückbleiben würde? Wenigstens bleibt es ausgemacht, dafs die Natur, und das gesellige Leben gegen den männlichen Geistesanbau des Weibes streitet, und dafs alle die Weiber, die von Jugend auf in männlichen Wissenschaften unterrichtet wurden, es nicht weiter, als bis zu einer eleganten Gedächtnifsgelehrsamkeit bringen konnten.

Wenn wir Männer ganz aufrichtig seyn wollen; so können wir es nicht läugnen, und nicht laut genug sagen, dafs für unser unverdorbenes Gefühl die gelehrten Frauen

die unleidlichsten und lächerlichsten von allen sind, weil sie etwas suchen und vorstellen wollen, was sie nicht seyn dürfen, und was ihnen von der Natur selbst widerathen wird, und weil sie uns oft, bey ihren wirklichen Talenten, durch die Art und Weise ihrer Verstandesbuhlerey und ihre Verstandescoquetterie gegen sich wenigstens gleichgültig — machen. Ihre Zudringlichkeit, und ihre Manie, mit gelehrten Männern umzugehen, nimmt ihnen selbst in unsern Augen einen Theil ihrer Weiblichkeit und Liebenswürdigkeit. Ihr Haschen nach gelehrten Floskeln und Anecdoten, ihre Betriebsamkeit und ihre Affectation, die Gespräche in der Gesellschaft nur immer auf Dichter, und Philosophen, und Romanschreiber und ihre Geistesproducte hinzuleiten, ihr gnädiges oder stolzes Herabblicken auf Leute, die keine Gelehrte sind, — oder von ihnen nicht für vollwichtig genug angesehen wer-

den, ihre Prätensionen, die sie in Absicht ihres feinern Geschmacks, und ihrer ästhetischen Urtheile machen, ihr lächerliches Drehen und Wenden, um bewundert zu werden, ihre gelehrte Impertinenz, mit welcher sie uns oft ihre Meinungen aufdringen wollen, ihr gezwungener Witz und die Gewalt, die sie sich anthun, um paradox zu seyn, wo es auf tiefsinniges Nachdenken und nicht — auf ein Bonmot ankommt, und ihre notorische Verachtung gegen andere minder aufgeklärte Weiber empören uns gegen sie, und zerreißen oft die letzten Faden der Geduld, die wir bisher mit ihren literarischen Schwächen gehabt hatten. Aber eben jene Geduld, jene Schonung, die uns die Galanterie gegen ihre affectirte Gelehrsamkeit, gegen ihre Verschen und Brochuren, und gegen ihre Büchergespräche zu beobachten befiehlt, wird nur ihre Zudringlichkeit zu einem literarischen Verdienst vermehren;

sie werden sich in gelehrte Controversen mischen, die neu aufgestellten Systeme wie Moden an- und ablegen, sich, nach dem wahren Sinne einer gelehrten Schrift, — statt ihre Küche zu besorgen, herumquälen, und während sie Bücher recensiren, und Floskeln und ästhetische Stellen daraus sammeln, ihre Kinder, ihre Männer und ihr Gesinde verwildern lassen. —

Gehen sie noch weiter, und legen sich auf das leidige Bücherschreiben, können sie diesem Kitzel unsterblich zu werden, nicht widerstehen; so werden sie sich noch mehr von ihrem Geschlechte absondern, sich noch mehr über dasselbe erheben wollen, ob ich gleich unter den Schriftstellerinnen selbst bescheidenere **Weiber**, als unter denen gefunden habe, die auf eine ausgebreitete Lecture Ansprüche machen. Wir würden uns vor allen Bücherfabricantinnen nicht zu retten wissen,

wenn sie nicht in frühern Jahren in Absicht der Kunst zu schreiben gemeiniglich, — aber zum Glück der Menschheit, — vernachlässigt worden wären. Ihre eigene Überzeugung, daß sie sich schriftlich nur mit Mühe ausdrücken können, daß ihre Werke ohne Correctur und Durchsicht von dem Auge der Gelehrten, — und in ihren *Puris Naturalibus* nicht erscheinen dürfen, wenn sie gefallen sollen; ihr Werth, den sie auf die Schönheit des Styls setzen, und den sie wiederum nicht so leicht, als es scheint, erreichen können, hält die meisten noch vom Bücherschreiben ab, und führt sie zu den Geschäften des Haushalts zurück. Aber haben sie ein für allemahl diese Schüchternheit überstanden, sind sie von uns wohl gar zu gelehrten Arbeiten aufgefordert worden, ist ihnen das Lob, eine gute Schriftstellerinn zu seyn, wichtiger als den Ruhm einer trefflichen Hausmutter zu haben; so werden sie — schrei-



ben, so lange sie noch ihre Finger rühren können.

Vielleicht könnten es die Weiber in Erlernung der Sprachen weiter, als in andern Fächern der Gelehrsamkeit bringen. Sie haben ein sehr glückliches Gedächtniß, und würden sich gut dazu schicken, Varianten zu sammeln, und uns bey Übersetzung fremder Schriftsteller in unsere Sprache gute Dienste zu leisten. Die berühmte Dazier war in dieser Hinsicht ein Wunder ihres Jahrhunderts, und wir selbst haben mehrere gutgerathene Übersetzungen aus neuern Sprachen aufzuweisen, die aus der Feder deutscher Weiber geflossen sind. Auch das könnte man den Weibern zugestehen, dafs sie sich ziemlich gut auf das Romanschreiben verstehen, wenn sie dießs Fach bearbeiten wollen. Ich habe zwar in meinen Briefen über die Weiber die Gebrechen ihrer Romane berührt; aber dießs widerlegt meine jetzigen Be-

hauptungen nicht, — so sehr auch ihr Bücherschreiben überhaupt getadelt werden mag. Die große, und oft so feine Menschenkenntniß der Weiber wird ihnen bey jener Art Schriften sehr zu statten kommen, sie werden ihr eigenes Geschlecht besser, als wir, zeichnen können, wenn sie aufrichtig seyn wollen, sie sind mit den kleinen und kleinlichen Intriguen, Schleichwegen, Neckereyen und Jalousien des menschlichen Herzens bekannter, als wir.\* ) — Ihre lebhaftere Imagination wird ihren Gemälden ein ganz eigenes Leben, ein ganz eigenes Colorit ertheilen, und das Frostige vermeiden, das in so vielen Romanen der

\*) Das Urtheil eines Frauenzimmers, daß wir die Weiber nie ganz richtig zeichnen könnten, weil wir nicht selbst Weiber wären, und weil wir bey jenen Gemälden von falschen Voraussetzungen ausgingen, sagt dessen ungeachtet so viel wie nichts, und entscheidet auch nichts. Das menschliche Herz kann sich nie ganz verstecken, und seine Geheimnisse brechen oft

Männer herrscht, wenn sie nicht die Liebe ins Spiel mischen. Aber auch die Zeichnung dieser Leidenschaft wird in vielen Fällen der weiblichen Feder besser, als uns, gelingen. — Sie leben und weben von Jugend auf in ihren sanftern, herzlichern und dauerhaftern Gefühlen, und verfolgen sie wegen ihrer stillern Lebensweise mit einer größern Aufmerksamkeit und Innigkeit in ihren Entwicklungen und Ideen. Würden wir den Weibern das Geschäft, Romane zu schreiben, allein überlassen dürfen; so würden wir wenigstens nicht so viel höchst gefährliche Schriften dieser Art, als eine bleibende

selbst dann hervor, wenn es dem Auge Anderer unerklärbar zu werden sucht. Übrigens beweist der Syllogismus unserer Dame so viel, daß die Weiber sich überhaupt nicht gern von — Männern gezeichnet sehen. Würden aber hierin die Weiber mit ihrem eigenen Geschlechte wohl säuberlicher verfahren? Ich glaube, — nimmermehr.

Schande unsrer Literatur, aufzuweisen haben, da die Schamhaftigkeit und Behutsamkeit der Weiber das Laster nie zu weit auflecken, und die Künste seiner Verführung verheimlichen würde.

In Absicht philosophischer Gegenstände haben wir noch kein Weib gesehen, die etwas Reelles geleistet hätte. Der Tiefsinn, die Denk- und Untersuchungsweise, die Sprache der Philosophie ist für sie nicht anziehend, nicht unterhaltend genug, weil alle diese Dinge, aus Mangel logischer Vorerkenntnisse, ausser dem Horizonte des Weibes liegen. Den ganzen Zusammenhang eines scharfsinnigen Systems, und die lange Ideenkette desselben zu übersehen, wird ihnen zu schwer. Ihre natürliche Logik empört sich in ihnen gegen die wissenschaftliche, und ihr Wahrheitsdurst wird oft schon durch Nebenideen gestillt, die das Wesentliche einer Sciencz nicht erschöpfen, sondern nur zum Aufputz

oder zur Erläuterung der Wissenschaft gehörten. Wie wenige philosophische Bücher mögen die philosophischen Weiber bis ans Ende durchgelesen, wie wenige verstanden haben, die sie gelesen zu haben vorgaben! Die Natur zeichnet auf diese Weise ihnen selbst die Grenze ab, — wie weit sie gehen sollen, und erinnert sie durch die Mühe, welche ihnen abstrakte Untersuchungen machen, daß sie zu etwas ganz Andern, als zu — gelehrten Weibern, geschaffen sind. — Wir sind aber wohl meistens selbst Schuld daran, wenn die Weiber einen philosophischen Geist zu haben glauben. Ein Philosoph der zugleich Hofmann war, ein Cartesius konnte immerhin einen solchen Geist des Scharfsinns seiner königlichen Freundinn — andichten; aber eine Lobrede kann die Natur der Dinge nicht umkehren, und selbst — eine Königin nicht zur Philosophinn umformen. In den besten Wei-

berköpfen, die mit Recht auf große Kenntnisse Anspruch machen können, liegen selbst diese Kenntnisse gemeiniglich wie ein Mischmasch ohne Ordnung und System unter einander. — De omnibus aliquid! Sie selbst wollen mehr unterhalten, als unterrichtet seyn, das Zergliedern der Begriffe in ihren Grundstoff, die zunehmende Entwicklung derselben zu einem tiefgedachten Resultat, eines transcendenten Problems schreckt ihre lebhaftere Phantasie zurück. Sie ermüden auf dem — halben Wege, und mißbrauchen nicht selten den ganzen gelehrten Plunder ihrer Kenntnisse, indem sie dadurch mehr zu glänzen, als die Wahrheit zu finden, suchen.

Die lächerlichsten, oder auch bedauerndsten Weiber, die man jetzt bey dem zunehmenden Haschen nach weiblicher Geistesverfeinerung, und gelehrter Geschwätzigkeit so häufig antrifft, sind die-

jenigen, die, bey einem sehr mittelmäßigen Verstande, und einer sehr unverdaueten Lecture, sich dennoch den Anstrich großer, wissenschaftlicher Kenntnisse zu geben suchen, und sich, — wenn sie von Ansehn sind, als Schutzgöttinnen der Literatur aufwerfen. Ihre Zudringlichkeit zu den Männern, ihr dictatorisches Absprechen über die literarischen Erscheinungen des Tages, ihre gesuchte Sprache, ihre ganze gelehrte Ziererey lassen überall den Mangel des Geistes hervorschimmern, der ihnen so vorzüglich eigen ist, und dessen Blößen sich durch keine Künsteley, — das zu scheinen, was man nicht — ist, bedecken lassen. Die ganze Herrlichkeit ihrer Aufklärung besteht in schönen Phrasen, die sogar nicht immer am rechten Orte angebracht, — oder zu oft wiederholt werden, als dafs sie auf uns wirken könnten. Wer wird nicht ermüden, — oder lachen, oder entrüstet werden, wenn diese gelehrten

Automate, — vielleicht in einem höchst elenden Accent, — aber mit nicht geringen Prätensionen, gut und schön lesen und sprechen zu können, uns eine schwülstige Ode vorkrähen, eine Tragödie recitiren, einen Apollokopf zerghedern, eine Stelle aus der Messiade verdolmetschen, oder gar — über die Grenzen der Malhrey und Poesie, über die — Seelenwanderung, über einen Phädon, über ein ästhetisches Wörterbuch, und, was nun ein ganz neuer Modeton der gelehrten Weiber geworden ist, — über Revolutionen und Staatsverfassungen und Staatsgeheimnisse raisonniren wollen. Der Schuster des Apelles ist nicht so lächerlich, als diese Weiber. — Aber sie werden sich von ihrer schöngeisterischen Thorheit nie bekehren, weil sie sich selbst im Denken nie geübt haben, sondern nur immer das Echo — des zuletzt gelesenen Buchs, oder des zuletzt befragten Gelehrten sind. —



Sollte es wahr seyn, daß die Weiber der Gelehrten vornehmlich selbst zu dieser Classe gehörten? — Ja und nein! Viele mögen durch ihre Männer zu dem Kitzel, — etwas vorzustellen, was man nicht ist, selbst aufgefordert werden. — Man darf nur das sehen und hören, was um uns hier vorgeht. Die Frau muß dem Manne seine — Schriften vorlesen, oder er liest sie ihr vor; der Mann ist eintönig, einsylbig, oder vielleicht gar stumm, so lange nicht von literarischen Sachen gesprochen wird, die Frau sieht sich genöthigt, davon mitzusprechen, wenn der Mann interessant und aufgeheitert werden soll. Der Mann wird gut, oder schlecht recensirt, die Dame des Hauses wird lebhaften Antheil an einer so — wichtigen Begebenheit in der gelehrten Welt nehmen müssen, sie wird den Mann vielleicht selbst auffordern, im erstern Falle noch fleissiger zu lucubriren, und im letztern Falle seine Ehre zu retten. — Der

Mann geht vielleicht noch weiter, und fragt seine Gebietherinn um Rath, wie er diesen und jenen Gedanken besser einkleiden, bestimmter ausdrücken, und interessanter machen soll. Ich kenne Schriftsteller, die nichts ohne die Censur ihrer Weiber drucken lassen, Schriftsteller die selbst so unorthographisch schreiben, daß die Hausfrau die saubern Producte derselben Zeile vor Zeile durchsehen und corrigiren muß, wenn sie noch mit einiger Ehre ans Tageslicht treten sollen. Es giebt Andere, die sich zu ihren dickleibigen Werken von ihren Weibern Materialien und Excerpte machen lassen, die durch ihre Weiber ihre gelehrte Correspondenz führen, die ihre Weiber zum Bücherschreiben auffordern, die ihren Weibern Recensionen machen lassen. — Auf diese Weise wird die Gelehrsamkeit zwischen Mann und Frau in der That etwas Ansteckendes, eine Art von Influenza, und es ist begreiflich, daß

dadurch selbst Weiber von sehr mittel-  
mäsigem Verstande nach und nach eine  
Routine in dem Hausgeräthe der gelehrten  
Welt, und im literarischen Buchstabiren  
bekommen müssen. Vielleicht machten  
auch schon die Väter ihre Töchter zu  
gelehrten Närrinnen. — Die Töchter  
mußten die Hefte der Väter abschreiben,  
Stellen aller Art aus Autoren excerptiren,  
ein schöngeisterisches Tagebuch halten,  
bey gelehrten, für den Geist des Mädchens  
vielleicht sehr trockenen, Controversen  
gegenwärtig seyn, Sentenzen, Gedichte,  
Abhandlungen, wohl ganze Bücher aus-  
wendig lernen, und den Umgang mit Ge-  
lehrten dem Umgange mit andern, schlich-  
ten, unliterarischen, aber sonst sehr lebens-  
würdigen Weibern vorziehen. Wie soll  
man sich diese unnatürliche, und ich  
möchte sagen — tyrannische Verfahrungs-  
art so mancher Väter mit ihren Töchtern  
erklären? Ist es Neigung zum Sonderba-

ren — und Ungewöhnlichen, — Quersinn des Verstandes, oder Neugierde, — wie weit es ein Frauenzimmer in wissenschaftlichen Kenntnissen bringen könne, um die Ehre des weiblichen Verstandes selbst zu reiten, oder Stolz und Eitelkeit, mit einem Mädchen zu glänzen, das Collegia lesen könnte? oder sonst ein Localumstand, der überhaupt nicht zur Kunde des Publicums kam? Vielleicht entsprach auch keiner von den Söhnen den Erwartungen des Vaters, um sie zu berühmten Männern zu bilden, — und der Ruhm der Tochter sollte ein Ersatz dafür seyn! Vielleicht fand er in seiner Gattinn wenig, oder keinen Stoff der Unterhaltung nach den Arbeitsstunden des Tages, — die Tochter sollte ihm das werden, was ihm das Weib nicht seyn konnte! Aber warum die Tochter deßwegen zur Gelehrten machen zu wollen, und sich an Extremen belustigen? — Wenn die Tochter dessen

ungeachtet nachher eine gute Haus- und Ehefrau wurde, und Klugheit genug besafs, ihre gelehrte Rüstkammer nach und nach wieder zu verschliessen; so ist dieß ein neuer Beweis, wie gut es die Natur mit uns meint, indem sie die Menschen wieder auf ihre Füße stellt, welche eine schiefe Erziehung auf den — Kopf gestellt hatte. —

Und nun mag der redliche Verfasser der Briefe über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit auftreten, und diese Nachlese folgendergestalt beschliessen. “Die artige Erzählung bey Moses vom Ursprunge der Weiber, und wie die Gottheit auf den Gedanken gekommen sey, das erste Weib zu schaffen, hat mir von jeher gefallen, und gehört recht eigentlich hierher. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey; ich will ihm eine Gehülfinn schaffen, die um ihn sey! Hierin liegt in der That alles, was über die Bestimmung des weib-

lichen Geschlechts, über sein Verhältniß zu dem unsrigen, und über seine zweckmäßige Erziehung gesagt werden kann. Das Weib soll weder hinter dem Manne, noch vor dem Manne gehen, sondern es soll um ihn seyn. Es soll weder seine Magd, noch seine Herrinn, sondern seine Gehülfinn seyn. Nun kommts drauf an, wer der Mann ist. Ein Anderes ist es, wenn er ein Holzhacker, ein Anderes, wenn er ein Philosoph und schöner Geist ist. Das Weib, das Gott für diesen schafft, muß freylich nicht die Polyhistorinn spielen, sonst drängt sie sich vor ihn, und macht die Herrinn über ihn, und dann gehts ihm so, wie unsern seligen K.; (ein Unglücklicher, der an der — Gelehrsamkeit seiner Frau — gestorben war) aber sie muß auch nicht ohne gehörige Bildung und Aufklärung seyn, sonst bleibt sie hinter ihm, und er kann sie nicht viel besser, denn als Magd gebrauchen."

“Wir Männer sind und bleiben einmahl die Hauptpersonen; unsere Weiber sind nur unsere Gehülfen; d. h. sie sind unsertwegen da. Sogar das zweyte Capitel im Moses berichtet das Mißverständniß, welches das erste hierüber anrichten könnte. Im ersten schafft Gott gleich ein Männlein und Fräulein zusammen; im zweyten aber wird Adam allein geschaffen und in den Garten geführt — und der Garten wird ihm übergeben, und alle Thiere werden ihm vorgeführt, um sie zu nennen, und da er darunter kein Wesen findet, das seine Gehülfin sey könnte, die um ihn wäre; so muß er (nach der allegorischen Vorstellung) einen Theil von sich selbst hergeben, daß noch ein Weib auch für ihn gemacht werde. Das bleibt ein Text, der unsere Weiber in Respect gegen uns erhalten muß.”

“Aber Gott bewahre uns vor einer Gehülfin ohne alle Bildung! Es ist für

(2r Th.)

X

einen gebildeten Mann keine grössere Strafe und Pein auf Gottes Erdboden, als, — mit Ehren zu melden, ein Klotz von Weibe. Und, wenn die Frau noch so viel Geld hat, noch so wohlschmeckend kocht, und noch so fleissig spinnt, und sie hat kein Gefühl für Wahres, Grosses und Schönes, und sie kann mit uns darüber nicht sympathisiren, und wir können nichts über kühliches und über spinrockiges (zwey nicht zu empfehlende Ausdrücke des sonst meistens so nett schreibenden Verfassers!) mit ihr reden; so ist sie den ganzen Tag für uns nichts mehr, als eine — Wanduhr, die wir bisweilen schlagen, oder singen hören, und diese Vorstellung macht uns auch sogar ihres nächtlichen Niefsbrauchs bald überdrüssig.” —

“Es ist wahr, dafs die Frau alles verstehen mufs, was zur häuslichen Wirthschaft gehört, damit sie das Gesinde anleiten, gehörig anstellen, Aufsicht über



selbiges führen, seine Arbeiten beurtheilen, und es, wenn es nachlässig oder fehlerhaft arbeitet, zurechtweisen könne. Darans folgt aber nicht, dafs sie jedes grobe häusliche Geschäft auch selbst mit angreifen, und sich so im eigentlichen Verstande unter das Gesinde mischen solle. Ihre Sache ist das Directorium der innern Wirthschaft. Ein guter Aufseher hält zehn Arbeiter in Ordnung, und stiftet dadurch mehr Nutzen, als wenn er der eilfte Arbeiter wäre. Dafs eine Frau in den Stunden, welche ihr das Wirthschaftsdirectorium frey läfst, leichte und saubere weibliche Arbeiten vornehme, ist eine andere Sache. — Ist sie ein gebildetes Weib, so wird sie jenes Directorium um so besser und anständiger führen, ohne Geräusch, ohne Heftigkeit gegen die Dienstboten, ohne pöbelhafte Gemeinmachung mit diesen, und ohne Einmischung des Mannes in häusliche Händel und Verdrießlichkeiten, denen

sie hätte vorbeugen, oder die sie doch in aller Stille selbst abmachen könnte. Hierdurch wird sie eine wahre Gehülfinn des Mannes, der sich um das eigentliche Hauswesen nicht selbst bekümmern kann, dem jedoch Alles daran liegt, daß es in immerwährender guter Ordnung sey."

"Der Mann will aber auch einen vernünftigen und erheiternden Umgang mit seiner Frau haben können. Nach vollendeten Amtsgeschäften und nach Anstrengungen seines Geistes sucht er Ruhe und Erquickung, und sucht sie in den Armen seiner Gattinn; denn sie muß unter allen seinen Freunden der Erste seyn. Ist sie ein gebildetes Weib, so findet er bey ihr, was er sucht, vergisset der Welt über sie, und fühlt sich an ihrer Seite so glücklich, wie ein König auf seinem Thron. Er überlegt mit ihr jede wichtigere Angelegenheit des Hauses, und sie ist im Stande ihm dabey zu folgen. — Sie macht ver-

nünftige Einwürfe, und giebt bescheiden nach, wenn ihr Gatte selbige hebt. Er kommt mit ihr auf große Gegenstände des menschlichen Lebens, und sie urtheilt darüber so richtig, wie er. Er führt sie zum Genuss der Schönheiten der Natur, ihr Busen hebt sich hoch dabey empor, und er findet an ihrem Arm die Natur noch reizender. Er zergliedert mit ihr große und schöne menschliche Handlungen, und sie zeigt ihm an dem Schönen das Schönste, wie er ihr an dem Großen das Größeste zeigt. Er unterhält sich mit ihr über die Wahrheiten der Religion, und ihr Glaube an selbige ist eben so ein wahrer Glaube, und ruhet eben so auf Beweisen, wie der seinige. Er erzählt ihr einen glücklichen Vorgang, und sie theilt die Freude darüber mit ihm. Er klagt ihr ein Missgeschick, und sie tröstet ihn deshalb. Er redet mit ihr über die Erde, und ihre Bekanntschaft mit derselben reicht weiter, als bis an das

Stadtthor. Er fängt ein Gespräch über Gegenstände der Naturkunde an, und sie setzt es angenehm fort. Er lieset ihr ein gutes Buch vor; sie nimmt es ihm aus der Hand, und macht die noch schönere Vorleserinn. Er führt sie in den Zirkel seiner Freunde, und sie ist die unterhaltendste Gesellschafterinn."

"Und wie viel kommt bey der Kinderzucht darauf an, daß die Frau ein gebildetes und aufgeklärtes Weib sey! Ist sie es nicht, die die Kleinen zuerst unter Händen hat, und also die ersten unauslöschlichsten Eindrücke auf sie macht, und ihrem Kopfe und Herzen die ersten bleibendsten Richtungen giebt? Allen ihren Aberglauben, alle ihre Vorurtheile pflanzt sie sonst auf ihre Kinder fort. Der klügere Vater mag diese hernach noch so gut zurechtweisen, und eines andern belehren wollen; die Kinder glauben doch mehr an die — Mutter. Alle ihre Hefigkeiten,

Härten und Stumpfheiten nehmen die Kleinen ebenfalls von ihr an. Die Empfindungen dieser werden so grob, ihre Urtheile so schief, wie die ihrigen. Sie macht sie voreingenommen gegen Menschen, flößet ihnen Stolz auf Geburt und Vermögen ein, verzieht sie, verzärtelt sie und verdirbt sie an Leib und Seele. Corrigirt sie der Mann darüber, so schweigt sie entweder, um hinter seinem Rücken doch zu thun, was sie will; oder sie widerspricht ihm plump. Er mag ihr dann Vorstellungen machen, welche er will, sie ist derselben nicht empfänglich, sie versteht ihn sogar nicht; denn sie kennt auch nicht einmahl die ersten Grundsätze einer vernünftigen Erziehung, und müßte selbst erst umgeschaffen werden, wenn sie ihre Kinder zu vernünftigen und guten Geschöpfen bilden sollte. O, wie herrlich aber steht's in den Kinderstuben bey einem aufgeklärten edlen Weibe! Mit einer solchen Frau kann der

Mann schon vorher, ehe beyde wirklich Eltern werden, das Erziehungsgeschäft überlegen und einstudieren, einen Erziehungsplan entwerfen, und sich sicher darauf verlassen, daß nach ihm erzogen werde. Die Frau fängt ihn auszuführen an; der Mann tritt hernach hinzu, freuet sich der schönen mütterlichen Vorarbeit und arbeitet nun gemeinschaftlich mit ihr fort. Klug und gut wachsen dann die Kinder heran, und sind des Vaters Freude."

"Aus dem bisherigen leuchtet schon hervor, was ich unter einer gebildeten Frau, mit der Männer, wie wir sind, nur glücklich leben können, verstehe. — Ihr Geschlechtscharakter muß in seiner ganzen Natürlichkeit erhalten worden seyn; das ist, der Charakter der Sanftheit, der Geduld und des Bestrebens, auf ungekünstelte und edle Weise gefällig zu seyn. Ihre Empfindungen müssen rein und ächt seyn; sie muß vorzüglich nur Geschmack an den

einfachern und stillern Freuden finden. Ihr moralisches Gefühl muß zart und richtig seyn. Ihr Herz muß hoch schlagen für die Reize der Natur, sie muß mit allem, was schön und edel ist, auf der Stelle sympathisiren.\*) Ihr Verstand muß durch Unterricht und Nachdenken geschärft seyn; sie muß von den ersten Wahrheiten und Angelegenheiten des Menschen deutliche Begriffe haben; sie muß ihre Gedanken

\*) Nota bene! ohne eine empfindelnde Naturschwärmerinn zu werden, die das Verwelken eines Veilchens beweint, den — heiligen Mond zum Correspondenten ihrer sentimentalen Verzückungen macht, sich über den Tod eines Canarienvogels halb zu Tode grämt, und bey dem Anblicke eines schönen Mannes ihre Besinnung verliert. Es ist nicht nöthig, diese — Schauspielerinnen und Gauklerinnen der leidigen Empfindsamkeit genauer zu schildern, da wir sie — überall antreffen, und überall von ihnen verfolgt werden. Sie gehören in ein Irr- oder Krankenhaus. —

gut ausdrücken können; \*) sie muß die Anfangsgründe der Arithmetik, der Natur- und Geschichtskunde und Geographie besitzen, und etwas zeichnen; \*\*) sie muß das Beste, was über die wahre Bestimmung ihres Geschlechts, und über die Erziehung geschrieben ist, gelesen haben, und immer noch eine Freundin wahrhaftig nützlicher Lecture seyn; sie muß ihre Muttersprache richtig sprechen, und mit allem, was das Hauswesen betrifft, gehörig bekannt seyn. Ihre Sitten müssen ungeziert, einnehmend und unsträflich seyn; sie muß in dem Besitz der Liebe ihres Mannes und in der Überzeugung,

\*) Ohne Gedichte zu machen, ohne mit erborgten Floskeln und Blumen aus unsern dramatischen Schriftstellern zu glänzen, ohne den Ton und die Schwärmereyen unsrer empfindelnden — Geisterseher aller Art nachzuahmen. —

\*\*) Warum nicht auch Musik verstehen?



dafs sie zu seinem Glück beytrage, ihre ganze Glückseligkeit finden."

"Solche gebildete Weiber darf man aber nicht mit — gelehrten Weibern verwechseln. — Eine gelehrte Frau ist eine Frau, die lauter männliche Kenntnisse hat, und keine weibliche, die vielmehr auf diese mit Verachtung und Eckel herabsieht. Eine gelehrte Frau ist eine Frau, die den ganzen Tag sitzt und lieset, oder mahlt, oder gar schriftstellert. Eine gelehrte Frau ist eine Frau, die Latein spricht, griechische Autoren studiert, wohl gar Syrisch und Arabisch versteht. Eine gelehrte Frau ist eine Frau, die algebraische Aufgaben auflöset, synchronistische Tabellen verfertigt, den Voltaire auswendig kann, sich in die Theorien der Philosophen vertieft, ihre Fehden schlichten hilft, u. s. w. Aber die eigentliche Gelehrsamkeit liegt so wenig in der Sphäre der Weiber, wie die Tapferkeit; und wie ein Weib in

meinen Augen wie die verkehrte Welt aussieht, wenn es als Soldat mit im Gliede steht; so lasset für mich eine Frau Philosophinn um kein Haar anders. Die Bestimmung eines Frauenzimmers ist, — Gattinn, Mutter und Hausmutter zu werden, und zwar eine ganze Gattinn, eine vollkommene Mutter, eine vernünftige Hausmutter. Hierauf muß das Mädchen studieren; alles, was hierher nicht einschlägt, führt dasselbe ausser seinen Kreis, und macht es zu einem widernatürlichen Anblick. Will man den Fall annehmen, daß ein Mädchen als Nonne mitten in der Freyheit zu leben sich entschliessen könne; so ist auch dieser Entschluß gegen seine Bestimmung. Ein Mädchen verliert sein erstes wesentlichstes Verdienst, wenn es, um die Gelehrte spielen zu wollen, die Nonne macht. Die Natur bestimmte es zur Gehülfinn; es soll nicht allein, sondern um einen Mann seyn;

eine fruchtbare Mutter zu werden, soll selbiges für die weibliche Krone der Ehre halten, deren fehlenden Glanz auf seinem Haupte es durch keinen Ruf von Gelehrsamkeit ersetzen mag. Und was ist es denn auch mit den noch so hoch gepriesenen gelehrten Weibern? Es kommt mir mit ihnen eben so vor, wie mit unsern Großen; wenn diese einmahl eine mittelmäßige gute That verrichten, so sind alle Zeitungen davon voll. Die Galanterie einiger Männer erhebt jene zu Wundern der Welt, da sie dieselben unter ihrem eigenen Geschlechte vielleicht nicht einmahl bemerken würden. Ein gelehrtes Weib pfuscht ein für allemahl in einen fremden Kreis hin, und bringt es nie zur ächten Meisterschaft. Das Systematische ist der weiblichen Veränderungssucht so wenig angemessen, als der höhern weiblichen Reizbarkeit. Anhaltendes tiefes Nachdenken stimmt mit dem ganzen schwä-

chern weiblichen Baue, (und ich setze hinzu, mit ihren periodischen Kränklichkeiten und ihrer physischen Bestimmung zur Wochenstube) nach dem sich auch die Geisteskräfte richten, nicht überein. Und wozu am Ende die Gelehrsamkeit eines Mädchens? Soll es etwa auch öffentliche Ämter im Staate, oder in der Kirche bekleiden? Das Weib, sagt Paulus, soll schweigen in der Gemeine, es gehört ins Haus!"

"Wenn dann nun aber so eine gelehrte Jungfrau Gattinn wird, wie elend ist ihr Mann daran! Sie soll sein Hauswesen in Ordnung halten, und versteht nichts davon; oder wenn sie es auch ja versteht, so bekümmert sie sich doch nicht darum. Was hilft es ihm, dafs sie algebraische Aufgaben auflöst, wenn sie keine Rechnung über die Ausgaben führt? Was hilft es ihm, dafs sie synchronistische Tabellen verfertigt, wenn sie nicht einmahl weifs,

was in derselben Stunde in ihrem eigenen Hause vorgeht? Was hilft es ihm, daß sie aus fremden Sprachen übersetzt, wenn er selbst den Küchenzettel machen muß? Was hilft es ihm, daß sie zu erzählen weiß, wie die Griechen und Römer gespeist haben, wenn die Speisen, die sie ihm auftragen läßt, ungenießbar sind? Was hilft es ihm, daß sie über die Meisterstücke der Malerey und Bildhauerkunst noch so richtig urtheilen kann, wenn sie nicht darnach fragt, ob Schneider und Leineweber sie betrügen? Was hilft es ihm, daß sie die vollkommensten statistischen Kenntnisse besitzt, und die Productenkarte von ganz Europa inne hat, wenn sie ihre eigenen Vorräthe nicht gehörig einzukaufen, und zu verwahren sich bestrebt, Wäsche, Tischzeug und Kleidungsstücke nicht revidirt, und in den Händen der Dienstboten alles drunter und drüber gehen läßt?"

„Wie es um sie als Hausmutter steht, so auch als Mutter. Das ganze Mutterwerden und Mutterseyn ist ihr eben so lästig, als der Coquette. Das Kindbett contrastirt zu sehr mit dem Gelehrtenleben, degradirt sie in ihren Augen zu tief unter ihre affectirte Würde, und erinnert sie zu laut daran, daß sie Weib sey. Allenfalls bringt sie die Kinder zur Welt; erstlich aber — was für welche? Geborne Siechlinge und Schwächlinge, welche die Mahlzeichen der gelehrten Mutter an sich tragen, welche an Indigestionen, Vapeurs und hysterischen Zufällen unaufhörlich leidet. Und dann, — so wie sie dieselben zur Welt gebracht hat, bekümmert sie sich nicht weiter um sie. Es ist unmöglich, daß sie ihre mütterlichen Pflichten erfüllen, und zugleich die Studierende machen könne. Unnatürlich entzieht sie ihren Busen den kleinen Geschöpfen, welche unter selbigem gebildet wurden, und giebt sie feilen

Huren preis. Sie überläßt sie hernach dem Gesinde, und schlägt die Kinderstube wohlbedächtig in einer solchen Entfernung auf, daß sie das Geschrey der Kleinen nicht höre. Wie viel die Kinder essen, und was sie essen, ob sie reinlich gehalten werden, oder nicht, ob sie Gutes oder Böses sehen und hören, — dieß gilt ihr alles gleich. Werden sie krank, so fällt es ihr nicht ein, sie selbst zu pflegen, und sterben sie, so schreibt sie ein — Trauergedicht über ihren Tod. Kurz wie ein ungebildetes Weib die Kinder verzieht und falsch erzieht, so nimmt das gelehrte Weib gar keinen Antheil an der Kinderzucht.”

“Der Umgang mit einer solchen Frau ist vollends dem Manne eine wahre Folter. Sie denkt an nichts weniger, als sich ihm gefällig zu machen, sondern erwartet, daß er ihr jederzeit entgegenkomme und ihr seine Huldigung leiste; — wobey sie sich dann vorbehält, dieselbe nach Beschaffen-

heit ihrer Launen anzunehmen, oder von sich zu weisen. Ist er schwach genug, sich dieses gefallen zu lassen; so wird sie in kurzem seine — Gebietherinn, und mach ihm Vorschriften des Geschmacks, der Lebensart, der Eintheilung seiner Zeit, der Auswahl unter seinen Freunden und der Verwaltung seiner Amtsgeschäfte. Behauptet er sich in seinem Mannsansehn; so lebt er entweder wie geschieden von ihr, oder hat von jeder Zusammenkunft mit ihr Ärger und Verdrufs. Stolz auf ihre Erudition, athmet sie den Geist des Widerspruchs, und der Herrschsucht, weifs alles besser, als er, lasset ihm in Nichts — Recht, und nimmt noch weniger von ihm die geringste Weisung an. Bald fährt sie auf; bald spöttelt sie über ihn. Sie ist immer zerstreut, vertieft. Trauter Herzlichkeit unempfänglich, von naiver Fröhlichkeit herabgestimmt, unterhält sie ihn allenfalls mit Klagen über ihre schwache



Constitution, und verlangt, daß er am Bette den ewigen Vorleser bey ihr mache. Ist er aber wirklich selbst krank, so läßt es ihre Zeit nicht zu, in der Noth um ihn zu seyn, sondern sie macht ihre Pflichten durch einmahligen steifen Besuch des Tags, und durch dreymaliges dito steifes Erkundigen nach seinem Befinden ab. Und — nie kommt es dahin, daß sie ein Vergnügen daran finden sollte, mit ihm ihre Kinder um sich her zu versammeln, und ihn so mit der höchsten Glückseligkeit des Lebens, mit stiller Familien - Glückseligkeit zu belohnen.“ \*)

“O die armen Männer, welche mit solchen Weibern, die fürwahr in der

\*) Dieses Gemählde mag immerhin einige zu stark gezeichnete Züge haben; es ist dennoch aus dem wirklichen Leben genommen. Es würde wahr bleiben, wenn seine Farben noch greller aufgetragen wären, es würde wahr bleiben, wenn es der Pinsel des ärgsten Weiberhassers gezeich-

Litaney einen der ersten Plätze verdienten, gestraft werden! Aber — sind sie es nicht selbst, die sich damit strafen? Warum verleitete sie der Stolz, — eine ganz außerordentliche Frau haben zu wollen, zu der Thorheit, einem Frauenzimmer die Hand zu biethen, das alle mögliche Unfähigkeiten hat, sie glücklich zu machen? Die klügste Partey, welche sie hernach ergreifen können, ist freylich die, dafs sie den Kummer darüber in sich selbst verschliessen, wie unser K. gethan haben soll; aber sollte nicht so ein einziges Beyspiel alle Männer vor ähnlichen Wahlen warnen. Ich halte diefs in der That für das wirksamste Mittel, das weibliche Geschlecht von

net hätte. Der Verfasser hat nur ein gelehrtes Weib geschildert, — welches ein gräfsliches Bild hätte er entwerfen können, wenn er die Lächerlichkeiten und Charakterzüge mehrerer gelehrten Frauen in ein Ganzes zusammendrängen wollte!

Gelehrsamkeitssucht, und Gelehrsamkeitsaffectation zu heilen, — das unsere deutschen Dirnen überzeugt würden, das nichts im Stande sey, sie mehr in den Augen aller Männer von Kopf und Herzen herabzusetzen, als diese. Es gehört in der That zu den Schwindeleyen unseres Zeitalters, das Mädchen jetzt mit männlicher Wissenschaft prangen wollen. Was beabsichtigen sie dadurch anders, als Herrschaft über ihre künftige Männer? \*) Wenn sie nun sähen, das ihnen nicht nur diese, sondern auch gar der Mann selbst fehlschläge, sollten sich unter zehn nicht neun bekehren, in das Geleis ihres Ge-

\*) Oder, wenn dies auch Anfangs nicht die Absicht des gelehrten Mädchens, sondern ihr Bücherleben nur ein Spiel ihrer Verstandescoquetterie seyn sollte; so wird doch hinterher diese Herrschaft von selbst eintreten, und vielleicht die empfindsamste literarische Coquette grade zur ärgsten Tyranninn ihres Gatten machen.

schlechts zurücktreten, und sich ihrer eigentlichen Bestimmung gemäß bilden?"

“Auch wünschte ich, daß diejenigen unter unsern Schriftstellern, welche jetzt als Sachwalter der Weiberwelt auftreten, Maafs und Ziel in ihren Deductionen halten möchten. Sie sind es, die eigentlich unsern Töchtern die Köpfe verrücken. Sie schreiben offenbar wider die Erfahrung und schliessen von einzelnen Fällen aufs Ganze; sie schreiben gegen die Natur und gegen die Ordnung der Dinge; verkennen den Unterschied der Geschlechter, und ihre Bestimmung, und würden die Welt verkehren, wenn es ihnen gelänge, ihre hohe Meinung von den Weibern, als eine öffentliche und allgemein anerkannte Meinung einzuführen.\*) Hier ists doch wahrlich

\*) Sollten es diese enthusiastischen Lobredner und Sachwalter des andern Geschlechts aber wohl selbst so ganz ernstlich und ehrlich in ihren Defensionen meinen, als es den Anschein

um nichts Geringes zu thun, sondern um alle häusliche Glückseligkeit, die für Gelehrte, Philosophen und Männer in öffentlichen Ämtern eben so noch die einzig wahre Glückseligkeit auf Gottes Erdboden ist, wie für jeden andern vernünftigen Mann, er sey, wer er wolle. Oder sollen die Männer, welche ihr Leben im Denken hinbringen, und dadurch so schon auf tausend sinnliche Freudengenüsse Verzicht thun müssen, auch nicht einmahl häuslich glücklich seyn, und von der Erde also gar nichts haben? Gott behüte jeden Mann unserer Art vor einer ungebildeten Frau! Das sage ich noch einmahl; aber eine so ge-

hat? Entstanden solche Schriften nie aus einer schwärmerischen Liebe gegen ein — oder mehrere Weiber, also in einem sehr leidenschaftlichen und zweydeutigen Gemüthszustande, — nie aus dem Kitzel, einem andern, viel gelesenen Autor zu widersprechen, also aus leidigen Disputirgeist, — also aus einseitigen, oder parteyischen Voraussetzungen? —

nannte gelehrte Frau ist und bleibt auch entweder ein — lächerliches, oder ein widriges Geschöpf. Es steht entweder um ihre Gelehrsamkeit nicht richtig, oder wenn auch dieß ist; so steht es doch um sie als — Weib nicht richtig. Ist dieß aber, ist sie als Weib ein — Nichtweib; so ist sie etwas Monstreuses, und dieses, es werde in der Natur gefunden, wo es wolle, kann bloß Angaffung, nie aber wahre Bewunderung verdienen.“\*)

\*) Boileau zeichnet hier und da das Bild einer gelehrten Närrinn in folgender Stelle ganz vortrefflich. Sat. X.

C'est chez elle toujours que les fades auteurs  
S'en vont se consoler du mépris des lecteurs.  
Elle y reçoit leur plainte; et sa docte demeure,  
Aux Perrins, aux Coras, est ouverte à toute heure;  
Là du faux bel esprit se tiennent les bureaux:  
Là tous les vers sont bons, pourvu qu'ils soient  
nouveaux.

Au mauvais goût public la belle y fait la guerre;  
Plaint Pradon opprimé des sifflets du parterre;

Ril des vains amateurs du Grec et du Latin;  
 Dans la balance met Aristote et Cotin;  
 Puis d'une main encore fine et plus habile,  
 Pèse, sans passions, Chapelain et — Virgile.  
 Remarque en ce dernier beaucoup de pauvreté,  
 Mais pourtant confessant qu'il a quelque beauté!

u. s. w.

---

### WEIBLICHE MEDISANCE.

Ihre Arten. — Ihre Verwerflichkeit. — Wenn und wie kann sie dennoch entschuldigt werden?

Sind die Weiber mehr, als wir, dazu geneigt,  
und aus welchen Gründen,

---

**M**an hat diesen moralischen Fehler so vieler tausend Menschen schon lange in zwey Classen eingetheilt, in die bösertige und in die nichtbösertige, in die weisse und in die schwarze Medisance. — Ich kenne den Urheber dieser Eintheilung nicht. Es scheint ein Franzose gewesen zu seyn. Ich bin aber selbst kein Freund von Unterscheidungen dieser Art, da man



hierdurch einer an sich verwerflichen Sache nur ein gefälligeres Gewand zu geben sucht, und dahinter eine Schalkheit des Herzens versteckt, die uns vielleicht gar unwillkürlich zu den lieblosesten Beurtheilungen Anderer verleiten kann. Ich behaupte, daß man sehr oft durch eine nichtböserige Medisance eben so viel Unheil und Schaden, als durch eine wirkliche Verleumdung, anrichten,\*) dadurch die Liebenswürdigkeit und Sicherheit seines Charakters bisweilen so leicht, wie durch die letztere, aufopfern, und in den Augen Anderer ein sehr gefährlicher Mensch werden kann. Derjenige, welcher auch nicht die wirkliche Absicht hat, durch seinen Witz seinem Nebenmenschen zu schaden, wird es doch nicht vermeiden können, ihn lächerlich zu machen;

\*) — “il y a des medisances qui sont aussi criminelles qu’un homicide.” *Pensées diverses, écrites à un Docteur de Sarbonne. A Rotterdam, 1704. Tome II. S. 345.*

— aber der Lächerlichgemachte wird nicht selten in grössere Gefahren, als der Verleumdete selbst, gerathen. Man wird ihn zu achten aufhören; aber ein Mensch, der nicht geachtet wird, hat sehr viel, hat vielleicht Alles verloren. Man wird ihm kein Zutrauen schenken, keine Freundschaft und Erkenntlichkeit schuldig seyn wollen; man wird ihm den Weg seines Glücks erschweren, man wird an seinen, selbst ehrlichen und guten Handlungen eher die schiefe und kleinliche, als schöne und grosse Seite, aufsuchen, — vielleicht nicht aus bösem Willen; aber durch die Gewalt des Eindrucks, den ein witziger Gedanke über ihn in uns gemacht hat.

In sofern könnte also wohl die nicht boshafte Medisance einige Entschuldigung verdienen, wenn sie nicht mit der ausdrücklichen Absicht, dem Andern zu schaden, verbunden ist? Die Beantwortung dieser Frage wird sich aus dem

Folgenden ergeben. Sehr vielen Menschen, die Andere bespötteln, ist bloß daran etwas gelegen, ihren Witz zu zeigen, und, da sie durch keine andere Talente des Geistes glänzen können, doch wenigstens für satyrische Köpfe gehalten zu werden. Sie wollen sich dadurch ein gewisses Pouvoir in der Societät verschaffen, den Nahmen angenehmer Gesellschafter erwerben, und, — was bey ihnen über Alles geht, — die Lacher auf ihrer Seite haben. Vielleicht wollen sie nur auch durch ihren Witz gewisse zudringliche Leute in einiger Entfernung von sich halten, oder Andern eine gewisse Bildung und Klugheit einprägen, die auf keine andere Art zurechtgewiesen seyn wollten. Diese Absichten sind nicht gradezu verwerflich und unmoralisch. Jeder Mensch, die fadesten und eingeschränktesten Köpfe selbst nicht ausgenommen, hat zu gewissen Zeiten eine witzige Ader, jeder will sich für irgend einen

Iustigen Einfall ein Compliment machen, oder machen lassen. Er wird lieber seine guten Handlungen, als seinen guten Verstand bezweifeln lassen, und da er voraussehen kann, dafs auch er hinter dem Rücken persifflirt wird, sein Zwergfell auf Kosten Anderer zu erschüttern suchen.

Es ist auch überhaupt nicht einmahl möglich, den Eindrücken des Lächerlichen zu widerstehen, da sie nicht von unserer Willkühr abhängen, da sie in der Reizbarkeit unserer Imagination liegen, und da uns tausend schiefe, alberne, unwissende und lächerliche Menschen alle Augenblicke Gelegenheit geben, durch ihre Thorheiten und Sonderbarkeiten afficirt zu werden. Die ernsthaftesten und besten Menschen fühlen nicht selten die Anwandlungen einer scherzenden und witzigen Laune, die manchmal ins Beissende und Satyrische zu fallen scheint, ohne dafs sie es so gemeint haben wollen. Das Lachen gehört

zu ihren Bedürfnissen. Sie würden bey einer andern Erziehung, unter andern Umständen vielleicht so gut, wie Andere, witzige Gaukler geworden seyn; sie werden mit sich kämpfen müssen, um es nicht noch im Alter zu werden. Wir können überdiß unsere Augen und Ohren bey einem lächerlichen oder abgeschmackten Urtheile Anderer, bey einer närrischen Sitte und Gewohnheit, bey einer armseligen Geberdung des Stolzes, der blinden Eigenliebe des affectirten Selbstgefühls, der geschmückten Einfalt und Geistesschwäche nicht verschließen, und wir werden unwillkürlich hingerissen, darüber zu lachen und zu spotten, wenn wir auch dazu vielleicht gar nicht gestimmt sind. Ist unser Gefühl sehr fein, unser Geschmack sehr zart und unser Blick in einer nicht gemeinen Kenntniß der Welt, und ihrer vielseitigen Thorheiten geübt; so werden uns eben diese Thorheiten nun noch mehr auffallen

müssen. Unser Witz und Spott darüber ist geboren, ehe wir es noch bemerkt hatten. Unsere scherzende Laune ergießt sich ohne Zurückhaltung und bisweilen mit sehr weniger Vorsicht. — Die sonderbarsten Contraste in den Handlungen und Denkweisen der Menschen fordern unsern Witz gleichsam heraus, — das physische Bedürfnis zu lachen selbst spornt ihn an. Wir wollen ihn zurückhalten, es ist uns kaum möglich. Verschließen können wir ihn allenfalls zwischen den Lippen; aber in der Seele, in dem innern Bewußtseyn steht er nun einmahl in dem Geleite des Scherzes da, und läßt sich durch nichts in der Welt wieder wegphilosophiren.

Es ist schwer, — sehr schwer, nicht zu spotten, wenn ein armseliger Kopf sich in der Societät als ein Denker und höchst-wichtiger Mann hervordrängen, und das Verdienst unendlich größerer Menschen durch sein kleines, unbedeutendes Ich

verdunkeln will; wenn der ehrgeizige Thor vor Leuten, die über ihm stehen, wie ein Wurm kriecht, und denen, die unter ihm stehen, bald mit schnöder Verachtung, bald wie ein Tyrann begegnet; wenn der eigensinnige Narr sonnenklaren Wahrheiten widerspricht, und durch den Widerspruch sich das Ansehn eines scharfsichtigen Kopfs geben will; wenn der fade Schwätzer sich in dem Gewebe seiner eigenen Plauderey verwickelt, und, — um nur zu reden, — den letzten Rest seiner Vernunft preis giebt; wenn der elende Witzling einen witzigen Gedanken sucht, und, weil er ihn bey aller Anstrengung seines Gehirns nicht finden kann, gegen Andere grob und ungeschliffen wird; wenn der Harpax sich nicht satt isset, während ihn Weib und Kinder bestehlen, und heimlich fürstliche Tafeln halten; wenn ein Poltergeist sich in seinem Hause das Ansehn eines vollkommenen Souverains giebt, wäh-

rend er unter dem eisernen Pantoffel eines bösen Weibes, oder einer verschmitzten Coquette steht; wenn der Misstrauische sich Gefahren träumt, die gar nicht existiren, und da Abgründe erblickt, wo die Strafe sehr eben und gebahnt ist; wenn der vorsichtigste und klügste Mann sich von einem Pinsel hintergehen, und der hellste Kopf von einem alten Weibe am Gängelbände leiten läßt; wenn der Neidische, wie der Hund in der Fabel, nach einem Schattenbilde des Glücks schnappt, und darüber ein wirkliches Gut verliert; wenn der kleine Geist sich mit fremden Federn schmückt, und sie halb mit Gewissensangst, und halb mit Impertinenz als die seinigen zu vertheidigen sucht; wenn der Freygeist über die heiligsten Wahrheiten spottet, und in andern Stücken die Rolle eines unwissenden und höchst abergläubigen Thoren spielt; wenn der politische Reformator einer ganzen Welt Revolutionen vorschreibt, und in



seinem eigenen Hause keinen Bescheid weiß; wenn sich selbst hellsehende Menschen über die unbedeutendsten Meinungen zanken, und verketzern, und um Recht zu behalten, lieber Sophismen erfinden, als der Wahrheit ein redliches Opfer bringen; wenn der Lasterhafte mit seinen Gebrechen in einer undurchsichtigen Wolke einherzugehen glaubt, während die Augen aller Menschen auf ihn hinblicken, und diese seine geheimsten Schleichwege kennen; wenn der Schwache stark, der Blinde sehend, der Kleine groß, der Große absichtlich klein, der Einfältige klug, der Heuchler ehrlich, der Arme reich, der Gefühllose großmüthig, der Furchtsame tapfer, der Häßliche schön, der Rohe empfindsam seyn will. —

Es ist schwer, — sehr schwer, nicht zu spotten, wenn eine alte Frau um die Liebe junger Männer buhlt, und Ansprüche auf Reize macht, die längst verwelkt sind;

wenn die Unkeusche den Splitter in dem Auge ihrer Mitschwestern aufdeckt, während sie den Balken in ihrem eigenen nicht sieht; wenn die geistesleere Frau die Gelehrte spielt, und über Dinge abspricht, deren Oberfläche sie kaum kennt; wenn die Eifersüchtige lächerliche Proben mit der Treue ihres Gatten oder Liebhabers anstellt, und ihn vielleicht selbst — hintergeht; wenn die Scheinheilige ihre groben Ausschweifungen hinter dem Gebetbuche und den Ceremonien der Religion zu verbergen sucht; wenn die Empfindsame eine übermenschliche und unnatürliche Sprache redet, während sie ganz ein Kind der Natur seyn will; wenn das stolze Weib, die auf die besten Menschen mit Hohngelächter oder Gnade herabsieht, unter der Herrschaft eines Bedienten steht, und seine Grobheiten erträgt, wenn die Coquette bey allem Glanz und aller Kunst, die sie sich zu geben sucht, doch nicht gefallen will;

wenn das vornehmere Mädchen durch ihren Stand, ihre Ahnen, ihre Garderobe siegen will, und von der nicht so vornehmen, aber liebenswürdigern Jungfrau bis zur Vergessenheit verdunkelt wird; wenn die klügere Mutter den Pantoffel der einfältigen und närrischen Tochter küßt, und die Tochter der Mutter ihre Lebensweise vorschreibt; wenn die Neugeadelte ihren Kindern den Umgang mit Bürgerlichen verbiethet, und ihrer eingebildeten Hoheit Ehre und Vermögen aufopfert, wenn die Bürgerliche nach der Gnade eines nicht bürgerlichen Weibes geizt, und es, — um mit dieser eine Närrinn zu werden, für ein Glück ihres Lebens hält. Bey allen diesen Erscheinungen im geselligen Leben kann man mit Juvenal ausrufen: *difficile est, satyram non scribere!*

Dafs ich noch die Entschuldigung der *Medisance*, wenigstens im guten Sinne des Worts, anführen, dafs es mit keiner

geselligen Conversation so recht fort will, wenn nicht ein wenig Scherz und Satyre hineingemischt wird? — Der ernstesten Gespräche werden die ernstesten Leute selbst bald überdrüssig, der Ideenfaß der Unterhaltung zerreißt, die Gegenwärtigen fangen zu gähnen an, man sehnt sich lieber nach einem angenehmen Hanswurst, — als nur noch einige Minuten von der langen Weile gequält zu werden. Die schwerfälligsten Leute schnappen nach Histörchen, witzigen Anecdoten, Hyperbeln und — Lügen, damit nur die lange Weile vorübergehe. Sie opfern ihre Freunde und Freundinnen dem Lustigmacher selbst auf, um nur eine Stunde länger unterhalten zu werden. Und in der That, man müßte in der Societät gar nicht reden, wenn man nicht von Abwesenden reden dürfte. Die vorzüglichsten Köpfe werden langweilig und hölzern, wenn sie nicht die Kunst, über Andere zu scherzen, verstehen, dahingegen.

die sogenannten angenehmen Gesellschafter, bey aller sonstigen Armuth des Geistes und selbst bey einem zweydeutigen Charakter überall willkommen sind. Sie spielen die Hauptrolle in der Gesellschaft, ihnen zu Ehren werden ganze Assemléen veranstaltet und Banquette gegeben. Sie sind freilich nicht immer die lebenswürdigern Menschen, wie ich in meiner Charakteristik der Männer zeigen werde; aber sie haben fast immer das Ohr der Weiber, weil dieses Geschlecht immer amusirt seyn will, weil das Lachen eins seiner physischen Bedürfnisse ist, und von ihm das Angenehme dem Nützlichen in den meisten Fällen vorgezogen wird.

Wenn man Spott und Satyre für einen Probierstein der Wahrheit gehalten hat; so könnte man eben so gut annehmen, dafs er wenigstens sehr viele Menschen zu bilden und zu bessern geschickt sey, und in diesem Stück würden Spott und Satyre

noch mehr Entschuldigung verdienen. Die Menschen wollen immer lieber erschüttert, als sanft und liebeich zurechtgewiesen werden, sie gähnen bey Ermahnungen und Vorstellungen zum Guten, sie schlafen dabey ein, sie hören sie vielleicht gar nicht, oder werden in ihrer Sinnesart dadurch nur noch trotziger und nährischer gemacht. Allein die Lächerlichmachung ihrer Thorheiten und Schwächen können sie nicht vertragen, weil ihre Eitelkeit und ihr verborgener Stolz dadurch auf einmahl, und von allen Seiten gedemüthigt und verwundet wird. So bitter die Empfindungen alsdann gegen den Satyriker selbst immer seyn mögen, so sehr wird sie eben jener Stolz doch wiederum antreiben, sich dergleichen bittere Empfindungen künftig zu ersparen, und wenigstens vor den Augen des Publicums eine vorsichtigere Rolle zu spielen. Sie würden bisweilen gern die Hälfte ihres Vermögens darum hingeben,

wenn der Spötter ihre Schoofsneigung nicht grade an der empfindlichsten Seite berührt, nicht zu einer Zeit aufgedeckt hätte, wo die Sache heym Publicum den stärksten Eindruck machen mußte. Bessere und gutmüthigere Menschen werden durch den Spott auf eine andere Art, als der Stolz, von ihren Schwächen und Übereilungen geheilt. — Anstatt, daß dieser mit Unwillen den verspotteten Fehler nicht abzulegen, sondern nur schlauer zu verbergen sucht, werden jene zu einer genauern Selbstkenntniß, und zur Beherrschung einer Leidenschaft geführt, die sie vorher für weniger gefährlich und anstößig hielten. Sie lernen jetzt sorgfältiger ihre Schwächen von ihren wirklich guten Eigenschaften absondern, und ein Mißtrauen in das schöne Bild setzen, daß sie sich vielleicht schon frühzeitig von ihrer innern Größe und Wichtigkeit entworfen hatten, sie werden überall behutsamer und vorsich-

tiger zu handeln anfangen, sie werden die Urtheile selbst unbedeutender Menschen nicht übersehen, weil auch die kleinste Mücke stechen kann, und der Witz — Witz bleibt, es mag ihn ein Bettler, oder ein König sagen. Sie werden die Medisance nicht kindisch fürchten, aber fürchten, sie zu — verdienen.

Allein alle diese Entschuldigungsgründe der Satyre können und dürfen sie durchaus nicht als einen allgemeinem Ton der Societät autorisiren, und es wird für uns eine große Maxime der Lebensweisheit werden müssen, den Spott nur selten, und auch alsdann immer mit größter Vorsicht zu gebrauchen, damit unser Herz nicht selbst dadurch vergiftet wird, und wir endlich alles Zutrauen zu den Menschen verlieren. Noch weniger sollen jene Gründe eine bösertige Medisance entschuldigen, welche unstreitig eine der schwärzesten Seiten des Menschen ist, und alle gute



Seelen gegen sich, empört. Ihr schneidender Witz ist überdacht, und wird durch die liebenswürdigen Eigenschaften des Verspotteten und seine Verdienste eher gereizt, als gemildert, ihre hämische Manier, sich auszudrücken und zu beleidigen, zerstört den Grund und Boden der Menschenliebe, ihr Gift löst die schönsten Bande der Gesellschaft auf, und macht die heiligsten Tugenden des Lebens selbst lächerlich und zweydeutig. Ihre Scherze sind Pfeile, die absichtlich verwunden sollen, sie will nicht blofs Lachen erregen, sondern auch schaden. Der böse Geist, der in ihr wohnt, lauert mit satanischer Schadenfreude auf die Fehler Anderer, oder sucht sie wohl gar selbst zu veranlassen, um einen desto gröfsern Spielraum für seine beifsenden Einfälle zu bekommen, — anstatt, dafs die lachende Satyre des gutmüthigern Spötters sich da zurückzieht, wo sie ein wirkliches Verdienst, eine wirkliche

Tugend des Andern beleidigen und verdunkeln könnte. Der böartigen Medisance ist nichts so heilig, worüber sie nicht ihre bittern Anmerkungen machen sollte, nichts so groß, so erhaben, so ehrwürdig, was nicht ihre Frechheit und ihre Geißeln fühlen müßte. Weder Freund noch Feind bleibt vor ihren Natterbissen verschont, — wenn sie noch anders — Freunde haben kann. Das ganze Leben dieser spottsüchtigen Menschen, ihre Sprache, ihre Pantomime, ihre ganze Denkweise, ihre Gefälligkeiten und Herzlichkeiten selbst, die sie bisweilen anzunehmen scheinen, sind eine bald mehr, bald weniger versteckte Satyre; sie haschen überall nach dem Lächerlichen, und sind nicht mehr fähig, die guten Seiten des Menschen zu achten; sie achten nichts, als ihren boshafte Witz, sie fühlen sich unglücklich, wenn dieser nicht immer die erwartete Wirkung thun will, sie studieren darauf, ihn noch schneidender zu machen,

wenn er den Unwillen Anderer erregt. Sie sterben mit einer Satyre auf den erstarrenden Lippen. Bisweilen bemerkt man an diesen elenden Menschen in der Gesellschaft eine gewisse Stille, sie sind in sich gekehrt und verschlossen, und scheinen an nichts Theil zu nehmen, was um sie hervorgeht; allein in solchen Augenblicken brüten sie gemeiniglich ein neues giftiges Bonmot, eine neue Geburt ihres lästernen Witzes aus, nagen heimlich an dem guten Nahmen verehrungswürdiger Männer und Frauen, und brechen in ein Hohngeflächter aus, wenn sich die Gesellschaft entfernt hatte.

Es ist eben so schwer, als unangenehm, mit solchen spitzen und eckigen Menschen umzugehen, da ihr beleidigender und nie ruhender Witz sie zur wahren Freundschaft und zur Schonung gegen Andere unfähig macht, und da man Jahre lang mit ihnen leben kann, ohne zu wissen, wie man mit

ihnen daran ist. Ich weiß es sehr wohl, daß der Umgang dieser Leute nicht selten der angenehmste und unterhaltendste von der Welt seyn kann, wenn sie mehr ihre scherzende, als ihre lästernde Laune haben, daß sie ihren Erzählungen und Deutungen oft unnachahmliche Reize der Darstellung und eines naiven Witzes zu geben wissen; aber der ist nicht einer der kleinsten Thoren, der ihnen sein Zutrauen schenkt. Wo giebt es einen Menschen in ihrem Gesichtskreise, der nicht von ihnen lächerlich gemacht wird? Jetzt amusiren sie euch mit dem Gemälde fremder Narrheiten, ergießen ihren Witz in tausend Ironien, kleiden die *histoire scandaleuse* eines Nachbarn, einer Nachbarinn in die lachendsten Farben ein, — setzen den Stolz des Einen mit seinen übrigen kleinen Seiten in den belachenswerthesten Contrast, zeichnen euch die Bizarrerien des Andern mit einer hinreißenden Sprache, — und morgen

werdet ihr in einer andern Conversation der Gegenstand ihrer Satyre seyn. Ihr würdet erstaunen, — wenn ihr es hören könntet, welche Lächerlichkeiten sie an euch bemerkt haben, und wie sie die elben ins Helle zu bringen wissen, wie sie den Accent eurer Sprache, die Fehler eures Ausdrucks, das Steife, oder zu Mobile eurer Person, wie sie eure Urtheile über Andere, euren kränkelnden Witz, eure Kindererziehung, eure Steckenpferde, eure kleinliche Eitelkeit, eure affectirte Gröfse euer Wichtigthun, eure Lebensart mit euren Frauen, euren Geiz, oder eure Verschwendung, euren Umgang mit gewissen Menschen, eure Fieberhitze, mit den Grofsen umzugehen, eure Nachsicht mit dem Gesinde, eure Hoffnungen und eure Wünsche, euer Thun und Lassen, eure Liebenswürdigkeiten und eure Fehler zu persiffliren wissen. Ihr würdet erstaunen, welches Gift sie aus den kleinsten Umstän-

den saugen, und Dinge an euch entdecken konnten, die noch kein anderer Mensch bemerkt hatte. Ihr Luchsauge kennt euch unendlich besser, als ihr euch selbst; — sie werden durch die Kunst, das Lachen zu erregen, und das Lächerliche witzig hinzustellen, selbst eure Freunde gegen euch aufbringen können, wenn sie wollen. Sie werden schadenfroh genug seyn, eure künftigen Schwächen voraus zu ahnden, und diese Vorausahndungen Andern auf eine naive Art mitzutheilen, während ihr in ihrem Schoofse zu ruhen glaubt, und gutmüthig und thöricht genug seyd, euren Umgang und eure Verbindungen mit diesen Leuten für ein Glück des Lebens zu halten. —

Diesen Irrthum können die gescheidtesten Leute begehen. Aber es giebt eine andere Art schwachköpfiger Menschen, die einen ganz besondern Hang haben, sich zu jenen beißenden Witzlingen hinzuzudrängen; — theils, um in ihrer Gesell-

schaft mit zu glänzen; theils, um ihre eigene, — obgleich armselige spöttelnde Laune an der Satyre jener zu erwärmen. Wenn diese elenden Sünder, die sich für witzige Köpfe halten, ungeachtet sie nur Gaukler und Pritschmeister \*) des heissenden Satyrikers sind, und von diesem selbst wie ein Ball hin- und hergeworfen werden, einer Zurechtweisung fähig wären, und nicht einen zu grossen Werth auf ihren erzwungenen Witz setzten; so würde ich ihnen den wohlgemeinten Rath geben, den Umgang mit jenen boshaften Spöttern und Spöttlerinnen lieber ganz zu vermeiden. Anstatt Lachen zu erregen, werden sie selbst ausgelacht werden, der schärfere Witzling wird ihre Einfälle analysiren und zerliedern, und gegen sie selbst richten, er wird sie zu seinem Spielzeuge machen,

\*) Diefs sind die Menschen, von denen Balzac sagt: — dafs sie sich für lustige Köpfe halten, ob sie gleich nichts, — als lächerlich sind.

damit es ihm nie an Stoff zur 'Medisance fehlen möge, — oder man nutzt diese Thoren auf eine andere Art. Man scheint ihren hölzernen Witz bisweilen zu bewundern, und lockt ihnen dafür Geld und Geheimnisse ab, man macht sie in arme, oder nicht zu empfehlende Mädchen und Weiber verliebt. Sie müssen die Pfeile abschieseln, die Andere geschmiedet haben, sie müssen oft wunderliche Dienste im Hause verrichten, sie sind die Affen des Hausherrn, der Hausfrau, der Kinder und des Gesindes, — und müssen, — um die Ehre zu haben, mit witzigen Leuten umzugehen, oft Demüthigungen ertragen, die sich nur eine heilige Einfalt gefallen lassen kann.

So viel von der Medisance überhaupt. — Ich will nun zu der Medisance der Weiber insbesondere kommen, da sie ihnen von jeher als ein gewisses Erbtheil ihres Geschlechts zugeschrieben worden



ist. Diefs soll kein beifsender Vorwurf seyn, der die Weiber ganz allein trifft. Die Männer sind von jenem Fehler nicht freyzusprechen. Es giebt unter ihnen so gut, wie unter den Frauen, sehr unsittliche Lästerschulen, es giebt unter ihnen viel mehr Witzlinge, als unter jenen, und die Medisance würde auch ohne Weiber in der Welt seyn. Dessen ungeachtet könnte es doch allerley Gründe geben, warum man gemeiniglich den Weibern mehr, als uns, jene Schwäche zur Last legt. Die Frauen sind in der Regel geschwätziger, als wir, das Lächerliche fällt sehr oft ihrem reizbaren und lebhaften Witze mehr, als dem unsrigen, auf. Vielleicht wird es auch eben defswegen ihnen schwerer, jenen Witz zurückzuhalten, und Fehler an Andern zu verzeihen, die das Auge des Mannes übersahe, die unter seiner Critik waren, oder die auch, da er in einer ganz andern Situation, als das Weib, lebt,

keinen so tiefen Eindruck auf ihn, wie auf das empfindlichere und zärtere weibliche Herz machten.

Die Lebhaftigkeit und Hastigkeit der weiblichen Zunge ist notorisch. Diefs geben sie selbst zu, weil sie sich dadurch nicht selten zur Last werden, und bisweilen eine Art von redseligen Wettkämpfen unter einander beginnen, die blofs den Sieg der Schwatzhaftigkeit zur Absicht zu haben scheinen. Tausend Kleinigkeiten, tausend innere und äufsere Anreizungen setzen jenes weibliche Glied augenblicklich in Bewegung, und machen es bey vielen Weibern, die ein sehr lebhaftes Blut, einen empfindlichen Nervenbau und eine gesunde Lunge haben, zu einem wahren — Perpetuum mobile. Der Stoff dazu mag herkommen, woher er will, genug, wenn nur geplaudert, und über die Fehler Anderer gespöttelt werden kann. Das Fehlende mufs die erfinderische Plauderhaftigkeit

ersetzen, das Nichtwirkliche in etwas Wirkliches umschaffen, und die Farben des einfachsten Gemählde erhöhen und vermehren. Die kleinsten Begebenheiten und Anekdoten werden in stundenlange Erzählungen eingesponnen, und auch die allerkleinsten Umstände nicht ausgelassen. Das Histörchen wird hundertmahl wiedererzählt und wiedergekäuert, bis es durch ein anderes Histörchen oder eine andere willkommene Klatscherey verdrängt wird. Aller dieser Micrologien ungeachtet, stoßen die Weiber dadurch nicht selten auf ganz verborgene Winkel des menschlichen Herzens, die allein durch ein öfteres Hin- und Hergerede, und gleichsam durch ein Filtriren des Gegenstandes sichtbar und fühlbar wurden. Vieles Sprechen bringt zwar einfältigere Frauen um keinen Schritt in ihrer Menschenkenntniß weiter, weil sie dabey bloß maschinenartig zu Werke gehen, und mit der angeborenen Redseligkeit keinen

Beobachtungsgeist verbinden; aber klügere Weiber haben ihrer Waschhaftigkeit selbst nicht gemeine Aufschlüsse über den Charakter anderer Menschen zu verdanken. Sie wollen nicht allein plaudern, sondern auch unterrichtet seyn, sie wollen neue Ideen auseinander hervorlocken, sie plaudern, um die Urtheile Anderer gegen einander abwägen zu können. Ihre Redseligkeit löst die Verschwiegenheit selbst auf, und bringt dadurch sehr oft Geheimnisse ans Tageslicht, die nur die Schläuheit eines Weibes aus ihrem Dunkel hervorrufen konnte. Und so giebt es tausend Dinge, welche die Weiber bis auf den Grund ausgekundschaftet hatten, während der unbefangene Mann nichts bemerkte, und ihm seine Geheimnisse undurchdringlich zu seyn schienen.

Überdies ist, laut allen Erfahrungen, nichts gewöhnlicher, als dafs die *Medisance* in den Coterien der Weiber auftritt, wenn

der Knauel der häuslichen Gespräche über Oeconomie, Ein- und Verkauf, über Gesinde und Kinderzucht u. s. w. abgewickelt ist. Über wissenschaftliche und sehr ernsthafte Gegenstände pflegen sich die Weiber selten lange mit einander zu unterhalten. Sie ermüden dabey nach einigen Minuten, und werden sich in dieser Art von Gesprächen sehr leicht einander überdrüssig, da ihnen jede Affectation des Verstandes, wenn sie dieselbe bey andern Weibern bemerken, noch auffallender, als uns, zu seyn pflegt. Sie schreiten mithin lieber zur Eröffnung einer Lästerschule, und die einfaltigsten Weiber wagen es, darin zu glänzen. Stundenlang dauern diese Sessionen einer angestregten Geschwätzigkeit fort, und wir würden vielleicht manchen feinen Zug von Menschenkenntniß und Lebenspolitik daraus abstrahiren können, wenn die Weiber in unserer Gesellschaft sich nicht behutsamer und furchtsamer auszudrücken pflegten,

und ihren Erzählungen, sobald wir erscheinen, nicht einen ganz andern Ton zu geben wülsten. Wir würden erstaunen, — wenn wir immer in ihren Versammlungen gegenwärtig seyn dürften, und sie auch dann ganz offenherzig blieben, wie unbarmherzig sie gemeinlich in den Beurtheilungen ihrer Mitschwestern verfahren, wie beissend und giftig sie gegen die besten Frauen und Mädchen werden, wie tief sie sich und ihre weibliche Sanftmuth vergessen, mit welcher Kunst und welcher Wuth sie lästern können; sobald ihr Blut in Bewegung gesetzt war. Der feinste Satyriker steht oft weit unter ihnen, sie würden alle seine Epigramme verdunkeln, wenn sie die nehmliche Geschicklichkeit des Schreibens besäßen,

Ich habe schon vorher behauptet, dafs die Weiber einander selten ganz gewogen sind, und ihre gegenseitige Anhänglichkeit sehr oft nur ein höchst momen-

taner Ding sey. Ihre gegenseitigen Empfindungen des Neides, der Eifersucht, der Rache, — und wie diese Feinde ihrer Ruhe und ihrer Tugend alle heißen mögen, scheinen bitterer und giftiger, als ähnliche Affecten in dem Manne zu seyn, weil sie viel leichter gereizt und beleidigt werden können, und sie ihre Animosität mehr, wie wir, verschleissen müssen. Dadurch werden gleichsam alle ihre Ideen grillenhafter und hitziger gemacht. Sie dürfen nicht immer ihren Groll ganz austoben lassen; dadurch wird der Stoff zur Empfindlichkeit und Erbitterung gegen ihr Geschlecht auf lange Zeiten erhalten, und durch die kleinste hinzukommende Gelegenheit in neue Gährung gebracht. Daraus läßt es sich oft erklären, warum sehr gute und edle Weiber selbst sich mit einer grenzenlosen Wuth hassen und verfolgen können, — ohne daß sie sich absichtlich einander beleidigt hatten. Ihre Galle hatte

sich nun einmahl ergossen, und nun hatte alle Barmherzigkeit ein Ende. Das, was man vorher an einander ruhig übersehen haben würde, wurde nun als ein Verbrechen, wenigstens als eine grobe Schwäche, aufgestellt, ihre unbedeutendsten Handlungen, Sitten und Ausdrücke mußten sich nun die strengste und liebloseste Musterung gefallen lassen. Ist die Arme einmahl so unglücklich geworden, die hohe Gnade ihres Geschlechts zu verlieren, sind ihre Siege der Schönheit notorisch, beten wir ihre Liebenswürdigkeiten an; so wird sie die reinste Tugend selbst nicht vor der Lästertzung ihrer Mitschwestern sichern können. Sie ist mit hundert Spionen umgeben. Sie hat selbst im Grabe keine Ruhe. Ihr Tod giebt der Medisance einen neuen Schwung, und da die Entschlafene sich nicht mehr verantworten kann; so werden nicht selten Erdichtungen und Anecdoten von ihr ins



Publicum gebracht, die der Geist der Menschenliebe und Duldung verabscheuen muß.

Jene innere Bitterkeit der Empfindungen, die so sehr das beobachtende Auge der Weiber zu schärfen pflegt, ist nun aber auch ein Hauptgrund selbst, warum dem weiblichen Witze das Lächerliche, Contrastirende und Thörigte an Handlungen und Personen so leicht auffällt. Die schneidendsten, treffendsten und giftigsten Einfälle sind gemeinlich die, welche Neid und Gemüthsspannung, Nervenreizbarkeit und leidenschaftliche Verachtungen Anderer den Weibern eingeben, und aus einem böartigen Charakter entspringen; die kleinlichen, verschrobenen, schwindsüchtigen und empfindsamen Frauen sind selten von diesem Gifte der Medisance frey, man lieft die Bitterkeit des Witzes auf ihrer Stirn, er schimmert selbst durch eine angenommene Freundlichkeit hindurch,

und bricht augenblicklich aus seinem Hinterhalte hervor, sobald er, — vielleicht auch nur in der Einbildung, gereizt wird, — (wenn man nicht überhaupt annehmen will, daß die meisten erlittenen Beleidigungen solcher empfindlichen Weiber allein in den Geburten der Einbildung bestehen.) Aber auch ohne jenes bald grössere, bald geringere Beygemisch der Malice ist der Witz der Weiber überhaupt schon mobiler, reizbarer und voreiliger, als der unsrige. Es ist auffallend, welche reffende Repliquen die Weiber geben können, und wie tief sie das Lächerliche fühlen, wenn ihre Launen dazu gestimmt sind. Sollte dieß wiederum nicht mit daher rühren, weil sie die Gedanken, und Denkweisen und Handlungen der Menschen mehr, als wir, in ihre einzelnen Fäden und Antriebe zerlegen, und mit grösserer Lebhaftigkeit das Detail seiner Schwächen studieren? Ich glaube es allerdings. Dieß

feinere Gefühl des Contrasts fehlt uns sehr oft ganz, und zwar aus mehreren Ursachen. — Wir werden durch das Kleine und Kleinliche nicht so leicht afficirt, wir üben unsern Witz nicht selten mehr in unsaubern Erzählungen, als in der feinern Satyre, — wir suchen ihn in einer affenartigen Mimik, wenn der Geist nichts dazu hergeben will, die meisten Witzlinge sind zugleich — Gaukler. Die Weiber gehen auf eine feinere und schlauere Art dabey zu Werke, ihr Witz ist subtiler und angenehmer, wenn sie nicht absichtlich beleidigen, sondern nur unterhalten wollen. Man frage sich nur selbst, ob wir nicht tausendmahl durch den weiblichen Witz auf das Schiefe und Drollige vieler Menschen aufmerksam gemacht wurden, und dafs wir in dieser Hinsicht dem andern Geschlechte einen grofsen Theil unserer Menschenkenntniß zu verdanken haben? Man frage noch weiter, warum wir uns,

bey aller Lebhaftigkeit unserer Leidenschaften, dennoch oft so äußerst behutsam und vorsichtig in seiner Gegenwart auszudrücken pflegen, — und ob wir dieß nicht mehr aus einer Art Furcht vor der weiblichen Satyre, als aus einer innern Achtung gegen das weibliche Geschlecht überhaupt thun? Man frage noch weiter, warum uns sehr viele Weiber so unausstehlich geworden sind? und wir müssen wiederum antworten, weil wir ihren Witz fürchten, weil wir seiner Geißel nicht ausweichen können, weil unsere Schwächen und Lächerlichkeiten jeden Augenblick seine Pfeile schärfen, und wir im Wettkampfe mit ihm gemeiniglich nachgeben müßten.

Ein nicht ungewöhnliches Schärfungsmittel des weiblichen Witzes ist die genaue Kenntniß des Schicklichen und des bon Tons in der Societät, von welchem die Weiber mehr, als wir, abhängen, und über dessen Verletzung sie mehr, als wir,

zu satyrisiren pflegen. Das Schickliche macht ein ganz eigenes Studium der Weiber aus. Sie sind gezwungen, dieses Studium zu treiben, wenn sie ihren guten Ruf nicht aufopfern wollen, und eben deswegen suchen sie es auch immer zuerst an Andern auf. Es ist oft ihre einzige Logik, wonach sie Männer und Weiber beurtheilen. Wir mögen darin zu weit gehen, dabey zu ängstlich, oder auch zu leichtsinnig verfahren, — ihre Satyre wird uns auf dem Fusse nachfolgen. Sein Terrain ist in der grossen Welt unermesslich, und die Medicance erhält dadurch in ihr ein neues Feld, worauf augenblicklich neue Schauspiele für den Witz des Weibes gegeben werden.

Das Schickliche schreibt uns in dieser grossen Welt, und in jeder Societät, die auf Cultur Ansprüche macht, gewisse Regeln der Galanterie vor, ohne deren Beobachtung wir in den Augen der Weiber nichts, wenigstens nicht viel, gelten wür-

den. Wehe uns, wenn ihr Witz sich gegen die Vernachlässigung dieses Tons entrüstet! Es ist unnöthig, von diesem eingeführten Tone eine Definition zu geben, ein jeder weiß, was ich darunter verstehe, und warum ihn die Weiber mit einer unbegrenzten Eifersucht bewachen, und ihn zu erhalten suchen. Sie können uns eher alles Andere, nur nicht die Zurücksetzung der Galanterie, verzeihen, sie übersehen eher unsere Laster und Verbrechen; aber sie vergeben uns nie die Gleichgültigkeit gegen ihre Person, ihre Reize, ihren Rang und ihre Talente. Sie nehmen uns gegen Verleumdungen, Cabalen, gegen unsere eigenen Schwächen und Bizarrerien in Schutz, wenn wir nur ihren Prätensionen in jener Hinsicht huldigen, und die Rolle des Anbeters zu spielen verstehen, oder uns auch nur so anstellen. Die Selbstsucht der Weiber, und ihre kleinliche Eitelkeit ist so blind, daß sie lieber mit den unsin-

nigsten Schmeicheleyen vorliebnehmen, als gar nicht bemerkt seyn wollen. Sie verlangen, dafs wir wenigstens den Heuchler gegen sie machen sollen, wenn wir sie auch nicht lieben könnten, und wir haben das ganzen Gift ihrer Zunge zu fürchten, wenn wir ihrem galanten Egoismus nicht bisweilen, sey es auch nur ein — halbes Opfer zu bringen verstehen. — Und gesetzt, dafs wir auch nicht Allen huldigen wollen und können, ob es gleich solche schlaffe und geschmeidige Thoren genug giebt: so werden sie uns doch mit Schonung behandeln, wenn wir wenigstens die galanten Slaven eines Weibes zu seyn scheinen. So sind wir doch, nach ihrer Meinung, nicht für ihr ganzes Geschlecht verloren und abgestorben, so giebt es doch einen Diener ihres großen Staats mehr, so darf man doch hoffen, ihn durch die eine Freundinn für das ganze Geschlecht zu gewinnen. Sie werden uns nicht verfol-

gen, — wenn auch unsere Wahl sehr übel getroffen seyn sollte. Ihre Satyre wird mehr gegen unsere coquette Freundin, als gegen uns selbst, gerichtet werden, man wird uns bedauern, bemitleiden, und wenn es möglich ist, uns die Augen zu öffnen suchen. —

Der galante Mann, der dienstfertige Beobachter des äußern Anstandes, der Mann von Manieren und mit geschmeidigem Rücken ist daher gemeinlich das Idol der Weiber. Dies ist eine sehr schwache Seite des andern Geschlechts, die es selbst nicht ablängnen kann, und wodurch eine Menge sehr alltäglicher und seelenloser Menschen den größten Einfluß auf die Societät bekommt. Die Figur, die Kleidung, der weiche Ton der Stimme, die Leichtigkeit im Umgange, die Kunst der Männer, Schmeicheleyen zu sagen, und sich verliebt zu stellen, — gilt bey den Weibern oft viel mehr, als Talente, Kennt-



nisse und Verdienste des männlichen Geschlechts. Die würdigsten und gescheidtesten Leute sind ihnen, — ohne jene Eigenschaften der Galanterie, oft höchst gleichgültig, dahingegen der Figurant, der liebenswürdige Windbeutel, der Schmeichler, der armseligste Slave der weiblichen Launen ganz sicher auf ein Plätzchen in ihrem Herzen rechnen darf. Er wird überall vermisst, aufgesucht, und in alle Gesellschaften gezogen. Er erscheint einige- mahl nicht, und — ein ganzer Weiberclub hat üble Launen. — Er darf frey reden und denken, er darf sich Dinge erlauben, die seinen Charakter nicht in dem besten Lichte zeigen, wenn er nur ein galanter Mann ist. Er wird sein Glück machen, wenn auch das ruhigere Urtheil der Männer ihm jedes reelle Verdienst absprechen müßte. Seine Gestalt ist sein Schutzgott bey den Weibern. — Er wird untreu, falsch, tückisch gegen Einige

handeln, und zehn Andere finden, die sich für ihn interessiren, seine Wankelmüthigkeit entschuldigen, seine Untreue nicht ihm, sondern einer Narrheit seiner alten Freundinnen zuschreiben werden. Er findet selbst bey den klügern und gebildetern Frauen Beyfall, für so fade sie auch anfangs seinen Umgang halten mochten, — er beherrscht vielleicht durch einen einzigen gefälligen Zug in seiner Physiognomie, durch einen einzigen auffallenden Beweis eines galanten Dienstefers die ganze Philosophie des aufgeklärten Weibes, — er gefällt, wenn man auch weiß, daß er seine auswendig gelernten Schmeicheleyen aus einem Complimentirbuche herbetet, und aus eigener Erfindung den Schönen nichts Schönes sagen kann, oder sich quälen muß, um auf eine zärtliche Art naïv und unterhaltend zu werden. Doch genug von diesen angenehmen Thoren und Idolen des weiblichen Geschlechts.

Sie sollen zu einer andern Zeit näher vor meine Lampe treten. Der Beschluß dieses Abschnitts führt mich auf einige Ideen, die noch mehr unter das Capitel der Medisance, als jenes Gemälde, gehören.

Eltern und Erzieher sollten bey ihren pädagogischen Sorgen und Vorkehrungen auf nichts so sehr achten, als den Hang der Kinder zur Medisance zu unterdrücken, oder, wenn er bey einigen, wie ich bemerkt habe, nicht ausgetilgt werden kann, ihn so geschickt zu leiten, und einzuengen, damit er künftig nicht ein herrschender Grundton in dem Charakter des Mädlchens werde. Die Neigung zur Spötterey erwacht in den Kindern früh und früher, als man glaubt. Der Witz ist eine Fähigkeit der Seele, die sich mit am ersten in ihr entwickelt, indem sie dem Kiude selbst zur Herbeyschaffung einer unzähligen Menge neuer Ideen behülflich seyn muß. Aber seine Auswüchse sind

eben deswegen destomehr zu befürchten, und abzuschneiden, ob man gleich gewöhnlich das Gegentheil dieser Regel thut. Man weist die Kinder bey ihren spöttelnden Launen nicht zurecht, man billigt wohl gar ihre satyrischen Einfälle, indem man sie für Funken des Genies hält, die man eher anfachen, als auslöschen müsse. Die Kinder selbst bemerken es sehr bald, daß man mit ihnen hierin nicht nur Nachsicht hat, sondern sie wohl gar dabey zu bewundern pflegt, und so treiben sie die Spiele ihres kindischen Witzes immer weiter. Vornehmlich üben sich hierin die jungen Mädchen in einem hohen Grade. — Ich habe sie oft dabey belauscht, und bin dadurch in meiner Meinung bestärkt worden, daß der Witz dem andern Geschlechte schon frühzeitig natürlicher, als uns, ist. Die kleinsten Mädchen medisiren, sobald sie reden können, und' ihre Empfindungen einen größern Spielraum bekommen. Ihr

Blick sucht die Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten an ältern Personen mit größter Lebhaftigkeit auf. Man höre nur zu, wie sie das Lächerliche und Bizarre an ihren Erzieherinnen, ihren Geschwistern und Gespielinnen, und an ihren Eltern selbst zu persifliren wissen, wenn ihr Witz und ihre kleine Lästerzunge einmahl in Bewegung gesetzt war, welche beissende Repliquen sie bisweilen geben, welche spöttische Fragen sie thun, welche sonderbare Dinge sie in Gesellschaften aufgefaßt haben, und wie lächerlich sie die Abwesenden darzustellen wissen. Unausstehlich werden diese kleinen schnippischen und witzelnden Dirnen, wenn sie heranzuwachsen anfangen, und sie mit in den geselligen Zirkeln erscheinen dürfen. Sie sind darin wahre Spjone, geißeln ältere Leute mit ihren satyrischen Humeur, spotten die würdigsten Männer und Frauen aus, und führen unter sich selbst einen Ton, eine Sprache ein,

die nicht mehr einer scherzhaften, sondern beißenden Medisance gleicht. Sehr oft haben die Mädchen diese häßliche und widerliche Eigenschaft ihren satyrischen Müttern und Vätern abgelernt, Mütter und Väter waren so schwach, daß sie jene zu Beysitzerinnen ihrer eigenen Lästerschulen machten, daß sie das witzigere Töchterlein ihren gutmüthigern, unwitzigen Schwestern vorzogen, und mit jener in satyrischen Einfällen zu wetteifern angingen. Ich habe aber auch immer gefunden, daß solche witzige Mädchen ihre eigenen Eltern hinterher weniger achteten und liebten, und, wenn es die Gelegenheit, oder die beißende Laune der kleinen Spötterinn so mit sich brachte, ihren Wohlthätern selbst das Gift ihrer Lästerzunge empfinden ließen.

Weil das Witzeln und Persiffliren dem Charakter der jungen Frauenzimmer und ihrem künftigen häuslichen Glücke

höchst nachtheilig werden kann, und daher ein für allemahl von keinen vernünftigen Erziehern gestattet wird; so bin ich auch von jeher ein Feind von jenem gefährlichen Gesellschaftsspiel gewesen, welches man das Mocerispiel nennt, und welches noch überall im Schwunge geht. Man kann jungen Leuten keinen nachtheiligeren und häßlicheren Zeitvertreib, als diesen, erlauben, ob er gleich von jenen selbst vor allen andern gesucht wird, und sie in dem Wettstreit lustiger und satyrischer Einfälle ein besonderes Vergnügen finden. Da meine Leser und Leserinnen dieses spöttische Spiel kennen; so habe ich es nicht nöthig, ihnen solches zu beschreiben, sondern sie nur, samt ihren Kindern davor ernstlich zu warnen. Es ist ein moralischer Gift für das menschliche Herz, der heisende Witz wird darin zur Pflicht gemacht, die heisendste Satyre und Spöttey wird dabey beklatscht und gehuldigt. Unter der

Masque der Wahrheit wird der Andere lächerlich gemacht, — er muß sich dieser Geißel ruhig unterwerfen, so sehr auch sein Blut dabey kochen mag, er wird sich aber anstrengen, von dem vermeintlichen Spötter noch etwas Beißenderes zu sagen, und diese erbitterte Emulation taugt durchaus nicht. Wenn der Witz zu Gräbeleyen, und durch Erbitterungen angefacht wird; so artet er nach und nach in Malice aus, und wird zur schiefsten Seite des Herzens.

Wenn aber auch der weibliche Witz sich nicht in Spottlust auflösen sollte, wenn die Medisance nur ein unschuldiger Behelf in langweiligen Gesellschaften seyn könnte; so würde ich diesen Ton dennoch nicht empfehlen, weil der unschuldigste Witz leicht beleidigen kann, und weil die jungen Mädchen gewöhnlich selbst zu den empfindlichsten Geschöpfen gehören, zumahl wenn sie auf Witz und Schönheit Ansprüche machen. Gutmüthige Spötte-



rinnen — giebt es überhaupt sehr wenige. Ich verstehe darunter diejenigen, welche nicht aus absichtlicher Verdrehung und Lieblosigkeit, sondern im Ergufs einer jovialen schuldlosen Laune lachen, und Lachen über Andere veranlassen. Ihre Satyre trägt das Gewand des Scherzes, oder ist nichts anders, als ein Scherz, den vielleicht der Belachte selbst ganz ruhig mit anhören könnte. Die Anzahl der bösertigen Spötterinnen ist unendlich gröfser, und giebt es ein Mißtrauen, das man nie genug empfehlen und anpreisen kann; so ist es das gegen solche Weiber und Mädchen. Ich würde die letztern nimmermehr zu Gattinnen empfehlen. Sie haben selten ein warmes Herz für andere Menschen, sie sind die gröfsten Egoistinnen in ihrer Art, weil sie Ansprüche auf einen sehr subtilen Verstand machen, und Andern frühzeitig eine Furcht vor ihrem Witze einzuprägen pflegen. Das Lächerliche, was sie an ihren

eigenen Männern so scharf beobachten und so stark empfinden, wird die sanftern Regungen der Liebe vielleicht nie ganz in ihnen aufkommen lassen; was man auch nur auf die entfernteste Art als lächerlich erkennt, kann man nicht ganz lieben. —

Ist der Mann eines solchen Weibes auch ein witziger Kopf, und macht er aus seiner witzelnden Laune gleichsam eine Profession; so ist ein solches Haus ein wahres Tribunal der Spottsucht und Persiflage. Man geht mit Furcht hinein und mit Furcht heraus. Keinem Menschen ist wohl und behaglich ums Herz, der in einer solchen Manufactur des Witzes leben muß. Man kann nicht offen und treuherzig mit solchen Menschen umgehen, weil sie Alles ins Lächerliche zu drehen suchen, und bisweilen den elendesten Ton des Witzes — ein sogenanntes gegenseitiges Aufziehen zwischen sich selbst, beginnen, um

den Zuhörer zu belustigen. Jeder lustige Einfall wird communicirt, wenn ein Dritter lächerlich gemacht werden soll, jede Satyre ist willkommen, so lieblos und unredlich sie auch immer seyn mag. Die Eheleute, die sich kurz vorher einander selbst persifflirten, werden kurz darauf sich einander die getreuesten Dienste in der Erfindung neuer Spöttereyen über Andere leisten. Ihre Herzen scheinen nur durch die Bande des Witzes zusammenzuhängen. Die Kinder selbst werden abgerichtet, lächerliche Anecdoten von der Lebensweise, dem Umgange, dem gegenseitigen Benehmen anderer Eheleute anzuhuschen, und sie vor dem Richterstuhle eines witzigen Vaters und einer medisanten Mutter niederzulegen. Ist das Anecdotenmagazin endlich einmahl ausgeleert, will man sich von neuem ein Fest des Lachens geben; so werden Gesellschaften eingeladen, die zu jenem Feste Stoff und Gelegenheit geben

müssen, — oder das witzige Ehepaar wandelt selbst aus, um neue Lächerlichkeiten der Nachbarn zu sammeln, und sich an der Wiedererzählung derselben zu belustigen. Glaubt ja nicht, daß man euch verschonen wird, wenn ihr auch Hausfreunde dieser Leute genannt werdet. — Der Witzling von Profession hat keine Freunde. — Sein Herz ist gemeiniglich kalt und leichtsinnig. Die Freundschaft würde seiner Zunge zu ernste Gesetze vorschreiben. Wenn Alles ihrer Persifflage unterworfen ist, wie sollte es möglich seyn, — daß die Freundschaft allein von ihr verschont bleiben könnte? Der Witzling von Profession, — er sey Mann oder Weib, ist gemeiniglich ein falscher und unsicherer Mensch. Meine Leser mögen um sich her schauen, und — sehen, in wie fern ich Recht habe, oder nicht! —

Eine nahe Anverwandtinn der Medisance, — oder auch oft ein Lieblings-

kind von ihr ist ein Ding, wofür man vielleicht noch keinen ganz bestimmten Ausdruck hat, in der Weiberwelt aber unter dem vielsagenden Namen der Klatscherey bekannt ist. Dieses bisweilen sehr unschuldig scheinende, oft aber sehr gefährliche, sehr unmoralische und boshafte Ding herrscht mit einer souverainen Gewalt in allen Ständen und Altern des schönen Geschlechts, daher ich die Beleuchtung desselben auch nicht bis auf meine künftige Abhandlung von dem herannahenden Alter der Weiber habe aufschieben wollen, ob man sie gleich diesem Alter am meisten zuschreiben pflegt. Das eigentliche Geschäft der Klatscherey besteht in einem Sagen und Wiedersagen gehörter Dinge, — gemeinlich ohne Prüfung des Wahren, verbunden mit dem Hange, jene Dinge eher zu vergrößern, als zu verkleinern. Die Geschwätzigkeit ist ihre Zwillingschwester, — oder, wenn man lieber

will, — ihre Mutter, — und Lieblosigkeit ihre Hebamme. Ihre Präsumtionen und Schlüsse deuten gewöhnlich auf das Schlimmere hin, das Gute übersieht sie, — oder es wird seiner nur beyläufig und nebenher erwähnt. Was die Klätcherinn vielleicht nur vermuthen konnte, was sie aus einer Miene, einem Worte, einer hingeworfenen Anekdote, aus einem Bilde des Mißtrauens und der Imagination folgerte, wird sie schon selbst gesehen und gehört haben wollen. Sie wirft das Mögliche und Wirkliche wunderseltzam unter einander; sie giebt ihren Phantomen und Gespenstern eine ganz eigene Art von Existenz, und breitet den Glauben daran mit einer oft unbegrenzten Zuversicht, und einer oft eben so lächerlichen Überzeugung von der Wahrheit einer — nicht wahren Begebenheit — aus. Sie wird sich nie beruhigen, so lange sie keine Proselyten machen kann, sie setzt Alles in Bewegung,

um ihren Histörchen Eingang zu verschaffen. Um ihr großes Gebieth noch mehr zu erweitern, und um nie in ein Vacuum hinein zu gerathen, ist sie mit dem Gebrauche ihrer eigenen Augen und Ohren, mit der Kunst, einzelne Geschichtchen selbst auszudehnen und zu metamorphosiren, nicht zufrieden. Sie hält ihre eigenen Sessionen, und bedient sich alter Frauen, alter Pedanten, bedient sich der Geistlichen und der Ärzte zur Anfüllung ihrer Vorrathskammern, — und ihre Gehülfen stehen bey ihr in großer Gnade.

Die Klätcherinn kann wichtige Vortheile aufopfern, kann sich ruhig Grobheiten sagen und bittere Verweise geben lassen, — wenn sie nur ihren unauslöschbaren Kitzel, zu plaudern, und zu horchen, befriedigen darf. Sie erscheint in geselligen Zirkeln, ob man es ihr gleich deutlich genug zu erkennen giebt, daß man sie darin sehr ungern sieht, und daß man in

der Gegenwart eines Spions unmöglich offenherzig und froh seyn kann. Aber sie lauert das Ding unermüdet ab. — Einige Brocken wird ihre glühende Neugierde doch erhaschen, wenigstens ein altes Weib in den Winkel des Hauses ziehen können, mit der sie sich ausschwatzen, und aus der sie allerley nachbarliche Geheimnisse herauspumpen kann. Es wird heilige Verschwiegenheit versprochen, und morgen wissen tausend Menschen die verborgensten Dinge. Die Klätscherinn hält euch wie mit Zangen fest, wenn sie euch einmahl in das Netz ihrer Gespräche verwickelt hat, und sobald sie bey euch Aufschlüsse über diese oder jene histoire scandaleuse des Orts zu finden glaubt, — oder sobald sie durch euch eure eigenen Vorfälle, Verbindungen, Plane und Erwartungen erforschen will. Sie wird euch bisweilen auf die feinste Art von der Welt zur Beichte eurer Schwächen bewegen, und ihr werdet euch



verrathen haben, wenn eure Geheimnisse undurchdringlich schienen. Seyd ihr verschlossen und einsilbig; so wird sie durch ein erkünsteltes Bedauern, oder durch die Zeichen einer theilnehmenden Freude eurem Herzen näher rücken, — und aus dem Herzen das herauslocken, was der kältere Verstand gern verheimlicht hätte. Sie wird sich das Ansehn geben, als ob sie überhaupt schon mit euren Angelegenheiten — nicht unbekannt sey, daß ihre Winke und guten Rathschläge euch nützen könnten, daß ihr die Gesinnungen eurer Freunde und Feinde bedenklich schienen, daß sie aus diesen und jenen Umständen eine gegen euch geschmiedete Cabale folgern müsse, daß sie zu eurem Besten weiter, als ihr selbst, in die Zukunft hinausblicke, — und so wird sie, ohne euch einmahl bestimmter zu fragen, — Antworten aus euch herauslocken, die ihr Alles sagen, was sie erhorchen wollte.

Nichts beschäftigt den Geist der weiblichen Klatscherey mehr, als die Liebeshändel junger Leute, zum Beweis, daß das weibliche Herz zu allen Zeiten den lebhaftesten Antheil an seiner eigentlichen Schoofsneigung nimt, — welche ich die Liebe nenne. Vielleicht giebt es unter allen Tribunälen der Welt kein unbarmherzigeres Gericht, als dasjenige, welches die Weiber gemeinlich über jene Liebeshändel halten, und keinen hämischen Argwohn, als den, wozu die Weiber in Aufsuchung fremder Schwächen angetrieben werden. Sie hören selbst im Alter noch nicht auf, jüngere Leute wegen einer zärtlichen Leidenschaft zu beneiden, die sonst ihr eigenes, liebstes Spielzeug war, und dieser Neid ist es grade, der ihrer Zunge in Beurtheilung und Ausforschung jener Herzensintrigen Anderer so viel Schnellkraft und Lebhaftigkeit giebt. Die unbedeutendste Liebesgeschichte setzt ganze

Familien in eine Aufwallung, als ob der Untergang der Welt vorhanden wäre. Es brennt auf einmahl in allen Köpfen. Die Briefe der Tochter werden unbarmherzig erbrochen, sie wird, wie eine Verpestete, bewacht, die eifersüchtigen Schwestern streifen wie Korsaren um sie her, um neue Anecdoten der Liebesintrigue und die Hülfsmittel zu entdecken, wodurch sich die Geliebten ihre Zärtlichkeit zu erkennen geben. Gesinde, Nachbarn und Nachbarinnen, Kinder und Bettler werden auf die Schildwache gestellt, bis man alles Unbekannte ausgeforscht hat. Die unschuldigsten Handlungen des verliebten Paares werden falsch interpretirt, aus den kleinsten Umständen wird Gift gesogen, über ein Billet-doux werden stundenlange Conferenzen gehalten, als ob das Wohl eines ganzen Staats davon abhinge. Ist einer von den Verliebten verheirathet; so wird das Geklatsche noch weiter ausgedehnt, —

nicht immer deswegen, weil die Sache vielleicht unmoralischer, als eine schuldlosere Liebe, war, sondern weil man sich mit mehrerer Bitterkeit über unerlaubte Herzensverbindungen auslassen darf, und weil die Liebesintrigue vielleicht versteckter gespielt wird, — oder auch, weil man einen höhern Grad der Verführung muthmaßen kann. Der Argwohn ist in diesem Falle gemeinlich noch — argwöhnischer, als in jenem, und das Gedankenspiel gewinnt einen größern Wirkungskreis, da die verheirathete Geliebte sich über so viele häusliche Verhältnisse vorher hinweggesetzt haben muß, ehe sie ihr Herz einem Andern schenken konnte. Die Klatschereyen vermehren sich durch das Bedauern des zurückgesetzten Ehemannes, oder durch die Beurtheilungen und Critiken seiner eigenen Fehler, und seiner wahren, oder affectirten Blindheit. —

Warum mögen die Weiber in Absicht fremder Liebeshändel überhaupt so ganz

erstaunlich mißtrauisch gegen einander seyn? so mißtrauisch, daß die bessern Seelen ihres Geschlechts selbst, die nie ein Laster begangen hatten, die unter den tugendhaftesten Müttern und Erzieherinnen heranwuchsen, deren Gewissen sich selbst auf die entfernteste Weise keine Coquetterie, keinen Liebeshandel, keine Überraschung der Sinnlichkeit vorwerfen konnte, oft grade die mißtrauischten gegen andere Weiber zu seyn pflegen? Vielleicht allein darum, weil selbst die besten und tugendhaftesten durch ein geheimes, warnendes Gefühl ihres Herzens erinnert werden, wie schwach sie Alle in der Liebe sind, und wie viel Kampf und Kraft des Charakters dazu gehört, ihren einschmeichelnden Reizen zu widerstehen, — wie viel Verstellung erfordert wird, sich nicht zu verrathen, und wie leicht alle Künste und Schleyer dieser Verstellung zerstört werden können. Vielleicht sahen sie auch Weiber und

Mädchen neben sich fallen, für deren Tugend sie eine ewige Garantie geleistet hätten. Sie fürchten sich, daß sie in ähnlichen Umständen wahrscheinlich eben so empfinden und handeln könnten, und vertrauen sich selten die Kraft zu, einem liebenswürdigen Verführer zu widerstehen. Sie argwöhnen daher immer eine zu schnelle Übergabe des weiblichen Herzens, und halten ein Frauenzimmer fast immer für verloren, sobald es feurig zu lieben angefangen hat, — und sie haben gewissermaßen sehr Recht! Diese zärtliche Leidenschaft verwirrt die Vorstellungen und Grundsätze der Weiber so leicht und vielleicht noch mehr, als die unsrigen. Die unschuldigsten und tugendhaftesten Mädchen werden durch sie leichtsinnig und blind gemacht, sie treibt die Klügsten und Wohlerzogensten selbst oft zu wunderlichen — Handlungen an, die wider Zucht und Schamhaftigkeit laufen, und in

ruhigern Stunden lebenslang ein nagender Vorwurf ihres Gewissens bleiben werden. Liebe und Vergessenheit seiner selbst, Liebe und Laster liegen oft so nahe neben einander, daß es dem scharfsehendsten Auge bisweilen unmöglich wird, zu unterscheiden, wo die eine aufhört, und das andere anfängt. — Das Mädchen mag feurige oder langsamere Empfindungen haben, — es ist alles gleichviel, die Liebe macht sie Alle einander ähnlich, und die langsamern Seelen, denen man mehrern Ernst und weniger Wärme des Bluts zutrauen sollte, werden oft am leichtesten verführt. Wenn die Liebe uns Männer nicht durch sich selbst oft so schüchtern machte, wenn es uns gleichgültig seyn könnte, den Gegenstand, den wir anbeten, auch zur Immoralität zu verleiten, wenn wir uns nicht selbst vor den schrecklichen Folgen einer solchen Verführung fürchten müßten, wenn uns eine

gutmüthige Stimmung der Seele nicht zurückhielte, — die Geliebte nicht unglücklich zu machen, und der Familie einen unermesslichen Kummer zu ersparen; so würde es noch wenig unschuldige Mädchen, und wenig ganz getreue Weiber in der Welt geben. — Es ist kein übertrieben stolzer Gedanke, daß wir Alles über die Weiber vermögen, wenn wir wollen, und daß wir durch die Liebe noch mehr über sie, als sie über uns, herrschen, daß sie uns ihre liebsten- und heiligsten Grundsätze selbst aufopfern müssen, sobald es unsere Bitten und unsere — Liebenswürdigkeiten verlangen. Wenn sie in keiner andern Hinsicht das schwächere Geschlecht genennt zu werden verdienten; so würden sie es in diesem Puncte verdienen. Doch von allen diesen Dingen künftig ein mehreres in meiner Abhandlung: — Liebe und Ehe.

---



## VORTHEILE UND NACHTHEILE

des Umgangs mit Weibern. —

Über den Geist unsrer heutigen Geselligkeit.

Mann und Weib sind so nahe mit einander verwandt, so ganz für einander bestimmt und geschaffen, und durch ihre beyderseitigen Anlagen und Lebensverhältnisse von der Natur selbst so unzertrennlich mit einander verbunden worden, daß uns nur ein Weiberhasser, oder ein — Wahnsinniger den Umgang mit dem schönern Geschlechte verbieten könnte. So unermessliches Unheil wir auch oft von diesem Geschlechte selbst erdulden müssen, so große und fürchterliche Revolutionen

es nicht nur in ganzen Staaten, sondern auch in den Planen, Hoffnungen, Aussichten und Denkweisen einzelner Menschen zu ihrem unübersehbaren Nachtheile hervorbringen kann, so unwiderstehlich werden wir doch von Jugend auf zu ihm hingezogen und ohne Ausnahme von ihm auf tausend verschiedene Arten beherrscht. Tief und unaustilgbar ist in unsern Herzen jene Anhänglichkeit an der schönern Hälfte des Menschengeschlechts gegründet. Die Wurzeln dieser allmächtigen Leidenschaft liegen, wie sich einer unsrer feinsten Ästhetiker ausdrückt,\*) in dem Fleisch und Blut des thierischen Körpers, aber ihre Äste breitet sie hoch über der körperlichen Welt in der Sphäre höherer Wesen aus, wo sie unvergängliche Früchte zur Reife bringt. Durch sich selbst groß und heldenkühn, überwindet sie alle Hindernisse,

\*) S. Sulzers allgemeine Theorie der schönen Künste. Artik. Liebe.

bahnt sich ihre eigenen Wege, giebt dem langsamsten Geiste Fittige, und verachtet die Schrecknisse des Todes, wenn sie in ihren Ergüssen und in ihren zärtlichen Umarmungen aufgehalten, oder auch nur missverstanden werden soll. Sie kann in keines Menschen Seele wohnen, wenn diese Seele ihr nicht ganz zugehören soll. Sie verdient den großen Nahmen der Liebe nicht, wenn es eine noch größere und lebhaftere Leidenschaft in der nemlichen Seele geben könnte. Sie will entweder gar nicht in ihr vorhanden seyn, — oder über das ganze unermessliche Gebiet unseres Willens herrschen. Der Umgang mit dem andern Geschlechte ist also eine Naturnothwendigkeit, — der wir uns nicht entziehen können noch dürfen, und deren Verletzung uns zu unnatürlichen elenden Geschöpfen machen würde. Der hohe Werth, den wir selbst auf die Urtheile der Weiber über uns legen, die Ausdrücke weiblicher

Schönheit und Grazie, der alles bezaubernde Geist weiblicher Liebe und Sanftheit, die Herzensgüte, die naive Fröhlichkeit, der weiche und zärtliche Sinn, die aufheiternde Zusprache, die unnachahmliche Manier des Nachgebens, die liebenswürdigen kleinen Schwächen selbst, die den Weibern eigen sind, können als eben so viel Faden betrachtet werden, die uns zu ihnen hinziehen, und uns mit ihnen verbinden. Wir können und dürfen nicht ohne sie leben, wenn wir glücklich leben wollen. Wir würden offenbar die Bande der Natur zerreißen, wenn wir uns von ihnen absondern wollten.

Ich sagte vorher, daß uns die Verletzung dieses Naturgesetzes zu unnatürlichen und elenden Geschöpfen machen würde. Das menschliche Leben zeigt uns diese Wahrheit auf die anschaulichste Art in dem Bilde und an dem Beispiele der sogenannten Weiberhasser, — und einer großen Anzahl der Hagestolzen. Es sind

gemeinlich verschrobene, engbrüstige, lächerliche und unausstehliche Menschen, die fast überall einen blinden, unbeugsamen Willen, eine elende, vernunftlose Rechtshaberey, eine kalte Steifigkeit und eine wunderliche Pedanterie in allen ihren Plänen und Handlungen zeigen, und selbst zur Freundschaft gegen ihr eigenes Geschlecht nicht immer geschickt sind. Die Schöpfung hat außer dem engen Kreise ihrer kleinlichen, zum Theil kindischen Beschäftigungen, außer der Gesellschaft ihrer Hunde, ihrer Pferde, ihrer Stubenvögel, ihrer Aurikeln, wenige Reize für sie, weil sie mit der Schöpfung selbst durch das schönste ihrer Werke, durch kein Weib, durch keine Liebe zusammenhängen, und eben darum ein großer Theil ihrer Seele und ein großer Raum ihres Lebens leer und dunkel seyn muß. Alle jene edlern Gefühle und Seligkeiten, die allein durch das häusliche Glück hervorgebracht werden

können, bleiben unangebauet und ungenossen in ihnen liegen. Sie sind bey allen Talenten für die Welt nichts, als — Halbmenschen. Ihre Kälte scheucht die Menschheit von ihnen zurück, — so wie diese Kälte selbst wiederum nichts anders, als die Frucht eines schwarzen Mißtrauens gegen Andere und gegen sich selbst zu seyn pfllegt. Sie können große und liebenswürdige Handlungen, aber gewiß nie mit dem innigen begeisternden Frohsinne desjenigen begehen, der dabey auf den Dank und den Händedruck einer edeln Gattinn, einer glücklichen Familie und der Liebe überhaupt rechnen darf und rechnen kann. Was bey dem glücklichen Hausvater aus freyem Willen und hohen Ergüsse des Herzens geschah, wird der Weiberfeind meistens nur aus Herrendienst thun, oder ein steifes auch wohl lächerliches Point d'honneur zum Motiv seiner Handlungen machen, wo jener durch die edlern und

sanftern Anregungen der Menschenliebe geleitet und gestimmt wurde. Es fehlt dem Misogyn ein unendlicher Schatz, weil er keine Kinder besitzt, und keine Kinder liebt. Man könnte sagen, daß der Fluch der Natur auf diesen Menschen ruhet, weil sie die Natur in einem ihrer liebenswürdigsten Wesen verachten, und in sich selbst ihre freundlichste Stimme muthwillig erstickt haben. Doch dießmahl genug hiervon.

Wenn es wahr ist, daß wir uns in dem Umgange mit Weibern wohl befinden, daß die Stunden, die wir diesem Umgange schenken, oft die seligsten unseres Lebens sind; so wollen wir dieß zu einem Hauptvortheile jenes Umgangs selbst rechnen. Die Weiber wissen uns auf eine Art zu unterhalten, die uns in tausend Fällen der angenehmste Umgang mit Männern selbst nicht gewähren kann. Ihr leichter und gefälliger Ton des Gesprächs und der Er-

zählung, ihre frohe und scherzende Laune, ihre feine und zärtliche Behandlung unserer Gefühle und Eigenheiten verbannen den Unmuth des Lebens aus unserm Herzen, und wirken auf unsere Aufheiterung sehr oft viel leichter und schneller, als es die gesammte Philosophie mit allen ihren trockenen Maximen thun kann. Der Trost und Zuspruch der Weiber ist nicht so gesucht, nicht so gelehrt, nicht so bündig, als es die Heilmittel der Stoa sind; aber er trägt etwas unaussprechlich Anziehendes und Hinreißendes an sich, weil er durch den hohen und schönen Ausdruck des weiblichen Mitgeföhls selbst verschönert, und unserm Herzen eben dadurch zugleich liebenswürdig gemacht wird. Im Glück und Unglück können wir keine bessern Ärzte unsrer Leiden, als die Weiber finden. In allen übrigen Lebensverhältnissen des Mannes sind sie nur für ihn und zu seiner Erholung da. Unsere Stunden, unsere



Jahre eilen wie Augenblicke in ihrem aufheiternden Umgange dahin. Wir ergötzen uns an ihrer naiven Plauderey, wenn wir auch keine Nahrung für den Geist daraus schöpfen können. Die lebhafteste Darstellungsgabe der Weiber kann ein — Nichts, — eine unbemerkbare Kleinigkeit zu einer stundenlangen Unterhaltung für uns aufstellen, — wir lassen uns gern an dem Faden jener liebenswürdigen Schwatzhaftigkeit mit fortziehen, weil wir die gute Absicht dabey, — uns zu zerstreuen, — nicht verkennen dürfen. Die Frauen sind unermüdet beschäftigt, uns bey guter Laune zu erhalten. Das freundliche Auge des Mannes ist ihre Sonne, deren Licht und Wärme sie keinen Augenblick entbehren mögen. Ihr Himmel auf Erden ist unsere Zufriedenheit mit ihnen. Daher ihr zärtliches Zuvorkommen, das leise Vorausahnden unsrer Wünsche, ihre stille, aber nie unwirksame Art, sich an uns anzu-

schließen, daher die vielfachen Opfer, die sie unsern Launen und Eigenheiten bringen, ihre holdselige Gabe, uns mit unerwarteten Freuden zu überraschen, und kleine Versehen durch einen hundertfachen Ersatz weiblicher Zärtlichkeit wieder gut zu machen, daher endlich das ganze feine Gewebe ihrer Behandlung und ihrer Liebe, um uns da wieder muthig und froh zu machen, wenn uns die Männerwelt verstimmt, — und mit dem Schicksale selbst unzufrieden gemacht hatte. Ihr seelenvoller Blick des herzlichen weiblichen Gutmeimens entschädigt uns gegen den Stolz und die Kälte unsrer Nebenmenschen, — ihr zärtlicher Händedruck bringt uns zu uns selbst zurück, wenn wir in unserm Freunde einen Heuchler und einen — Bösewicht umarmt hatten, und schnöder Undank der Lohn unsrer Jahrelangen redlichen Thätigkeit war. In ihrem Umgange gewinnt der männliche Ehrgeiz und der männliche Verstand eine

bequemere und liebenswürdigere Gestalt, und unser Gefühl für das Edle und Schöne mehr Einklang und Fülle, mehr Wärme und mehr Interesse. Wenn alle Männerherzen für uns verschlossen werden könnten; so werden uns doch die Herzen der Weiber noch offen stehen. Der Unglücklichste selbst darf nicht verzagen, so lange noch sein Schicksal das weibliche Auge mit Thränen der Wehmuth füllt.

Der Umgang mit Männern führt zwar auch seine unverkennbaren Freuden und Vortheile für Geist und Herz bey sich, er spornt uns zu manchen großen Handlungen an, und veredelt nicht selten unsere Gefühle in einem sehr hohen Grade; aber seine Einwirkungen thun unserm Herzen selten so wohl, als der reizende Umgang mit vernünftigen Weibern. Das ernste Wohlwollen, welches wir gegen den Mann empfinden, verwandelt sich gegen jene in eine sanfte und herzliche Zuneigung und

in eine Art Freundschaft, die von einem Beygemisch zärtlicher Liebe geleitet wird, wenn wir dieß, auch nicht immer zu bemerken scheinen. Der Unterschied der Geschlechter legt in diesen Umgang etwas Anlockendes und Behagliches hinein, welches zwar von einer subtilen und versteckten Sinnlichkeit bestimmt wird, aber doch zugleich die Form und den Ausdruck von etwas Geistigen und von aller Sinnlichkeit Entfernten annimmt, so lange wir es nicht genauer zergliedern. Wir fühlen es sehr lebhaft, daß uns etwas mangelt, wenn wir eine Zeitlang ohne allen weiblichen Umgang leben müssen, wir suchen ihn wieder ängstlich auf, wenn wir ihn, durch unsere Launen oder andere Umstände verführt, einige Zeit abgerissen und aufgegeben hatten. Ohne ihn scheint das menschliche Leben etwas Zweckloses zu werden, und es ist ohne ihn nur ein halbes Leben, weil wir von Männern nie den Grad der Zuneigung

erwarten können, den uns die Weiber schenken. Sie geben sich mehr Mühe, unser Herz zu beseligen und zu beglücken, als jene, und thun es auch auf eine ganz andere und bessere Art. Sie erheben unsere Eigenliebe und unser Selbstgefühl dadurch, daß sie es mit dem ihrigen in eine für uns höchst wohlthätige Verbindung zu bringen wissen. Die Freundschaft der Männer fordert äußere Vortheile und Dienstleistungen, die Freundschaft der Weiber ist unendlich oft schon mit dem Besitz unserer Herzen zufrieden. Sie wird dadurch zwar so eigennützig, als jene, aber sie scheint es — weniger zu seyn, und gewinnt eben dadurch so viel an Liebenswürdigkeit und innerer Gröfse.

Daß die Weiber mittelbar und unmittelbar an der Veredlung unsrer Herzen arbeiten, ist eben so wahr und ein neuer sehr großer Vortheil, den wir aus ihrem Umgange schöpfen können, wenn wir ihn

nicht zu ganz andern Dingen mißbrauchen wollen. Ein gutes Weib besitzt eine allmächtige Kraft über unsern Charakter, sobald sie diese Kraft gebrauchen will, und es ihr dabey nicht an Bildung des Verstandes fehlt. Die allerrohesten Männer sind durch den Umgang mit diesen Weibern schon oft zu den feinsten und liebenswürdigsten Menschen umgeschaffen worden. Die Tugend des Weibes hat eine magische Kraft, welche die Falten unseres Herzens abglättet, und uns eben dadurch zu sich unwiderstehlich hinzieht. Wir wollen in den Augen derselben etwas gelten, wir wollen uns ihr nähern; aber wir sehen sehr bald ein, dafs dies — ohne selbst gut zu seyn, ohne wenigstens gut seyn zu wollen, nicht geschehen kann. Daher kehren wir durch ihren Umgang allein so oft zu der schönen Tugend der Schamhaftigkeit zurück, die sonst so selten in ihrer ganzen Reinheit bey unserm Geschlechte angetroffen

wird, daher nehmen wir wenigstens den Schein der Ehrbarkeit in der Gegenwart ehrbarer Frauen an, wenn unser Herz auch unsauber und unkeusch seyn sollte; daher besitzen edle Weiber so oft die anbetende Achtung des Lasterhaften selbst, der sie nicht verführen konnte und endlich, durch die Reinheit ihrer Tugend beschämt, selbst gern so bieder und gut, wie sie, seyn möchte. Die weibliche Würde, ihr engelreiner Ausdruck der Unschuld und ihr hohes Selbstgefühl verträgt sich mit dem leisesten Anscheine einer Sittenlosigkeit nicht. Sie bebt vor ihr zurück, wenn sie dieselbe an dem Manne bemerkt, sie würde der alleinige Gesetzgeber der weiblichen Pflicht seyn können, wenn die Liebe ihre Grundpfeiler nicht so oft verwüstete. Indessen wird Zucht und Ehrbarkeit doch immer noch mehr unter den Weibern, als unter den Männern angetroffen. Sie erhalten uns auch dabey, so viel es möglich

ist. — Ohne diese Vermittlung würden die Männer schon längst in — Thiere ausgeartet seyn. Man glaube nicht, daß eine höhere Cultur des Geistes uns davon immer abhalten würde. Die Griechen waren in den schönsten Perioden ihrer Bildung die — lasterhaftesten, und es ist auffallend genug, daß die größten Genies und die lichtvollsten Köpfe fast alle an einer unheilbaren Sinnlichkeit kränkelten. Das Gute, das Ehrbare, das Schamhafte, was die Männer noch an sich tragen, verdanken sie meistens den Weibern, und der Kunst, mit welcher sich diese in dem Besitz des Schicklichen zu erhalten wissen. In dieser Hinsicht ist es gut, daß man dem andern Geschlechte so große Rechte und Vorzüge in der Societät eingeräumt hat. Die Welt würde der schönste Wohnsitz der Tugend seyn, wenn die Weiber jene Rechte und Vorzüge nur immer zur Veredlung des Mannes gebrauchen wollten!



Der Umgang der Männer mit Männern ist nicht immer dazu gemacht, ihre Sitten und ihre Tugend rein zu erhalten. Es wird sie vielleicht gar um ihren ganzen innern Gehalt bringen. Tausend und abermahl tausend Männer sind durch Männer gefallen, die an der Seite eines vernünftigen Weibes sehr liebenswürdige Menschen geblieben wären. Die Männer können sich überhaupt in Absicht ihres gegenseitigen Umgangs keine Lobreden halten. Er besteht doch fast überall, unter gesitteten und nicht gesitteten Nationen in einem gewissen wilden und lärmenden Verkehr, das dem Herzen nicht wohlthut, in Spiel- und Trinkgelagen, in rauschenden Belustigungen, und zum Theil in unsaubern und abgeschmackten Spielen des Scherzes. Wir können uns unter einander wenig bilden, weil wir in diesem Umgange uns Dinge erlauben und von Dingen sprechen können, die unser moralisches Gefühl eher vergiften,

als erhöhen und verfeinern werden. Bey dem Becher legen die ernsthaftesten Männer ihre steife Miene und ihre gravitatische Sittsamkeit ab, und erscheinen dann selbst unter einem Zirkel junger fröhlicher Leute oft als die unflätigsten Witzlinge. Es fällt uns nicht ein, diesen Ton zu verachten und zurückzuweisen, weil unsere Neigung, uns zu zerstreuen, unbändiger Natur ist, und unsere Schamhaftigkeit weniger feine Saiten, als die weibliche hat. Wir können uns stundenlang mit jenen unreinen Scherzen unterhalten lassen, wir ermüden nicht, sie mehr als einmahl zu hören, wir vergessen es, über die Reinheit unsres Herzens dabey zu wachen. Die Weiber sind in der Beobachtung derselben gröfser, als wir. — Sie verderben ihre Sittsamkeit nicht so leicht durch einen unlautern Witz, sie müssen ihn wenigstens unterdrücken, wenn sie auch einen Hang dazu empfinden sollten, weil sie sonst alle Achtung beyder Ge-

schlechter verlieren würden. Den Männern ist an der Behauptung ihrer Tugend weniger gelegen, wenn sie nur die Welt für brauchbare und thätige Leute hält. Sie wissen es, daß man ihnen ihre unendlichen Schwächen in dieser Hinsicht vergiebt, — sobald sie nur die Pflichten ihres Berufs nicht vergessen, und daß man ihnen jene vergeben muß, weil keiner unter ihnen von gewissen Jugendfehlern ganz frey ist. Der Sinnliche ist gegen den Sinnlichen gemeinlich sehr tolerant, diese Nachsicht ist nicht immer ein Verbrechen; aber sie wird es oft dadurch, daß Einer den Andern verführt, wenn dieser die Nachsicht des Erstern voraussehen kann. Es giebt eine gewisse stille Billigung des Lasters, die verführerischer, als das Beyspiel selbst, ist. — Wir scherzen über die Vergehen Anderer, und laden sie dadurch gleichsam zu mehreren Fehlern ein; oder wir wollen sie nicht sehen, damit man uns nicht wieder sieht;

oder wir zeigen in unserm Umgange mit Männern gemeiniglich das ganze Bild unsrer Schwächen vor, damit wir Nachahmer desselben finden, und uns das beobachtende Auge des Sittenrichters nicht allein treffen möge.

So wahr es ist, daß die bessern Weiber ihres Geschlechts an der Verfeinerung unserer Moralität, und an einer gefälligeren und sanftern Stimmung unsrer Leidenschaften arbeiten, so wahr ist es nun aber auch, daß sie unsern Geist und Verstand bilden helfen, und seine Talente durch ihren belehrenden Umgang erhöhen. Sie bewirken dieß ohne Gelehrte und Schriftstellerinnen zu seyn, allein schon durch die Klarheit und Güte ihres natürlichen Verstandes. Ihr feiner und geübter Beobachtungsgeist kömmt uns unendlich oft in den verwickeltesten Lagen des Schicksals entgegen, ihre eigenthümliche Lebenspolitik macht auch uns klug, vorsichtig und weise. Wir lernen

durch sie mehr, als aus allen Büchern und Vorlesungen, wir lernen durch sie die Menschen studieren und leiten, — und dieß mag wohl mehr werth seyn, als das gesammte Studium einer galanten Lebensweise, das wir von andern Weibern lernen, und worauf sie in der großen Welt ihre nicht sehr — große Nützbarkeit gründen. — Der äußere Anstand steht den Talenten des Geistes, die wir uns durch den Umgang mit Weibern erwerben, sehr weit nach, da sich jenen der größte Narr und selbst der Dummkopf nach und nach erwerben kann.

Unser Verstand verliert in dem Umgange mit klugen Weibern das Schwerfällige, Drückende und Plumpe, das er durch den eintönigen Verkehr mit den Wissenschaften, oder andern ernsthaften Geschäften angenommen hatte und annehmen mußte. Er wird lenksamer, geschmeidiger, lebhafter und elastischer, wenn er durch den lebhaft-

tern Geist des Weibes, und die Annehmlichkeit desselben gebildet werden konnte. Er wirft unter dem Einflusse des letztern die pedantische Form ab, die allen Köpfen eigen ist, welche den Umgang mit gebildeten Frauen — aus lächerlichen Gründen verachten, wenigstens nicht nutzen. Wir lernen uns durch den Umgang mit Weibern leichter, angenehmer und eindringlicher ausdrücken. Sie treffen bey ihren Darstellungen die Nuancen der Gefühle und Charaktere besser, als wir, und man wird es unsrer Sprache, unsrer Logik des Lebens bald ansehen können, ob wir vielen Commerc mit gebildeten Weibern gehabt haben, oder nicht. Die grössten Gelehrten drücken sich gemeiniglich mit einer auffallenden Schwerfälligkeit und Härte des Styls aus, wenn sie nicht durch Weiber gebildet wurden, dahingegen die Weltleute, selbst die, welche nicht studiert haben, fast durchgehends eine fließende oft hinreisende

Sprache reden, und ihren Vortrag höchst anschaulich zu machen wissen. Endlich giebt uns der Umgang mit Weibern nicht nur einen vermehrten Stoff zu Ideen, sondern macht uns auch selbst zu unserm Vortheile arbeitsamer und thätiger, was wir ohne jenen Umgang nicht seyn würden.

Das andere Geschlecht hat schon tausend gelehrte Werke veranlafst, und wird noch tausende veranlassen, weil in ihm selbst so viele, und unerschöpfliche Materie zum Nachdenken liegt. Man wird in diesen Untersuchungen nie zu Ende kommen, wenn es auch nicht wahr ist, und nicht wahr seyn kann, daß man das Weib als ein Räthsel für den menschlichen Verstand betrachten müsse. Unergründlich sind die Weiber wahrlich nicht; aber höchst reichhaltig ist und bleibt das Studium derselben in allen Jahrhunderten. In allen Begebenheiten, Veränderungen und Revolutionen des Lebens stößt man auf die

(2<sup>te</sup> Th.)

E e

oft höchst wunderbare Einwirkung der Weiber. Die Geschichte zeigt sie uns in einer unendlichen Menge guter und böser Gestalten. Sie gaben oft ganzen Zeitaltern eine andere unerwartete Richtung, sie mischten sich in die Kriege der Politik und der Religion, sie lenkten durch einen Kufs, durch einen Liebeshandel, und vielleicht durch noch kleinere Intriguen ganze Monarchien. Sie setzten Könige auf den Thron, und warfen sie wieder herunter, sie ließen sich auf wenige Augenblicke beherrschen, um ein halbes Jahrhundert die Ruder der Menschheit zu führen. Sie verbargen unter dem Schleyer der Devotion die Künste der Verführung, der Regierungssucht, der unnatürlichsten Schwächen, und blendeten ganze Nationen durch ein Andachtsbuch. — Ohne sie ist vielleicht nie etwas sehr Merkwürdiges geschehen, wenn man auch nur ihre negative Einwirkung mit in Rechnung bringen will. Selbst in



denjenigen Staaten, deren Regenten der schönern Hälfte des Menschengeschlechts nicht sehr gewogen waren, haben die Frauen einen wunderbaren Einfluß auf die Politik und das innere Getriebe der Regierung gehabt. Es gab kein Mittel, keine Kunst, keine Gewalt, wodurch jener ganz sonderbare Influxus aufgehalten werden konnte. So lange es Weiber giebt, werden sie — regieren,\*) wenn es ihnen auch

\*) Nur eine melancholische Schwärmerinn wird sich so wie Lucinde in Ardinghello über das Schicksal des Weibes ausdrücken können. „Ein Weib, sagt diese sonst liebenswürdige Raison-  
neuse, ist doch das armseligste Ding auf Erden. Gefesselt auf allen Seiten dürfen wir keinen freyen Schritt thun, wo uns der Geist hinleitet, ohne Schmach und Schande. Nicht über die Strafsse können wir gehen, allein und sonder Mama und Base, wenn man uns für wohlgebildet hält, ohne daß die Lästerzungen auf uns stechen. Natur und Leben, und Sitten und Gebräuche in andern Gegenden zu sehen und zu hören, ist uns gänzlich versagt; wir müssen auf einer Stelle

durch die Gesetze und durch die — Todesstrafe verboten wäre. Sie lachen über unsern Despotismus, weil wir ihnen endlich doch wieder zu Füßen fallen, und weil nach ihrem Urtheile ein — Mann und ein schwaches Geschöpf — Synonima sind. Sie geben sich das Ansehn, als ob sie uns

bleiben, wie die Pflanzen, und glauben, was man uns vorlügt, ohne sinnlichen Begriff; Wahn und Traum und Gehorsam unser Eigenthum; kein Tropfen Wahrheit die Seele zu erquickern. Wenn eine schön ist; so legt man ihr überall Schlingen, und derjenige selbst, welchem sie in einer gewitterhaften Stunde gefällig war, verleumdet sie hernach oft am ärgsten, und tritt zum schimpfenden Pöbel über, wenn er einen andern vorgezogen glaubt; oder sie wird von unvernünftiger Eifersucht noch fester eingekerkert. Sind wir nicht schön; so erwerben wir keine Liebe mit aller Weisheit und allen Künsten der Musen und der Minerva; und außerdem heist's immer noch: sie ist doch nur ein Weib, und kann und darf nichts recht sehen, wie es ist; Pedanterey und Ziererey ohne Zweck und Nutzen! ein Weib hat weder Stärke, noch Überlegung,

für stark hielten; aber sie wollen dadurch nur unsrer Eitelkeit schmeicheln; sie scheinen uns zu fürchten, aber sie kennen die Schwächen dieser Gespenster viel zu sehr, als daß ihre Furcht bey dem geringsten Grade weiblicher Entschlossenheit wahr seyn könnte. Ihr Auge verliert die Fäden nie, woran wir gezogen, und

etwas Großes in irgendwo zu erlangen und zu fassen; die Guten und Verständigen haben Mitleiden mit dessen Schwäche, und die Boshaften verspotten es, und suchen es mit ihrem Lobe vollends zur Närrinn zu machen. So geht man mit uns um! Am besten wär es; — nie geboren worden zu seyn; denn, was wir wollen und lieben, dürfen wir doch nicht haben! oder, so bald diese Neigungen in unserm Herzen aufgehen, geschwind von der Erde weggenommen zu werden. Unser Loos ist Traurigkeit und Leiden und wenig heitere Augenblicke; ein vergnügter sicherer Zustand ist uns nicht beschieden; unser Leben ein schwacher Kahn im stürmischen Meer, oft von Wellen überschlagen. Ardinghello und die glückseligen Inseln, erster Band. S. 199, 200, Lemgo 1794.

worin wir verwickelt werden wollen. Unserm Willen wird Gehorsam geleistet, doch so, daß der weibliche das Oberdirectorium behält. Unsere Freyheit ist in den meisten Fällen nur ein Traum: aber ich glaube, daß es für uns auch in den meisten Fällen dieser Art besser ist, zu träumen, als zu wachen. —

Der Umgang mit guten Weibern macht uns zu unserm Vorthelle arbeitsamer und thätiger, weil wir uns gern von ihnen geachtet und geehrt sehen, und weil ihnen an uns selbst nichts weniger, als Müßiggang und Unlust zum Arbeiten gefällt. — Unzählige grofse, für die Menschheit wichtige und heilbringende Handlungen würden ohne den Umgang mit Weibern nie zur Reife gekommen seyn. Ihnen zu gefallen und aus Achtung für sie sah man die Männer unendlich oft großmüthig handeln, sich mit ihren Feinden aussöhnen, die mühsamsten Arbeiten und Ämter über-

nehmen, sich an eine bestimmte Ordnung der Zeit und der Geschäfte binden, sich selbst und ihre liebsten Gewohnheiten verläugnen. Es war nicht nöthig, daß die Liebe der Schöpfer einer bessern Lebensweise des Mannes wurde. Die Seligkeiten des Umgangs mit ihnen, die Würde ihres Beyfalls kann jene Wirkungen auch ohne einen leidenschaftlichen Zustand unseres Gemüths hervorbringen. Eben dieser Beyfall weckte uns wieder auf, wenn wir bey unsern Pflichten und unsrer nöthigen Lebensklugheit einschlummern wollten. Der freundliche und dankbare Zuwink eines edeln Weibes war uns in tausend Fällen mehr werth, als der Beyfall der ganzen Männerwelt. Die Weiber haben die grössten Genies hervorgerufen, und die brauchbarsten Köpfe durch eine ihnen liebevoll gebothene Arbeitsamkeit gebildet. Sie lieben uns um so viel mehr, je thätiger wir sind, je muthiger wir unser Tagewerk

vollbringen, je mehr Kraft und Ausdauer wir bey unsern Berufsarbeiten zeigen. Ungern sehen sie es, wenn wir auf dem halben Wege unsrer Thätigkeit stehen bleiben. Sie stoßen uns fort, wenn einzelne Grillen unsre Schritte aufhalten. Sie beleben unser Ehrgefühl, wenn wir ermüden wollen, oder die Unlust zu arbeiten, die frühere Erreichung des bessern Ziels verhindert. Sie werden uns mit Kälte empfangen, wenn ein anderer thätigerer Mann seine Plane leichter und schneller, als wir, durchsetzte. Sie wollen, daß wir ganz Männer seyn sollen, und dieß können wir in ihren Augen ohne eine anhaltende nützliche Geschäftigkeit nicht seyn.

Bey allen diesen großen und unläugbaren Vortheilen, die wir aus dem Umgange mit verständigen Weibern ziehen, lassen sich doch hingegen die Nachtheile des Umgangs mit der gewöhnlichen, selbst

gebildeten, nur nicht — ganz moralisch guten Classe der Frauen kaum berechnen. Es sind durch die Weiber gewifs wenigstens eben so viel Männer verbildet, als gebildet worden. Die heutige Sittenlosigkeit des andern Geschlechts ist zwar unser Werk, weil wir sie — erlauben, aber eben dadurch werden wir selbst nur immer mehr in unsere eigenen Schwächen verwickelt und zu Slaven des weiblichen Umgangs gemacht. Sobald er in dem Grade ein Bedürfnis für uns geworden ist, dafs wir ihn selbst zu unserm Schaden suchen; so wird uns nichts mehr aus der verführerischen Hand des Weibes reißen können, und das minder böse, — das gute Weib selbst wird für uns gefährlich werden, wenn sie nicht ganz gut ist. — Und wo werdet ihr dieses unter dem Monde, und in einem so versinnlichten Zeitalter finden! — Wir können den Weibern nicht widerstehen, sobald sie es nicht ganz eürlieh

mit unsrer Tugend meinen. Sie wollen uns nicht ohne alle Mängel haben, dadurch herrschen sie über uns, dadurch verführen sie uns, dadurch reizen sie entweder unsern Ehrgeiz, oder unsere Sinnlichkeit, dadurch machen sie uns mit sich selbst so oft intriguant, — weibisch, fade und leichtsinnig, — geizig, — und pedantisch, einseitig und geschwätzig im höchsten Grade.

Die Intrigue der Weiber, die sie aus Gewohnheit oft selbst da wählen, wo sie den graden Weg gehen könnten, ist unstreitig eine Folge von der Nothwendigkeit, — sich so oft verstellen zu müssen,\*)

\*) Vielleicht habe ich von der weiblichen Verstellungskunst bisher zu wenig gesagt, ob ihr gleich eine eigene Abhandlung in einer Charakteristik der Weiber gewidmet seyn müßte. Allein es werden in der Folge sonderbare Erscheinungen jenes weiblichen Fehlers aufgedeckt werden. Hier ist vorläufig das Urtheil einer meiner aufgeklärtesten Freundinnen über weibliche Verstellungskunst, das



und ihrer Schwäche durch versteckte Händel, und eine versteckte Handelsmanier das Ansehn von Stärke zu geben, von ihrer Meinung, daß sie nicht so leicht durch Muth und Trotz, als durch List und Um-

jeder verständige Leser gern unterschreiben wird, — “Ob die Verstellung einen Theil des weiblichen Charakters ausmacht, — will ich nicht gradezu behaupten; allein es ist ausgemacht, daß das Weib immer mehr Sinn und Kraft zur Täuschung Anderer, als der Mann hat, — und, leider! wird dieser Hang durch unsere Erziehung noch mehr genährt und ausgebildet. Ich wünschte, daß diesem unermesslichen Übel bey der Erziehung der Mädchen vorgebeugt würde, daß man uns eine zu große Zurückhaltung nicht zum Gesetz machte, und die Verstellungskunst nicht in eine Klugheitsregel umformte, sondern ihr — Grenzen setzen möchte. Wir müssen und sollen aus Klugheit uns verstellen. Man verlangt von uns, nie ganz offen und freymüthig zu seyn, man zwingt uns, sich in die Denkungsart eines jeden einzustudieren und uns nach allen Charakterformen zu richten und zu schmiegen; aber eben dadurch geht die Moralität so vieler Wei-

wege siegen, und von der Schadenfreude oft eine ganze Reihe von Begebenheiten an einem verborgenen Faden zu leiten, den bisweilen die scharfsehendsten Menschen selbst nicht bemerken konnten. Nach und nach werden die Männer in alle Künste und

ber auf immer verloren. Die meisten Fehler und Untugenden des weiblichen Geschlechts kommen aus dieser Quelle her. Können wir uns nur verstecken, unser Spiel mit Anstand insgeheim treiben, — mit Anstand Andere täuschen; so werden Väter und Mütter sich selten wenig darum bekümmern, — ob wir listig, falsch und betriegerisch handeln. Die unvorsichtigen Eltern! Sie scheinen es nicht zu wissen, daß sie dadurch unsere eigenen Verführer zur Sittenlosigkeit werden, und im Voraus unsere Falschheit und unsere Betrügereyen im Ehestande genehmigen. — Mich dünkt, daß ein Weib, welches sich einen hohen Grad der Verstellungskunst erworben hat, sich zuletzt selbst in Absicht ihrer Neigungen zu täuschen, und den Schein eines bessern Charakters für Wahrheit zu nehmen anfängt, ungeachtet in seinem Hintergrunde nichts, als Sinnlichkeit und Unsittlichkeit verborgen lag.“

Spiele jenes weiblichen Geistes der Intrigue eingeweihet; theils, weil uns die Weiber geflissentlich damit verwickeln, und uns dabey nicht selten als — Mitverschworne gebrauchen; theils, weil wir, um ihnen gefällig zu werden, sehr oft das Bild und den Anstrich ihres eigenen Charakters anzunehmen suchen. Nach und nach finden wir es bequemer, ganz insgeheim allerley Absichten zu erreichen, die auf einem offenern Wege verschiedene Schwierigkeiten gefunden haben würden. Oft zwingen uns die Weiber sogar, den weniger graden Weg zu gehen, weil ihr Mißtrauen ihn für den sichersten hält, oder, weil es sie belustigt, die Maschine und die Wirkungen einer Intrigue zugleich zu leiten. Nach und nach lernen wir von den Weibern die mancherley Geschicklichkeiten und Manieren, uns zu verstecken, und Andere durch ihre Schwächen zu beherrschen. Auch wenn wir es

nicht wollen, nehmen wir durch den Umgang mit Weibern etwas Künstliches, Gesuchtes und Täuschendes an. — Wir müssen den Gebrauch ihrer mancherley Netze studieren, damit wir nicht ganz wehrlos bleiben, weil nicht immer männlicher Muth und männliche Klugheit zu reichen wollen, der weiblichen List zu entgehen. Wir dürfen und können ihre Knoten nicht immer auf einmahl zerschneiden. Wir müssen sie lieber aufzulösen suchen. Der Kampf, den wir so oft mit der weiblichen Intrigue zu beginnen haben, muß selbst wieder eine Intrigue seyn, wenn wir nicht alle Vortheile des Sieges wieder verlieren, oder überhaupt zu irgend einem Siege über die weibliche Klugheit geschickt seyn wollen. — Man wird daher überall finden, daß diejenigen Männer, welche vielen Umgang mit Weibern hatten, an Schlaueit, Verstellungskunst, Gewandtheit des Lebens und Denkens, Vorsichtig-

keit im Sprechen, Zurückhaltung und Biagsamkeit, die weniger durch Weibermgang gebildeten Menschen weit übertrafen.

Dafs der zu häufige und unvorsichtige Umgang mit Weibern schon tausend Männer weibisch, weichlich, fade und bequem gemacht hat, ist eine eben so bekannte Sache. Wir nehmen nach und nach offenbar ihre verzärtelte und verzärtelnde Sitten- und Denkweise an, wenn wir zu viel und zu lebhaft mit ihnen umgehen. Unzählige junge Leute haben durch diesen Umgang ihren bessern Charakter, ihre Gemüthsstärke, ihren hohen Sinn für das wahrhaft Edele und Schöne, ihre Tugend und ihr Glück auf immer verscherzt. Weichlichkeit und weibische Lebensart gehören zu den ärgsten Feinden des selbstständigen Charakters und der Jugend. Man kann uns nicht genug davon zurückhalten, nicht genug davor warnen. Was die Mütter und

das Gesinde nicht schon in frühern Jahren verderben, — verwüstet späterhin der unselige Umgang mit faden und sinnlichen Coquetten, und die thörigte Nachahmung, so weichlich, so orientalische, so unthätig, wie sie, zu leben. Es giebt kein durchdringenderes Gift der Moralität, als dieses. Der Mensch wird dadurch gleichsam aufgerieben. Die Weichlichkeit führt nach und nach alle Arten der Wollust, und diese alle Arten der Erschlaffung herbey. Beyde greifen augenblicklich wie Ursach und Wirkung ineinander, vermindern die Lust zum Arbeiten, schleifen den menschlichen Körper ab, zwingen ihm einen verstimmtten Ton des Gefühls und eine physische Bangigkeit auf, führen den Luxus und die gesuchte Üppigkeit in alle Verhältnisse und Stufen unseres Lebens ein, und machen den Mann zu dem elendesten Dinge, was er, als Mann betrachtet, werden kann, — zum schwächsten Weibe. Die mäch-

tigsten Staaten, welche der ganzen Welt  
 Gesetze vorschrieben, gingen unter durch  
 Weichlichkeit und Verzärtelung der Sitten;  
 die glänzendsten und glücklichsten Familien  
 sanken in ein unermessliches Elend herab  
 durch Weichlichkeit der Sitten; die vor-  
 trefflichsten Köpfe und die lebenswürdig-  
 sten Weiber wurden kindisch und klein,  
 wie Kinder, und schwach und nährisch,  
 wie Narren, durch Weichlichkeit der Sitten.  
 Man hat nach diesem Maafsstabe in allen  
 Jahrhunderten, und zwar mit größter  
 Sicherheit das schnellere oder langsamere  
 Sinken der Nationen berechnen können  
 und keine unglückliche Periode der  
 Menschheit ist jemahls ohne den Verfall  
 ihrer Tugend entstanden.

Es giebt einen sonderbaren Contrast  
 zwischen den Wünschen und Denkweisen  
 unzähliger Weiber, die guten selbst nicht  
 ausgenommen. Auf der einen Seite wollen  
 sie uns ganz als Männer und Riesen haben,

(2r Th.)

F f

und auf der andern machen sie uns mit allen weichlichen Künsten der Bequemlichkeit, der Verzärtelung und Sinnlichkeit bekannt. Sie verziehen unser Herz und unsern Körper. Sie meinen es gut; aber sie thun unaufhörliche Mißgriffe in den bessern Mitteln dieses Gutmeinens, indem sie uns zu Kindern umschaffen, da sie uns doch so gern als Männer behalten möchten. Sie sind oft ganz allein Schuld, daß es so viel verweichlichte, bequeme, süße, unthätige und empfindelnde Köpfe giebt, daß wir uns in einem sibirischen Gerchmacke zu kleiden angefangen haben, daß viele Männer so unausstehlich lecker in Absicht der Tafel geworden sind, daß wir nur immer nach unsern Launen und Bequemlichkeiten arbeiten wollen. Sie zerstören unsere Originalität durch ihre hundertfachen Empfindeleyen und Launen, und erweichen unsere Gefühle zu sehr durch ihren tändelnden, verzärtelnden



Umgang. Sehr viele Weiber haben, — leider! kein anderes Anziehungsmittel, als dieses. Ihr Geist ist zu stumpf und ihr Charakter zu ungebildet, als daß sie uns durch eine feinere Liebenswürdigkeit fesseln könnten. Allein auch diese Weiber wollen regieren. Sie halten uns daher durch unsre eigene Sinnlichkeit fest, und begraben unsere Freyheit in ihren Armen. Wie unendlich viel Grofses und Herrliches würden die Männer vom Anbeginn ohne diese, von den Weibern gelernte Weichlichkeit, ausgerichtet haben, anstatt, daß die lichtvollsten, arbeitsamsten und brauchbarsten Köpfe sehr oft im Ehestande, und durch die damit verbundene Bequemlichkeit und Weichlichkeit der Lebensweise schlaff, unbrauchbar und muthlos wurden! Man hat daher schon seit Jahrtausenden den Ehestand nicht gern unter den Soldaten geduldet, weil ihre Weiber unendlich selten den muthigen Frauen der alten Deutschen

glichen. Diese munterten selbst ihre Männer zum Kampfe und Siege auf, waren selbst bey den blutigsten Gefechten in der Nähe des Schlachtfeldes, und zählten die Ehrenstufen ihrer Gatten nach der Summe ihrer erlegten Feinde.\*) Man sah es ein, daß der verweichlichte Mann weniger zum Siege, als der vom Weibe weniger abhängige, gemacht sey, daß vornehmlich eine zu frühe Verheirathung den Muth und Heldengeist schwäche, die Lust zur Arbeit und Thätigkeit vermindere, den Gefahren, wenn sie aufgesucht werden müssen,

\*) Als der große römische Held Marius jenes wichtige Treffen über die kühnen Cimbrer, — wodurch Rom allein gerettet werden konnte, gewonnen hatte, vertheidigten noch die deutschen Weiber mit einer beyspiellosen Tapferkeit ihre Wagenburg. — Aber ihre Entschlossenheit ging noch weiter. Da sie endlich der Übermacht der siegenden römischen Legionen nachgeben mußten, verlangten sie von ihnen, unter die Vestalischen Jungfrauen aufgenommen zu werden.

ausweiche, und die verzärtelte Lebensweise den drückenden Lasten und Härten seines Berufs sehr oft vorziehen werde. Alle große Heerführer wünschten daher unverheirathete Soldaten zu haben, wenn es möglich gewesen wäre. Betrachtet man sie bloß als Eroberer; so war ihr Wunsch gerecht, aber die Menschheit konnte ihnen diesen ehrgeizigen Wunsch nicht gewähren.

Ein zu häufiger, zu emsig gesuchter Umgang mit Weibern hat hundert andere Männer geizig, pedantisch, einseitig und

Nach der Ermordung ihrer Männer wollten sie die Tage ihres Lebens in einer tiefen Einsamkeit zubringen. Aber die Römer hörten die Bitte der tapfern deutschen Frauen nicht, — worauf sich die meisten dieser Heldinnen selbst ermordeten. Eine von diesen merkwürdigen Frauen hatte sich an einem Wagen aufgehängt; aber sie hatte nicht ohne ihre zwey kleinen Kinder sterben wollen. Beyde hingen an ihren Füßen gleichfalls todt und erdrosselt.

geschwätzig gemacht. Von dem erstern und letztern dieser Fehler habe ich schon anderswo geredet, ich werde also nur noch einiges von der Pedanterie zu sagen haben, die wir nach und nach von den Weibern lernen. Sie ist ein unheilbares Übel, weil wir uns von nichts so schwer abziehen lassen, als von der Liebe zu Kleinigkeiten. Die Pedanterie aller Art führt einen ganz eigenthümlichen Kitzel, einen geheimen Stolz, einen unlenksamen Eigenwillen bey sich, der durch die Gewohnheit nach und nach zur andern Natur wird, und sich selbst durch die Geißel der Satyre nicht bändigen läßt. Wir suchen gleichsam ein Verdienst darin, klein und einseitig zu handeln, und empfinden das Lächerliche dieser Einseitigkeit nicht, weil wir uns dadurch vor Andern auszuzeichnen glauben, und weil wir den Werth der Dinge allein nach unsern kleinlichen Egoismus bestimmen und beurtheilen. Die

Weiber machen uns durch eine, ihnen eigenthümliche, Pedanterie, wodurch sie aber lange nicht so sehr, als wir, entstellt werden, zu Pedanten im Ausdruck, in der Kleidung, in Miene und Geberde, in der Methode unsers Umgangs, in unsrer Kinderzucht, in unsern Leiden und Freuden, in unsern Tugenden und Lastern, in unsern Sitten und unserer Religion. Die lächerliche, ängstliche und närrische Affectation so vieler guten Köpfe ist gemeiniglich das Werk der Weiber, und jenes gezierten und mechanischen Umgangs mit ihnen. Es bleibt endlich oft nichts Natürliches mehr an uns, wenn wir gleich noch ganz der Natur getreu zu seyn glauben. Wir erkünsteln alles, wir erkünsteln und verkünsteln die Natur selbst, und hängen ihr Zierrathen um, deren ängstliches Aufsuchen es nur zu sehr beweist, dafs wir für das wahre Grofse, Edele und Schöne kein reines Gefühl, und keinen Geschmack

haben. Aus einer zu weit getriebenen Gefälligkeit gegen das schöne Geschlecht, und aus einer zu geflissentlichen Nachahmung desselben werden wir Gecken und Thoren. Aus Gefälligkeit gegen dasselbe geben wir oft unsrer ganzen Lebensart den Anstrich eines künstlichen Schauspiels; suchen eine Ehre in romanhafter Liebe und Schwärmerey, empfindeln da, wo wir urtheilen sollten; sind da witzig und verschlagen, wo wir den graden Weg gehen mußten. Aus Gefälligkeit gegen die Weiber werden wir Weiber, sehen alles nur durch die Brille, die sie uns gereicht haben, und glauben nur dadurch richtig sehen zu können. Der fade, kriechende und jämmerliche Ton der Galanterie, die studirte und ängstliche Beobachtung eines eben so steifen, als lächerlichen Ceremoniels, die zum Theil höchst närrischen Localgesetze des Umganges, denen sich der Weise so gut, wie der Narr, unterwerfen muß, das

geschäftige Nichtsthun so vieler Männer, das unermüdete Laufen und Rennen nach seelenlosen Gesellschaften, das langgedehnte Geschwätz über die elendesten Gassenneigigkeiten — sind, wenn ich nicht irre, alles Früchte jener Einseitigkeit und Pedanterie, die gleich einer Pest von dem andern Geschlecht zu uns herüber gekommen ist. Alles wird nach und nach bloßer Ausschmuck, viel Schellenklang und Getöse, und nichts Reelles dahinter! Alles Anstrich und Farbe, ohne dafs wir die Farben einmahl gehörig aufzutragen wissen. — Geistesleerheit, Oberfläche und Einseitigkeit allenthalben, die sich durch kein geschmücktes Wichtigthun, durch keine angenommene Amtsmiene, durch keine Affectation von Vielwisserey, durch keine ausgekramte Belesenheit vor den Augen des hellern Kopfs verbergen läfst! Der Kleinigkeitsgeist scheint in der Societät überall hindurch. Eine unselige Pedanterie

ist Schuld daran, daß sich die Männer zu Weibern und die Weiber zu Männern umzuschaffen anfangen. Durch diese, — wenn ich mich so ausdrücken darf, Geschlechtsumwälzung ist die Welt weder von der einen noch von der andern Seite nicht mehr das, was sie seyn soll.

Dem Geiste der heutigen Geselligkeit und des neumodigen langweiligen Umganges muß es vornehmlich zugeschrieben werden, daß die faden Menschen und die faden Zeitvertreibe immer mehr zunehmen, daß die ungesuchte und schuldlose Fröhlichkeit des Umganges, wobey der Geist nicht leer ausgehen darf, dem erbärmlichsten Visiten- und Assembleentone fast überall weichen muß, und daß man jetzt so oft nüchtern und unlustig in Gesellschaften geht, und sie eben so wieder verläßt. Dieser klägliche Geist der Geselligkeit ist nicht dazu gemacht, den Charakter des Menschen zu veredeln, unsere Sitten zu bilden, unsern



Geschmack zu verfeinern, und unsere Menschenliebe zu erhöhen. Es ist ein Geist der Langenweile, der Geschwätzigkeit, der Spielsucht, der Verschwendung und der Sinnlichkeit, also ein sehr böser Geist, von dem sich die Menschheit gewiß mehr Böses, als Gutes zu versprechen hat. Wir wollen die Schöpfer dieses Geistes etwas näher ins Auge fassen.

Unendlich viele Menschen wissen gar nicht, wie sie sich ohne Visiten und Coterien beschäftigen, und wie sie den unermesslichen, vor ihnen liegenden Raum der Zeit ausfüllen sollen. Sie erwachen mit Unlust und übler Laune, weil sie für den heutigen Tag noch keine Einladung, keine Spielpartie, keinen Spaziergang, keine Kaffee- und Lächerstunde ausfindig machen konnten. Sie zählen mit Angst die Augenblicke ihres Lebens, weil sie das Angenehme der Abwechslung nicht kennen,

oder sie in jämmerlichen Kleinigkeiten suchen, oder ihr auch zu sehr nachjagen, oder auch von der Langeweile überall verfolgt werden. Das Besuchen der Gesellschaften selbst kann sie nicht von diesem Übel heilen. Sie bringen die übele Laune dahin, und nehmen sie wieder von da zurück. Sie wollen die Gesellschaft vielleicht unterhalten, und nöthigen sie zum Gähnen. Man hört in ihrem Zirkel zu denken und zu leben auf. Sie spinnen uns in ihre langgedehnten Erzählungen ein, oder springen augenblicklich von einer Anekdote zur andern über, oder spielen in der Societät eine stumme Rolle. Alle gesellige Zirkel sind voll von solchen geistesleeren Schwätzern und Schwätzerinnen oder von solchen stummen Horchern, die stundenlang die Geschwätzigkeit jener in sich hineingiefsen lassen. Die Langeweile ist und bleibt ewig in ihrer Nähe. Sie verhunzen überall den bessern und geistigern

Ton der Unterhaltung. Hier sind ihre Gemählde.

Die weitschweifigen Erzähler scheinen ihren Conversationston ganz den alten Frauen abgeborgt zu haben. Es ist diesen wäfsrigen Schwätzern unmöglich, sich kurz zu fassen. \*) Ihr werdet in ihrer Gesellschaft Geduld lernen müssen, wenn ihr sie sonst nirgends lernen wolltet. Was sie in ein paar Minuten absprechen konnten, dehnen sie in ganze Stunden aus. Ihr könnt erwarten, dafs sie auch den kleinsten Umstand der Erzählung nicht vergessen werden, der mancherley Episoden nicht zu gedenken, die sie links und rechts in ihr Gewäsch hineinzuweden pflegen. Um euch festzuhalten, vermischen sie ihren

\*) Der berühmte griechische Sittenmahler Theophrast sagt: "Der Schwätzer bekennt es offenerzig selbst, dafs er nicht schweigen kann, und dafs sich seine Zunge im Munde, wie ein Fisch im — Wasser, bewegen müsse."

seichten Vortrag bisweilen mit Fragen, ob man sie gehörig verstanden habe, ob ihre Darstellung anschaulich genug gewesen sey, oder nicht, ob man lieber diesen oder jenen Umstand der Erzählung noch einmahl hören wolle? Sie wollen par force interessant seyn, anstatt, daß sie uns bis zum Eckel ermüden, und uns ihre Gesellschaft zu einem Vorschmacke der Hölle machen. Ahnden sie diese eure Ermüdung voraus, fürchten sie, daß ihr euch auf eine gute Manier von ihnen loswinden dürft; so bereiten sie sich vor, und verwickeln die Erzählung geflissentlich so sehr, daß ihr nicht gut davon abspringen könnet, ohne den Anstand zu beleidigen. Einige halten euch, so lange sie schwatzen, bey dem Knopfe eures Kleides fest, Andere treiben euch in einen Winkel des Zimmers und belagern darin eure Geduld. Ihr wagt es und bringt das Gespräch auf einen Gegenstand, der nach eurer Meinung dem

Schwätzer wenig Stoff zum Reden giebt, und bey welcher Gelegenheit ihr seinen Händen glücklich zu entwischen hofft; allein vergebens! Der Schwätzer von Profession ist in allen Fächern bewandert. Ich lenkte einstmahls, von einem solchen Schwätzer belagert, das Gespräch auf die höhere Chymie, von der ich selbst nichts verstehe, um gelegentlich seiner loszuwerden; aber hatte er noch nicht geschwätzt, so ergofs er sich nun vollends, zu meinem größten Schrecken, in einem weitschweifigen Gerede über den chymischen Proceß, von dem er so wenig, wie ich, verstand. \*) Es ist eine Wollust für

\*) Der berühmte Sorbiers schildert in der Person des Marquis d'Aygremon eine andere Art geselliger Schwätzer, die zwar etwas geistreicher, als die vorhergehenden, aber dennoch eben so unleidlich und langweilig, als diese, sind. "Aygremon, sagt er, (Sorberiana S. 134. à Paris 1694.) avoit sans doute beaucoup d'esprit, beaucoup de lecture et une longue pratique de la cour;

ihn, sich selbst sprechen zu hören, und sich selbst in dem Gewebe seines langgedehnten Witzes und seiner lauten Beredsamkeit zu bewundern. Diese geschwätzigen Erzähler, welche meistens sehr fade und stumpfe Köpfe sind, aber dennoch in allen Gesellschaften ihr Publicum finden, werden alsdann noch widerlicher, wenn sie in dem Tone der Zudringlichkeit, des Egoismus und der Rechthaberey plaudern, und von uns mit Gewalt Beyfall er-

mais il n'avoit que de cet esprit qui se fait remarquer par les mauvaises conséquences, et par lessinistres jugemens, qu'il n'est pas mal aisé de faire sur toutes choses à qui a un peu de sens comun et d'experience des affaires du monde. Il reussissoit en brocards, en sarcasmes et en impuretés, à quoi il raportoit toutes ses lectures, et tout ce qu'il avoit remarqué dans un âge de soixante - quinze ans. Il me paroissoit d'esprit pedant, avare et luxurieux. Je remarquois sa pedanterie en ce qu'il parloit beaucoup sans ordre et elegance; mais avec recherche continuelle d'équivoques, d'allusions et de traits mordans.

zwingen wollen. Jene Plauderer, die aus einer bloßen unabsichtlichen Redseligkeit schwatzen, kann man noch hingehen lassen. Es sind alte Weiber, die ohne Geschwätzigkeit überhaupt nicht leben können, die sich bloß die Zeit vertreiben wollen, und gleichgültig dabey bleiben, ob man ihre Waschhaftigkeit anhören will oder nicht. Aber die letztere Classe egoistischer und dictatorischer Plauderer, die überdiß nicht selten nur von ihrem lieben

Il s'empressoit de dire tout ce qu'il sçavoit d'une matiere, et sur tout des termes de doctrine: puis il passoit à d'autres sujets, et affectoit de montrer une grande polymathie. Ceux qui sçavoient à fond les choses voioient bien qu'il ne faisoit que les effeuer, et qu'il commettoit force bevuës; mais cela ne paroissoit pas aux autres, et le credit qu'il s'etoit acquis parmi les gens de cour, en debitant ses denrées avec une forte assertion accompagnée de quandité de blasphemes, autorisoit auprès d'eux sa pedanterie, sa luxure paroissoit dans les termes sales et débordés qu'il avoit continuellement dans la bouche."

(2r Th.)

G g

Ich reden, sollte man durch die Policcy-gesetze aus den bessern geselligen Zirkeln verbannen lassen, — wenn sich die Schwatzhaftigkeit überhaupt Gesetzen unterwerfen liefse. Trublet erzählt im ersten Theile seiner Versuche über verschiedene Gegenstände der Sittenlehre eine possirliche Anecdote von einem solchen selbstsüchtigen Schwätzer, der lange Gespräche über und von sich selbst zu halten pflegte; aber sie immer mit den Worten anfang: — “ich rede niemahls von mir; das ist mein Fehler nicht!”

Thoren dieser Art affectiren gemeiniglich eine gewisse Reife und Fülle des Verstandes, durch welches aber das Schiefe und Halbgedachte überall hindurchschimmert. Sie pfuschen in alle Fächer der Litteratur hinein, und prunken mit einer unverdaueten Lectüre und den Titeln ihrer angekauften Bücher. Sie wissen alles besser, als ihr, sie widersprechen euch,



so oft sie können, sie ermüden und quälen euch mit seichten Recensionen gelesener Brochüren. Ein andersmahl beschreiben sie euch stundenlang ihre vertraulichen Verbindungen mit hohen Häuptern, ihre jugendlichen Liebeshändel, und die Art und Weise, wie sie unschuldige Mädchen verführt, und rechtschaffene Männer gekrönt haben, wie sie ihre Diät, ihre Zeit eintheilen, ihre Krankheiten heilen, ihre Kinder erziehen, ihre Weiber in Ordnung halten, u. s. w. Sie belachen ihren Witz immer am ersten, ob er gleich erborgt ist. Sie geben sich die Miene und das Ansehn, als ob alles das, was sie sagen, jetzt zuerst gesagt würde. Ihr gebt ihnen zu verstehn, daß dieß alles schon längst bekannte und abgedroschene Sachen sind; sie hören euch nicht, oder geben dem Vorfalle und der Erzählung ein anderes Kleid, um nicht in ihrer Suade aufgehalten zu werden, oder sie werden übellaunig, daß sie euch nicht

unterhalten können, und halten euch für Leute ohne Erziehung und Geschmack. Männer und Weiber dieser Art bestimmen überall den Geist unsrer Gesellschaften und unseres Umgangs.

Die Anzahl derjenigen Schwätzer und Schwätzerinnen, die augenblicklich von einem Gegenstande auf den andern springen, sich immer mit einem Magazin von Anekdoten gleichsam herumschleppen, und die Affen der Societät genennt werden könnten, ist nicht geringer, als die, der langweiligen Erzähler. Jene reden oft alle auf einmahl und zu gleicher Zeit, ohne zu hören, was der andere sagt.\*) Aber auch

\*) Der obengenannte Trublet wirft diesen lächerlichen Fehler seinen Landsleuten, den Franzosen, vor; vertheidigt sie aber doch in Hinsicht der weniger geschwätzigten Britten auf eine naive Art: "Es ist wahr, sagt er, — die Franzosen machen in ihren Gesprächen ein großes Gelärm. Hingegen sollte man von dem Stillschweigen mancher geselligen Zirkel der Engländer urthei-

sie verbreiten überall Langeweile, und einen elenden Geist der Societät um sich her. Man wird ihres hin- und herspringenden Geredes, ihrer Gaukeley, ihres seichten Witzes sehr bald überdrüssig, weil selten ein Körnchen Salz darin liegt, und sie uns durch ihre zu laute, zu gesuchte und zu dienstfertige Redseligkeit, oder durch das ewige Repetiren längst bekannter Anekdoten ermüden. Auch sie wollen die Lustigmacher und Bildner der Societät seyn, und haben nicht selten eine grofse Meinung von den bessern Tone der Geselligkeit, wel-

len, dafs sie — in ihren Gedanken gestöhrt zu werden befürchten. Die Franzosen verstehen einander bey ihrem Geschrey nicht; die Engländer sagen kein — Wort. Beydes kommt also auf eins hinaus." Wie kann der sonst so fein raisonnirende Trublet eine Zeile weiter hin das unleidlichste unter allen unleidlichen Dingen, — den Plauderer, ein liebes Kind der Natur nennen und diese Menschen beneiden, ungeachtet sie ihm, wie er selbst sagt, bis in den Tod verdrießlich gewesen sind!

chen sie eingeführt zu haben glauben. Sie persiffliren Andere, welche nicht gleiche Gaben der Tändeleiy, der witzigen Laune, und eines mit Anecdoten und unreinen Witzeleyen angefüllten Gedächtnisses haben. Sie wirken in der That mehr, als Andere, auf den Geist der Societät, da sie nicht selten die vornehmsten Lieblinge der Weiber sind, und da durch diese die Art und Weise unsrer geselligen Zirkel vornehmlich bestimmt wird. Sie tragen den Weibern Neuigkeiten und lustige Histörchen zu, erfinden selbst dergleichen, wenn der historische Stoff wirklicher Begebenheiten erschöpft war, und passen sich ganz zu dem Geiste der weiblichen Neugierde, weil sie ihm augenblicklich etwas zu — spielen geben, und für ihn gleichsam ein Gegengift gegen die langweiligen Erzähler sind, welche die Weiber nicht immer lieben. — Es giebt tausend lebhaftere Frauen, die sich dergleichen Hofnarren halten, und

nicht selten mit ihnen in einem nähern Herzensverein stehen, als es die Welt glaubt. — Es ist ein kläglicher Anblick, wie Leute dieser Art sich oft in Gesellschaften einander beneiden, und gegen einander entrüstet werden, wenn der Eine heute mehr, als der Andere, die faden Lacher auf seiner Seite, der Eine mehr, als der Andere sein Vademecum studiert hatte; — wie sie mit einander in seichten Einfällen wetteifern, sich einander schrauben, sich einander zu überwinden suchen, und nach dem Steigen und Fallen ihrer Siege, eine bald niedergeschlagene, bald triumphirende Miene annehmen. Es giebt Weiber und Mädchen, die an diesen niedrigen Fehlern kränkeln, — ohne es zu bemerken, daß sie das kleine Vergnügen, sich an ihrem Witze zu belustigen, durch eine unbestechbare Verachtung klügerer Leute erkaufen, und — weder geliebt, noch bewundert werden. Ihr beifsender

Ton kann nur auf Augenblicke gefallen, er ist gesucht, und oft herbeygequält, oft erborgt, oft übel angebracht und ungeschickt, die Fröhlichkeit der Gesellschaft zu erwecken, da er nur bewundert seyn will. — Er ist vornehmlich alten Jungfern eigen, die sich dadurch für die Fehlschlagung ihrer Wünsche gleichsam an der ganzen Welt reiben, und durch ihren Witz über den Geist der Societät herrschen wollen, da sie über kein Herz herrschen können. — Ihre Saillie, wie man diesen Paroxismus in der großen Welt nennt, ist kein freundliches Kind der Natur. Sie ist boshaft, medisant, und nagt wie ein Gift an dem Verdienste und an der Würde anderer Frauen. Sie stößt uns von dem Herzen der Schwätzerinn gewaltsam zurück, wenn diese auch andere liebenswürdige Eigenschaften haben sollte.

Kommen mehrere dergleichen geschwätzige Männer und Frauenzimmer in

einer Gesellschaft zusammen, so lebt der ernstere Mann darin gemeiniglich wie in der tiefsten Einöde. Das ewige Haschen nach Witzeleyen, das ununterbrochene Gaukelspiel der Gedanken hält jedes andere vernünftigeres Gespräch zurück. Der Ehemann zieht gegen die Ehefrau, und diese gegen ihn, Brüder gegen Brüder, Schwestern gegen Schwestern, Anverwandte gegen Anverwandte mit den Pfeilen ihres Witzes zu Felde. Man sitzt unter Possenreißern links und rechts, — man wird gezwungen, mit zu lachen, wenn man auch diesen Ton selbst für den allerabgeschmacktesten der Societät hält. Er ist gemeiniglich eine plumpe Wortspielerey, oder eine Satyre gegen die Person, die Kleidung und Lebensart des Andern. Er herrscht in den vornehmsten Häusern während der Mahlzeit. Aber keiner befindet sich übler dabey, als der zum Lachen geneigte Gourmand, weil er dadurch in der Wollust des Genusses

augenblicklich gestört und wenigstens um einige Schüsseln betrogen wird. — „Haltet das Maul! sagte einst der in eine Austerpastete vergrabene Bonbon zu seinen witzelnden Tischgenossen, bis ich satt bin!“ —

Ich komme zuletzt noch zu denjenigen langweiligen Gesellschaftern und Gesellschafterinnen, welche sich in unsern Societätszirkeln ganz still verhalten und nicht mitsprechen wollen, oder, vermöge eines angeborenen Phlegmas, nicht mitsprechen können, oder durch eine monotone Langsamkeit der Sprache uns bis zum Ekel ermüden. Sie sind die stummen Personen in der großen Comödie des menschlichen Lebens und die ungeselligsten Gesellschafter von der Welt, ob sie sich gleich in allen geselligen Zirkeln vordrängen, und überall eine unersättliche Gierde zu Neuigkeiten aller Art mit sich herumtragen. Sie wollen unaufhörlich



unterhalten seyn, ob sie gleich selbst zur Unterhaltung nichts beytragen. Ihre Zunge ist wie gelähmt, oder sie reden vom Wetter, von Vettern und Tanten, vom Gesinde, von ihren Medicingläsern, von Schwangerschaften, Hochzeiten und Kindtaufen. Ihr pflegmatischer Ernst, ihr eintöniges Gerede und ihre eintönigen Begriffe halten die schuldlose Fröhlichkeit und Herzlichkeit der Gesellschaft in ihren Ergiefsungen auf, oder treiben sie durch eine affectirte Feierlichkeit augenblicklich in ihre zu engen Grenzen zurück. Sie sind sehr lästige Censoren des Umgangs, wenn man ihnen Respect erzeigen muß, weil alsdann der ganze Ton der Geselligkeit nach ihrer schwerfälligen Denkart abgemessen wird, und die erlaubte Munterkeit des Witzes in ihrer Nähe selbst nicht laut werden darf. Sie verlangen überall, selbst im Ausdruck der Freude und des Scherzes eine Art von Subordination, selbst von

denen, welche sie ihnen nicht schuldig sind. Ihre Majestät wird leicht beleidigt. So langsam, wie die Schläge ihres Bluts und ihre Gedanken einander folgen, soll auch gesprochen, gelacht, gescherzt, getanzt werden. Die ganze Societät soll sich um sie, wie um einen Mittelpunct bewegen. Sie wollen sich nur immer etwas vorerzählen lassen, und sind daher oft zu gleicher Zeit die unleidlichsten Frager. Eine Frage jagt die andere, — wenn die Maschine des Gesprächs zu stocken anfängt, so erbärmlich klein euch auch die Gegenstände dieser Fragen selbst vorkommen mag. Ihr werdet zum Reden gezwungen, und wenn ihr auch Unwahrheiten erfinden müsstet, um nur den Heifshunger dieser Leute zu befriedigen. Sie pumpen den letzten Rest eines Geheimnisses, einer Anekdote, einer Familienhistorie aus euch heraus. Ihr Ohr verschluckt wie ein ungeheuer großer Schwamm Alles, was

neu und nicht neu ist, wenn nur geredet und geschwätzt wird, ohne dafs sie selbst viel reden dürfen. — Doch ich habe meine Leser schon zu lange mit diesen langweiligen Menschen unterhalten, ohne daran zu denken, dafs ich dabey vielleicht selbst langweilig geworden bin.

Wird in unsern, zum Theil so seelenlosen, langweiligen und höchst einseitigen Gesellschaften nicht geschwätzt und gelästert, so wird ein anderes nothwendiges Übel des Zeitvertreibes hervorgesucht, es wird — gespielt. So will es nun einmahl der schlaffe Geist unseres Zeitalters, und so wird er es immer wollen, so lange wir unsere Gesellschaften und unsern Gesellschaftsgeist zu weit ausdehnen und an dem herzlichen seelenstärkenden Umgange mit wenigen guten Freunden, an dem Glück unseres kleinen Familienzirkels, und an ernsthaften Beschäftigungen mit uns selbst allen Geschmack verloren haben.

Es ist hier nicht der Ort, die Moralität des Spiels selbst zu untersuchen, — genug, es wird gespielt, und diese Seuche ist in unsern Tagen unter Männern und Weibern allgemein geworden. So allgemein, so wüthend war sie in den vorigen Jahrhunderten nicht. Jetzt wird man wenig gesellige Zirkel antreffen, wo man nicht zur Verscheuchung einer drückenden Langeweile seine Zuflucht zum Spieltisch nehmen muß, wenige Zirkel, wo er nicht zur Hauptsache der Versammlung gemacht; und das Kartenspiel zum guten Ton gerechnet wird. Man nennt die Leute mit Achselzucken, die am Spiel kein Vergnügen finden, und sieht sie ungern, wenn sie nicht eine unvollendete Partie complettiren, und ihr Geld der Gewinnsucht Anderer Preis geben wollen. In den Städten, in unsern faden Assembleen und Ressourcen aller Art, an den Höfen, unter den Müßiggängern des Adels und Bürgerstandes

steigt dieser zeitverschwendende Spielgeist bis zur Raserey. Man fühlt sich unglücklich, wenn einmahl ein Spieltag ausfällt, wenn die Abwesenheit oder Krankheit eines Freundes eine Lücke in dem unseligen Kartenspiel macht, wenn die Zwischenkunft eines Fremden die Spieltische aufhebt. Die Schönheiten der Natur, und ihre uns allenthalben für Geist und Herz zuströmenden Freuden werden weniger genossen und empfunden, seitdem das Spiel in allen geselligen Zusammenkünften die Oberherrschaft führt, und unsere Schönen selbst zum Whist und l'Hombretisch, wie zu einem Heiligthum ihres Geschlechts rennen. Man findet ohne Spiel jede Stunde lästig, die ernsthaftesten Arbeiten werden auf die Seite geschoben, um zu spielen, die Erziehung der Kinder andern Leuten aufgeladen, um zu spielen, Schulden gemacht, um zu spielen, Ämter erkauft und erschlichen, um zu spielen, Laster begangen um zu

spielen! Die Gewinnsucht der Weiber und ihre Galanterie hat sie uns in diesen geistesleeren Zeitvertreiben gleich gemacht, und darum stehet es nun auch in ihren Haushaltungen gemeinlich so schlecht. Wie viele Weiber mögen nicht am Spieltisch ihre Unschuld und Tugend verloren haben! Wie viele werden sie noch daran verlieren, wenn jene Spielwuth noch mehr zunehmen sollte! Ich gestehe es aufrichtig, dafs es für mich wenigstens ein widriger Anblick ist, wenn ich ein Weib nach dem Spieltisch geizen,\*) und ihre Mitschwestern dazu verführen sehe; ich denke, dafs ihr die Natur einen weit edlern Zeitvertreib angewiesen hat, und dafs sie durch jene Krank-

\*) Boileau schildert in seiner X. Satyre die Spielsucht der Weiber und ihre Folgen auf eine meisterhafte Art. Unsere Leser mögen diese lehrreiche Stelle seines Gedichts selbst aufsuchen. Sie befindet sich zwischen dem Gemälde des coquetten und geizigen Weibes.

heit leicht eine Geißel ihres Mannes werden kann, wenn sie auch nicht den liebenswürdigen Verführer am l'Hombretische aufsuchen sollte.

Eine Versammlung, mit männlichen und weiblichen Spielleuten angefüllt, bleibt für den verständigen Mann immer ein lächerliches oder zu bemitleidendes Ding, wenn er es vielleicht nicht gar wegen der schrecklichen damit verbundenen Zeitver splitterung und der mannigfaltigen dabey obwaltenden niedern Leidenschaften verachten muß. Der neidische Blick, womit der Spieler den Gewinn des Andern betrachtet, die kleinlichen und kindischen Ausbrüche einer peinlichen Habsucht, die Geschäftigkeit, das Ungeschick eines unwissendern Spielers zu nutzen, der weibische Zank und Hader, welcher sich so leicht in alle Spielpartien mischt, der plumpe Ton, den sich dabey selbst wohlerzogene Menschen erlauben, die verschlossene oder

(2r Th.)

H h

stürmische Verlegenheit des verlierenden Theils, und hundert andere Thorheiten des Spielers und der Spielerinnen können ihm nicht entgehen; er hat die Erfahrung gemacht, daß alle diese Dinge in einem Augenblick den frohen Humor der Societät vergiften, und daß ein einziger aufbrausender Spieler einen ganzen, der Freude gewidmeten, Tag verderben kann. Er mag sich die verdrießlichen Scenen nicht gern denken, die jener nach dem Verlust seines Geldes daheim zwischen Weib und Kindern spielt, und möchte wünschen, so manchen sonst biedern und geschätzten Mann, nie von dieser Seite kennen gelernt zu haben. Es giebt wenige Menschen, die nicht durch das Spiel die geheimsten Falten ihres Herzens verrathen, oder dadurch Falten annehmen, die ihnen sonst nicht eigen waren, — wenige Menschen, die nicht durch das Spiel den größern Theil ihrer bessern Thätigkeit aufgeben, den Sinn für die



sanftern Freuden des Lebens verlieren; wenige, die im Spiel die Gleichmuth des Charakters, und die stille Uneigennützigkeit der Freundschaft behalten, wenn sie auch nur spielen sollten, um zu spielen. Die Spielsucht artet sehr leicht in eine eiserne Gewohnheit aus, und ich habe einen geschiedten Mann gekannt, der täglich von seinen Mitspielern betrogen wurde, jeden Abend einen heiligen Schwur that, den Spieltisch auf ewig zu meiden, und jeden Nachmittag sich dennoch früher, als die Andern, wiederum in dem verwünschten Spielzimmer einfand, — und sich wieder — betrügen liefs.\*)

\*) Dafs die grössten Köpfe und die grössten Männer sich bisweilen einen seltsamen Zeitvertreib wählen, und durch denselben nicht selten das Lächeln des Publicums erregten, ist eine bekannte Sache. Ich will bey dieser Gelegenheit eine Anekdote von dem grossen König Gustav Adolph gedenken, die nicht so allgemein bekannt seyn mag, und sich in Costars Defense des Ou-

Der Geist unserer heutigen Geselligkeit zeichnet sich noch durch einen andern Umstand aus, der wohl so schlimm, als die neuerliche Spielsucht seyn mag, und der den bessern Ton der Societät in verschwenderische Gelage und grobe Genüsse verwandelt hat. Es ist ein Geist der Näscherey, der Gourmandise und des leidigen Tractirens daraus entstanden, der sich

vorges de Voiture befindet. Gustav Adolphi spielte gemeiniglich des Abends, und nach den wichtigsten Thaten und Ereignissen seines großen Lebens mit seinen vornehmsten Officieren — Blindekuh. Ja, der Marechal von Breze war oft bey gewissen Possenspielen des Königs zugegen, worinn der unsterbliche Mann, nach Ablegung aller königlichen Würde, die Rolle eines Beutelschneiders übernahm, der am Schluß der Comödie ertappt, und dann weidlich abgeprügelt wurde. Ich könnte hier noch die sonderbaren Zeitvertreibe des berühmten Cardinals Richelieu erzählen, wenn sie nicht zu sonderbar wären, und hier und da selbst an der Gesundheit seines Gehirns zweifeln ließen.

mehr zu dem Leben schlaffer und weiblicher Asiaten, als für gebildete Menschen-  
 classen zu passen scheint, und wobey der  
 reinere und schuldlosere Lebensgenuss  
 wahrlich nichts gewonnen hat. Man will  
 nicht mehr gute Freunde an einem frugalen  
 Tische bewirthen, — man will seine zahl-  
 reichen Gäste — ehrenhalber, und weil  
 es hon Ton ist, mästen und überladen,  
 man will mit der Menge der Schüsseln  
 prunken, und die Gäste stumpf und sinn-  
 los heimschicken. Überall mischt sich  
 jetzt dieser orientalische Luxus, diese son-  
 derbare häusliche Eitelkeit in alle Zirkel  
 des Umgangs, überall biethet man jetzt  
 einer unersättlichen Schwelgerey die Hand,  
 und ruinirt sich durch diese Pest des Haus-  
 wesens oft aus keinem andern Grunde, als  
 weil sie Mode ist. Wenig vernünftige  
 Menschen haben jetzt Muth und Kraft  
 genug, diesem elenden Schmarotzerleben  
 entgegen zu arbeiten, und dem alles mit

sich fortreißenden Beyspiele der Großen und Reichen nicht zu folgen. Tausende fühlen das Drückende und Kostspielige einer solchen Nachahmung, und zittern vor den Folgen; aber abschaffen will man doch die einmahl gereizte Sinnlichkeit nicht, weil ein erbärmliches Pointd'honneur verlangt, das wir uns auch im Luxus der Tafel von Andern nicht übertreffen lassen sollen. Die Verschwendung ist hierdurch gleichsam nothwendig geworden, und es fehlt nicht viel, das wir, wie jene römischen Vielesser den, während der Mahlzeit durch Arzneymittel ausgeleertem Magen neue Genüsse aufzudringen anfangen.

Die Bonne Chere ist ein großer ernstlicher Gedanke unseres Zeitalters geworden. Vielleicht könnte man ihn den höhern Ständen, die nicht viel zu thun haben, weil sie nicht viel thun wollen, verzeihen und erlauben; aber der Staat sollte ihn

nicht zu herrschend in den mittlern und niedern Ständen werden lassen, wenn seine Armuth nicht täglich zunehmen soll. In den Städten lebt der Kaufmann, der Bürger und Künstler ein fürstliches Leben, — und borgt, wenn seine Einkünfte nicht mehr zureichen wollen. Seine Gelage und Schmausereyen werden nach dem Muster und Zuschnitt einer königlichen Küche eingerichtet, er würde einen Verstofs gegen die feinere Lebensart zu begehen glauben, wenn er nicht ein eben so elegantes Souper als sein Bruder Nachbar, aufstellen wollte. Der Landmann, sonderlich der Beamte, folgt dem Beyspiele des leckern Städters, wenn er nicht gar diesen zu übertreffen sucht. Bey der Idee, dafs ihm so manches zuwachse, was der Städter kaufen mufs, wird er ein noch ärgerer Verschwender, als jener, und drückt den Unterthan, um zu schmausen. Jeder will jetzt so früh, als möglich, mit der Saison leben, das

Tischgeschirr nach der neuesten Mode haben, und auch in Absicht der Kochkunst zeigen, daß er ein Mann von Geschmack sey. Bisweilen fährt der leidige Geist der Schmausereyen in der Stadt und auf dem Lande wie ein electricischer Schlag durch alle Häuser, die eine gute Lebensart haben wollen. Ein Gelag folgt dem andern, bis selbst der unersättlichste Gourmand einige Ruhe für seinen armen Magen wünscht, und ganze Familien an Unverdaulichkeiten krank liegen.

Vielleicht ist es noch ein gutes Zeichen unseres geselligen Geschmacks, daß die mährische und kindische Galanterie gegen das schöne Geschlecht neuerlich mehr ab- als zugenommen hat, und ein weniger slavischer und weibischer Ton in der Societät nach und nach eingeführt worden ist. Wir adoriren die Weiber nicht mehr in dem Grade der Demuth und Unterwürfigkeit, wie es ehemahls geschahe, weil

jene selbst männlicher geworden sind, und wir ihre Schwächen mehr zu studieren angefangen haben, seitdem sie näher als sonst zu uns hingerückt wurden. Es giebt freylich der Süßlinge und verliebten Ritter aller Art noch genug, und das galante Wesen gehört immer noch zu dem Inventarium der Höfe; allein unsere aufgeklärtern Weiber wollen sich nicht mehr von ihm täuschen lassen, und sind oft die ersten, die es mit Spott und Satyre von sich weisen, und den ernstern Mann dem galanten Geck unendlich weit vorziehen. Das Zeitalter der Petitmaitres ist fast ganz vorüber, und Frankreich hat durch sein eben so auffallendes als unerwartetes Beyspiel gezeigt, wie sehr eine ganze Nation in jener Hinsicht ihren Geschmack und ihre Denkweise ändern kann. Irre ich nicht, so hat endlich auch die ausgebreitetere Lecture, — so unübersehbar auch sonst ihr Schaden seyn mag, der kindischen Galanterie des

geselligen Umgangs einen gewaltigen Stofs gegeben, — weil uns dadurch die Weiber genauer kennen gelernt haben, und in unsern bessern Schriften jener kriechende und schmeichelnde Conversationston überall lächerlich und ekelhaft gemacht wird. Eine Art von Galanterie, — die ich überhaupt das Zuvorkommende in unserm Betragen gegen die Frauenzimmer nennen möchte, werden sie freylich immer von uns verlangen, und mit Recht verlangen können; allein sie werden uns verachten, wenn wir darin bis zur Lächerlichkeit ausschweifen, und uns wie die halb wahnsinnigen Verliebten eines Romans geberden. Die letzten Verzuckungen jenes überspannten galanten Wesens sah man in der nun auch vorübergegangenen Epoche der Empfindsamkeit und der Empfindeley unter uns Deutschen. Sie war gleichsam die Crise, wodurch wir zu einem unbefangenern und etwas bessern Lebenston und zu einem



gesetztern Charakter, — wenigstens auf einige Zeit übergegangen sind. Man fand es langweilig, Empfindungen zu affectiren, die man nicht hatte, und empfindsame Autoren zu lesen, die den Zustand der Seele selbst nicht kannten, den sie schildern wollten. Ganz Deutschland erwachte auf einmahl von diesen Thorheiten zu einem bessern Geschmack, und es war hohe Zeit, wenn der festere und biedere Charakter der Nation nicht ganz verloren gehen sollte.

Dafs sich jener demüthige und komische galante Ton so lange erhielt, und wie ein Heiligthum der einzig möglichen guten Lebensart betrachtet wurde, hatte seine handgreiflichen Ursachen, die an sich selbst nicht so schlimm, als ihre Wirkung, seyn mochten. Die Sitten der deutschen Weiber waren vormahls stiller, reiner und einfacher, als in neuern Zeiten; die Frauen und Mädchen lebten in einer größern Ent-

fernung von den Männern, und nahmen seltener an den rauschenden Freuden der letztern Theil. Eingezogenheit, Bescheidenheit und weibliche Unschuld waren die Ehrenzeichen des schönen Geschlechts, man bildete die Weiber zu guten Müttern und Gattinnen, nicht zu Schauspielerinnen des geselligen Lebens. Der unselige Luxus unseres Zeitalters, und eine verfeinerte Sinnlichkeit nagte damahls noch nicht an ihren gesunden Körpern und an ihren Herzen. Man ehrte in dem Weibe die hohe Bestimmung der Natur, und ehrte sie um so mehr, da es ihr so getreu blieb, und häusliche Arbeitsamkeit den Gaukeleyen der großen Welt vorzog. Es herrschte noch Friede und bleibende Harmonie in den Ehen, und die Ehe selbst war der feyerlichste Bund der für sie in Zeit und Ewigkeit geschlossen werden konnte. Diese und mehrere Umstände weckten eine stille und demüthige Veneration gegen das

andere Geschlecht, die der rohere Mann um so mehr empfand, je natürlicher die Weiber seinen ungekünstelten Empfindungen erschienen, und je behaglicher sich sein härterer männlicher Charakter in der Nähe des weichern weiblichen Herzens fand. Seine Liebe wurde mit Ehrfurcht angefangen, und blieb ehrfurchtsvoll in ihren Schranken, sie entstand rasch; aber sie blieb furchtsam, und hüllte sich eben dadurch in den Mantel der Galanterie, wodurch sich das Mittelalter so sehr auszeichnete, — und zu seinem Ruhme auszeichnete.

Hierzu kam noch der Umstand. Die zärtliche Gewohnheit, sein Herz irgend einer, vielleicht wohl nur idealischen, Schönen zu widmen, sich von dem Gedanken an sie im Leben und Tode, im Feste der Freude und auf dem Schlachtfelde begeistern zu lassen, war aus dem Orient durch die Kreuzfahrer mit nach Europa herüber-

gegangen. Die Schwärmerey für die Religion weckte die Schwärmerey der Liebe und der Anbetung der Weiber. Das Andenken an die zurückgelassenen Mädchen und Frauen erhielt sich in einer zunehmenden Lebhaftigkeit, da die christlichen Streiter sich mit den heidnischen nicht vermischen durften, und die heiligen Schwüre einer gegenseitigen Treue durch die Entfernung selbst eine unüberwindliche Festigkeit bekamen. Dieser Glaube an die Treue der Weiber erhielt sich Jahrhunderte lang, und das einfachere Zeitalter mußte ihn erhalten. Die Minnesinger Frankreichs und Deutschlands vermehrten durch ihre prunklosen, aber desto herzlicheren Lieder seine Siege, und der unschuldige, bisweilen auch lächerliche Ton der Galanterie bekam überall die Oberhand, und wurde nach und nach Gewohnheit und Zeitgeschmack. So wild und ausgelassen die Gelage der Männer waren, so

mild und zärtlich war hingegen ihr Umgang mit Weibern und Mädchen. Die Liebe erhebt sich vielleicht in dem noch nicht ganz ausgebildeten Manne zu einem höhern Grade von Geistigkeit und Innigkeit, als in dem sogenannten ausgebildeten Menschen, weil jener nichts Erkünsteltes und Empfindelndes in sie hineinmischt, und die Eitelkeit wenigern Antheil an seinen warmen Gefühlen, als bey dem letztern haben mag.

Aber man muß jenen frühern Geist der Galanterie nicht mit dem spätern Jahrhunderte verwechseln, wo er nur ein Deckmantel lüsterner Sinnlichkeit wurde.

— Der galante Ton der Franzosen war unter ihren wollüstigen Königen nicht mehr das Kind der Unschuld und Herzlichkeit, er war nichts, als die Schminke des Lasters und der Verführung. Auch in der Liebe ruhet diese Nation nicht eher, bis sie ihre Zwecke erreicht hat. Ihre

Galanterie bestand in lauter Umwegen, das zu gewinnen, was man nicht auf einem graden Pfade gewinnen konnte. — Ihre Schäferperiode der Liebe, durch welche jede Nation, die sich aufzuklären anfängt, irgend einmahl gehen muß, hat wahrscheinlich nicht so lange gedauert, als das Idyllenalter der Deutschen.

Ich kann diese fragmentarischen Bemerkungen über den Geist unsrer heutigen Geselligkeit nicht schliessen, ohne noch Einiges über gewisse sentimentale Zusammenkünfte unsrer Weiber, und die sogenannten gelehrten Clubs zu sagen. Man wird es mir hoffentlich nicht übel deuten, wenn ich alle dergleichen Seelengelage, worin man nur einen geistigen Umgang gelten lassen will, wobey Verse und Abhandlungen vorgelesen, Bücher recensirt, Gegenstände der Ästhetik herbeygerufen, über Seelenwanderung, geistige Freundschaft und Liebe u. s. w. ganze

Stunden verplaudert werden, nichts mehr und nichts weniger, als eine Ziererey des weiblichen Verstandes und seiner uner-sättlichen Eitelkeit sind. Ein gelehrter Weiberclub erregt unser Lächeln und Bedauern, weil er wider die Natur der Dinge streitet, und diese gute Natur der Dinge keine Academie der Grazien haben will. Hierdurch wird den Weibern kei-neswegs das Recht genommen, sich mit und unter einander über ihnen zugehörige Gegenstände des menschlichen Wissens, über die beste Art der Kinderzucht, über die Führung eines guten Hausregiments, über die Geschicklichkeit, mit ihren Män-nern vernünftig und klüglich umzugehen, über die Schönheit und Reinheit der Freundschaft, über die große Kunst, sich und seine Zunge besiegen zu lernen, über die Erhaltung eines guten geselligen Tons, über Einschränkung kostspieliger und unsittlicher Moden und andere dergleichen

Objecte ihres weiblichen Berufs zu unterhalten; aber — haranguiren sollen sie nicht unter einander über Büchergelehrsamkeit, — über die Schönheit der Übersetzung einer Pindarischen Ode, deren Ursprache sie nicht verstehen, — über den Dichterflug eines poetischen Schwärmers, über die Abstractionen der Weltweisen, — oder sie sollen wenigstens Männer von Kenntnissen herbeyrufen, die solche Ideen für das weibliche Leben brauchbar machen können. — Doch zur Ehre der Weiber erhalten sich die Gesetze solcher literarischen Convente nicht lange bey ihrem anfänglichen Ansehen, selbst dann nicht, wenn Männer von Kenntnissen als Ehrenmitglieder darin aufgenommen sind. Die gelehrten Verhandlungen und sentimentalen Seelenergüsse werden nach und nach durch Stadtneuigkeiten und spöttelnde Launen verscheucht, und kleinfügige Unterredungen aller Art vertreten



nun ihre Stelle. Man fühlt es, daß der weibliche Geist sich nicht lange in jener gelehrten Spannung erhalten kann, und daß der literarische Stoff nicht zureichen würde, die einmahl erregte Schwatzhaftigkeit völlig zu sättigen. Die lebhafteste geistige Unterhaltung wird endlich matt und seelenlos, so viel Mühe sich auch der männliche und weibliche Witz geben mag, die sentimentale Stimmung der Gesellschaft zu erhalten, und das angefangene Gedankenpiel von neuem zu beleben. — Es ist überhaupt kein leichtes Geschäft, solche geistreiche — Weiber \*) auf eine ge-

\*) Ich muß hier eine Anmerkung nachholen, die eigentlich zur Abhandlung über die gelehrten Weiber gehören sollte; aber auch hier nicht am unrechten Orte steht. Die geistvolle Classe der Weiber ist in der That viel geringer, als es den Anschein hat, — da viele das seyn wollen, was sie nicht sind. Geistvoll nenne ich die Weiber, welche eigene Gedanken haben, eigene Schlüsse machen, und die Werke der

lehrte Art lange zu unterhalten, ohne sie zu ermüden, und ohne selbst müde und matt dabey zu werden; — es ist bisweilen ganz unmöglich, ihre hin- und herspringende Wißbegierde ganz zu befriedigen,

Kunst, des Geschmacks und selbst der ernstern Literatur, so wie die Tiefen und das Gewebe ihrer moralischen Empfindungen richtig zu beurtheilen wissen. Die andern weniger geistreichen Frauen hingegen erborgen gewöhnlich tausend Ideen aus den Gesprächen und Büchern der Männer, ob sie gleich durch die feinen Wendungen des Vortrags, durch das Colorit ihrer Gedankenbilder, und durch den schnellen Übergang einer Idee zur andern, oft neu zu seyn scheinen, weil wir so etwas nicht gradezu erwartet hatten. Weiber von einem nur mittelmäßigen Verstande nehmen daher oft in Gesellschaft gescheidter Männer leicht eine gefällige Bildung des Verstandes an. Einige bleiben zwar lebenslang das Echo des gelehrten Mannes, sie schmiegen sich in seine Sprache und Systeme hinein, Andere hingegen gehen viel weiter, und dieß sind allerdings jene Weiber einer höhern Gattung. Es ist ihnen nicht bloß darum zu

ihre Gedankenfehler zu berichtigen, und die letzten Faden ihrer verfeinerten Empfindungen zu verfolgen. Sie wollen durchaus, und sehr oft auch in solchen Dingen Recht haben, die sie nicht verstehen, da

thun, zu wissen, welcher helle Kopf dies und jenes behauptet hat, sie untersuchen selbst, ob die Behauptung vor dem Richterstuhle der gebildeten Vernunft die Probe hält. Sie widersprechen dem gefundenen Irrthum kühn und ohne Schonung; sie denken nicht durch die Logik ihrer Männer, sondern durch ihre eigene, sie erfinden vielleicht nichts Neues; aber das bereits von uns Erfundene beurtheilen sie scharf, und oft mit einem bewundernswürdig feinem Geschmacke. — Noch Andere behelfen sich bloß mit schönen Sentenzen und hingeworfenen piquanten Ideen. Ein solcher hingeworfener Brocken setzt uns oft in Erstaunen, weil er uns überrascht, weil man so viel davon hinwegnehmen, oder zu ihm hinzusetzen kann, oder weil er so glatt ist, daß er der Feile unseres langsamern Verstandes entschlüpft. Man hat die Feinheit des weiblichen Verstandes aus der subtilern Organisation ihrer Nerven und einer gelehrigern Beobachtungsgabe

dociren, wo sie nur zuhören sollten, da widersprechen, wo der Widerspruch nichts anders, als eine falsche Eitelkeit und Coquetterie des Verstandes seyn kann. Daher kommt es denn aber auch, dafs in solchen gelehrten Weiberzirkeln; jede mit

erklären wollen; — allein man könnte noch einen Grund hinzusetzen. Die Eitelkeit der Weiber wirkt mehr, als alles andere, auf ihre geistige Cultur. Die Männer suchen Brod und Ruhm durch ihren Verstand zu gewinnen, die Weiber wollen durch ihren Verstand glänzen, und darum bilden sie ihn früher, als wir, aus. Ferner haben es die Weiber nicht nöthig, sich die Arbeit des Denkens schwer zu machen; und dieß mag wiederum viel dazu beytragen, dafs sie gemeinlich schneller und treffender, als wir, urtheilen. Wird unsere Geistesanstrengung nicht belohnt; so erschlapft endlich unsere Ruhmsucht selbst. Dem geistreichen Weibe kann so etwas nicht begegnen: Sie erndtet überall Lob ein; wenn sie mit ihren Kenntnissen Bescheidenheit verbindet und nicht zu viel plaudert; aber, leider! — die geschicktesten Weiber plaudern am liebsten.

überraschenden Einfällen zu glänzen, und eine feinklingende Sentenz auf die andere zu pflöpfen sucht, daß selten eine ernste Untersuchung zu Stande kommt, daß der Witz augenblicklich von einem Gegenstande auf den andern überspringt, und in der Regel Alles getadelt wird, weil der Tadel die Lebhaftigkeit des erschlaffenden Witzes selbst noch einigermaßen zu erhalten pflegt, bis endlich die unvermeidliche Langeweile den gelehrten Weiberclub auseinander jagt, und die Mitglieder ohne große Ausbeute für Herz und Verstand heimkehren.

Eben so eintönig, einseitig und langweilig, und wohl noch langweiliger sind die sogenannten gelehrten Clubs der Männer aller Art, — wenn es anders wahr ist, daß in der Regel unsere Wissenschafts- und Kathetermänner am wenigsten zu einer angenehmen und herzerhebenden Unterhaltung unter einander gemacht sind. Das steife, ungelenksame und pedantische We-

sen in Gang, Geberde, Ausdruck und Ideenfolge begleitet sie in die fröhlichsten Zirkel der Societät, und macht sie Leuten von Geschmack und vornehmlich dem Geiste der Weiber widerlich und ungenießbar. Stolz, Rechthaberey und ein literarisches Gelärm zeichnet die meisten jener gelehrten Versammlungen nicht sehr zu ihrem Vortheile aus, wenn die Absicht derselben auch wirklich edel und gut seyn sollte. Jeder ist dabey viel zu sehr mit seiner eigenen Person, und der Ausstellung seiner wirklichen oder erkünstelten Originalität, seiner literarischen Plane und Verdienste beschäftigt, als dafs die gesellige Unterhaltung lange genug interessant und anziehend bleiben könnte. Einer sucht den andern zu überschreyen, und ihm die Führung des großen Worts abzugewinnen. Dieser recitirt gelehrte, von Andern erhaltene Briefe, — worin selten etwas Neues steht, Jeher Stellen aus seinen Gedichten

und Manuscripten mit der bescheidenen, aber desto stolzen Autormiene. Andere streuen sich einander Weihrauch, so notorisch auch ihre gegenseitigen collegialischen Erbitterungen seyn mögen, noch Andere machen die gelehrten Poliginelle, haschen unaufhörlich nach Anecdoten und Witzeleyen, wissen tausend lustige Histörchen von nahen und fernen Autoren zu erzählen, und treiben nicht selten ihr Gespött mit den anwesenden hochgelahrten Herren selbst, — ein Ton, der eben so wenig geschickt ist, die innere Harmonie und bessere Laune eines gelehrten Zirkels zu erhalten, so wenig überhaupt alle dergleichen Coterien zur wahren Geselligkeit etwas beyzutragen pflegen. Sie tragen nur die Schminke des geselligen Geistes an sich, da sie, bey Lichte besehen, gemeinlich die ungeselligsten Gesellschaften von der Welt sind, und nicht selten durch eine allgemeine gegenseitige Animosität wieder

aufhören, und oft noch Jahre lang collegialischen Haß hinter sich zurücklassen.

Aus allen bisher angeführten Gebrechen des gesellschaftlichen Tons folgt unwidersprechlich, daß uns der bessere und lautere Geist des geselligen Lebens, wo nicht ganz, doch größtentheils fehlt, daß wir fast gar nicht wissen, — worin der hohe Werth eines herz- und vernunftstärkenden geselligen Lebens besteht, und wie wir ihn unverfälscht erhalten und behalten sollen. Liegt es in dem allgemeinen Phlegma, oder dem gemischten Charakter unserer Nation, oder in unsrer verkehrten Erziehungsweise, oder an dem Reste alter Sitten und Gewohnheiten, oder an einem eisernen Nationaleigensinn, oder an Mangel des Geschmacks an herzlichen Umgange, oder an einer in neuern Zeiten so weit getriebenen Selbstsucht, oder an irgend etwas Anderm, daß wir immer noch so unwissend in der fröhlichen schuldlosen



Kunst des Umgangs sind, und noch immer nicht die goldene Mittelstrafse zwischen einem ceremoniellen Ernst, einer spanischen Grandezza und einer zu geräuschvollen, zu lärmenden Geselligkeit finden können? — die goldene Mittelstrafse, die ich den lachenden, unschuldigfrohen, nicht beißenden; nicht schadenfrohen Humor des geselligen Lebens nennen möchte, der Humor, wobey sich Geist und Herz ohne Zwang und Affectation, aber doch mit Bescheidenheit und Hochachtung gegen das Alter ergießt, wobey man eben so wenig gedanken- als fühllos bleibt; die Seelen näher an einander gebracht, veredelt und gereinigt werden, wobey uns keine Langeweile anwandelt, weil er uns immer zur Herzlichkeit und Freude stimmt, wobey man über die Fehler Anderer ruhig hinwegsieht, und über die Thoren lacht, anstatt gegen sie entrüstet zu werden.

Aber eben deßwegen, weil in unserm geselligen Tone so wenig richtige Vernunft, und so viel Vorurtheil von allen Seiten liegt, ist er mehr eine Marter, als eine Erquickung des Lebens geworden. — Er soll die Freyheit und Schönheit des Geistes erhöhen: aber er hat Beyde geschändet und ihnen gothische Formen aufgedrungen. Man zwingt uns oft, selbst bey den gleichgültigsten Dingen von der Welt, jedes Wort auf die Wage zu legen, uns geflissenlich zu verstellen, und auf die erlaubten Gedanken und Empfindungen des Herzens selbst Verzicht zu thun, wenn ihre Äußerung nur auf die entfernteste Art den elenden bon Ton beleidigen könnte. Der Umgang hat an vielen Orten seine Formeln, Regeln und Gesetze, wie ein Exercierbuch. Wer gegen den Unsinn dieser Regeln fehlt, wird für einen Verbrecher gehalten, wenn er auch der gescheidteste und beste Mensch seyn sollte.

Man wiegt seine Verdienste oft allein nach der Wagschale des Ceremoniels ab, — oder bedauert ihn wenigstens als einen Unwissenden der feinen, das heist, eben jetzt herrschenden Lebensart, so abgeschmackt sie auch immer seyn mag. Man zwingt die heitere gesellige Laune und die schuldlose Offenherzigkeit in einen unseligen Pedantismus hinein, der alles nähere Aneinanderrücken der Herzen verhindert, wo nicht gar verbiethet, und die Assembléen der höhern Stände zu höchst seelenlosen, einseitigen und stumpfen Unterhaltungen macht. Wäre die Langeweile nirgends in der Welt anzutreffen; so müßte sie in solchen todten Versammlungen hausen, — und sie wird ewig darin wohnen, so lange jene Menschen nicht menschlicher zu werden anfangen.

Auch hier lebt der vernünftige gesellige Mann wie in einer Einöde. Sein Herz, sein freyeres Gefühl, seine Neigung, sich

Andern mitzutheilen, ist verschlossen. Er kann die Menschen unmöglich liebenswürdig finden, die nur immer ihre Theaterrolle spielen, und sich wie Marionetten bewegen, die eine feyerliche Stummheit für gesellschaftlichen Ton, und eine lächerliche Steifigkeit der Sitten für feine Lebensart halten. Er weiß, daß sich alle jene Gesellschaften wie Tropfen Wasser einander ähnlich sehen, daß sie alle nach einer gewissen conventionellen Tactik abgemessen sind, daß sie alle den Geist der Nichtgeselligkeit athmen, daß die Rangsucht ihre Ketten schmiedet, daß in ihnen warme Herzlichkeit und Gröfse des Verstandes nicht gefühlt, nicht verstanden wird, und daß man hier den guten Geschmack täglich zu Grabe trägt. Er bemerkt es leicht, daß der Umgang als Umgang für solche unglückliche Menschen keinen Reiz haben kann, sondern, daß sie sich nur an seinem abgezirkelten Ceremoniel

ergötzen, Er würde sie noch mehr bedauern müssen, wenn sie ihrer eisernen Lasten nicht gewohnt wären, und ohne sie, wie jene alte Karrengefangene, gar unglücklich fühlen würden, die sich die Abnehmung ihrer Ketten verbathen, und lieber gebunden, als frey leben wollten. Genug die Gewohnheit hat einmahl diesen ängstlichen, kleinlichen und zugleich hochtrabenden Ton der Societät geheiligt, und er wird bleiben, so lange sich die Stände des menschlichen Lebens nicht genauer an einander anschliessen, und die höhern Stände ihre einseitige und schiefe Gouvernantenerziehung nicht aufgeben wollen.

Die Gesellschaften, welche in das andere Extrem fallen, und alle Convenienz wegwerfen, um sich einer ausgelassenen Fröhlichkeit zu ergeben, taugen eben so wenig, als jene. Dort wird der Geist der Geselligkeit gar nicht gebraucht, hier wird er gemißbraucht. In beyden Fällen

kann er die Denkweise der Menschen nicht veredeln. Hier und dort wohnt die Unschuld des Frohsinns, die Wärme des Herzens, das geistig Schöne des Umgangs nicht, — hier und dort gehen die Seelen nicht mit einander um, sondern nur die Körper. — Das Geräusch, die wilde Geschwätzigkeit und Fröhlichkeit, das unnatürlich freye Betragen, welches man jetzt in vielen unserer Gesellschaften annimmt, weil es vielleicht ein ungeschliffener Engländer oder Franzose mitbrachte, ist ein redender Beweis, dafs, bey aller uns vorgespiegelter Sittenverfeinerung der Deutschen, ihre Sitten noch sehr schwankend und kränklich sind, und dafs alle unsere vortrefflichen Schriften über die Würde und Philosophie \*) des Umgangs —

\*) Zu den Meisterstücken dieser Art rechne ich vornehmlich des Herrn v. Knigge inhaltsreiche und mit der feinsten Menschenkenntniß angefüllte Schrift: Über den Umgang mit Menschen.

nicht viel gewirkt haben, und nicht viel wirken werden. Mit Gelärm und schreyenden Witz fangen diese Ressourcen an, und so gehen sie wieder auseinander. Man sollte hier oft keine gebildete Menschen, sondern eine Bande wandernder Handwerker oder Possenreißer erwarten, die das Lachen und ausgelassene Wesen mehrere Tage lang aufgespart haben, um sich nun einmahl ganz zu ergießen. Man glaubt, nicht fröhlich seyn zu können, wenn man die Freude nicht übertreibt, ohne zu bedenken, daß diese Göttinn des Lebens so leicht in jeder zu lauten Umarmung stirbt, und dann Eckel und Verdruß zurückläßt. Tausend Menschen können nicht froh seyn, weil sie diese Kunst nicht verstehen, so sehr sie auch die Kennzeichen der Fröhlichkeit an sich tragen mögen. Die stillern Freuden des Lebens kennen sie nicht, sie wundern sich, daß Andere, die sie kennen, nicht dabey einschlafen; aber

(2r Th.)

die Unglücklichen wissen nicht, daß jene stillern Freuden die einzigen sind, die keine Leere des Herzens hinter sich zurücklassen.

Der Geist der Männer hat den der Weiber von Anbeginn geschaffen und gestimmt, — oder, wie hier der Fall ist, verstimmt. — Auch in gebildeten Gesellschaften, wo die Fröhlichkeit, — sey es welche, — die Hauptabsicht seyn soll, finde ich selten die Zucht und Sittsamkeit, die man von den Weibern überall, auch in der lautesten Gesellschaft erwarten kann. Sie suchen sich einander so gut, wie die Männer zu überschreyen, ihr kreischendes Gelächter erstickt oft das unsrige, und sie erlauben sich einen männlichen Ton der Lustigkeit, weil sie sich zwischen Männern befinden, ob sie gleich grade dann am vorsichtigsten und sittsamsten seyn sollten. Wir können diesen Ton nicht



lange vertragen, und schreiben ihn in unser Gedächtniß auf, worin überhaupt schon die Schwächen der Weiber so leicht, und mehr, als ihre Tugenden, haften bleiben. Das wilde, ausgelassene, zu freye Wesen gefällt uns an keinem Weibe, und keinem Mädchen, wenn wir sie gleich selbst dazu verführen. Es verdunkelt ihre Schönheit selbst, und vermindert ihre Wunder, es zieht uns nach und nach von ihnen zurück, und wir scheuen uns ihnen Hand und Herz anzubiethen, wenn ihr Frohsinn gröfser, als ihre sanfte Weiblichkeit, ist; wir setzen ein Mißtrauen in eine Tugend, die von so lebhaften und lauten Leidenschaften begleitet wird. Wir fürchten im Taumel der weiblichen Freude mehr Aufschlüsse über den weiblichen Charakter zu bekommen, als wir haben wollen, — und sind dabey oft so delicat, dafs wir selbst einer verstellten weiblichen Sittsamkeit den Vorzug vor einer zu wilden,

obgleich unschuldigen weiblichen Fröhlichkeit geben.

Nach Vorausschickung der vorhergehenden Bemerkungen über den zum Theil so kläglichen, matten, einseitigen und ungeselligen Ton unserer Geselligkeit wird sich die Frage leicht beantworten lassen, wie und auf welche Art dieser Ton, — wo nicht ganz abgeschafft, aber doch verbessert und menschlicher gemacht werden könne? — Durch nichts anderes in der Welt, als dafs wir selbst besser und menschlicher zu werden anfangen. Ich rechne dahin folgende nothwendige Bedingungen, gesetzt, dafs meine Hoffnungen zur Einführung eines verständigern, herzlichern und edlern Tons der Societät auch nur ein freundlicher — Traum seyn sollten. —

Erstlich müfsten wir selbst und vor allen Dingen unsern Geist mit reellen und nützlichen Kenntnissen anzufüllen, und

diese auch mehr, als es zu geschehen pflegt, der Philosophie des Lebens und der Freundschaft anzupassen suchen. Wenn wir uns mit nützlichen und brauchbaren Ideen aller Art bereicherten, und dem gesunden Menschenverstande keine schiefe Richtung gäben; so würde nach und nach die nichts-sagende, langweilige Geschwätzigkeit aus unsern geselligen Zirkeln, wenigstens zum Theil, verschwinden, und bessere, erquickendere Unterhaltungen für Geist und Herz an ihre Stelle treten müssen. Wenn wir richtig zu denken und richtig zu reden gelernt haben; so muß die peinliche Affectation und Künsteley des mündlichen Vortrags von selbst aufhören, und wir werden dann nicht mehr so ängstlich jene faden Zeitvertreibe aufsuchen dürfen, die unsere geselligen Zusammenkünfte aller Art so ungenießbar und geistesleer zu machen pflegen. Die Fruchtbarkeit der Ideen ergießt sich von selbst, wenn sie nur ein-

mahl vorhanden ist, und kein Fehler der Erziehung ihren ungekünstelten Erguß verhindert. Der gebildete und gedankenreiche Mensch thut nichts lieber, als sich Andern mitzutheilen, und sie die Früchte seines Geistes genießsen zu lassen. Der Trieb der Mittheilung ist überhaupt einer der heftigsten der menschlichen Seele, — er zerreißt alle Dämme, die man um ihn her gebauet hat, und giebt alles freywillig her, was er in dem Magazine der Seele vorfindet. Ist der Kopf mit Kleinigkeiten angefüllt; so wird er uns mit kleinlichen Dingen unterhalten, und uns eitel Spreu und Schalen vorsetzen, wenn uns der bessere Kopf reife Früchte reicht, und in sich selbst das Gegengift der Langenweile aufbewahrt. Er wird uns unterrichten, und unser Herz erquicken, wenn jener uns die angenehmsten Stunden tödtet. Der gebildete und geistreiche Mensch kann allein der Bildner eines geistreichern Tons

der Societät werden, ohne dafs ein Aufwand von Gelehrsamkeit und Vielwisserey dazu erfordert wird. Wir erwärmen uns an dem Lichte seiner Kenntnisse, — wir schämen uns, vor seinen Augen nackt und gedankenleer zu erscheinen, und lernen endlich von ihm die Gabe, geschmackvoll zu denken und herzlich zu reden.

Dafs nicht immer die hellsten und gelehrtesten Männer die bessern Gesellschafter sind, dafs sie oft durch eine gewisse pedantische Feyerlichkeit langweilig werden, und den guten Ton der Gesellschaft verscheuchen, ist kein beträchtlicher Einwurf gegen die vorhergehenden Behauptungen. Wenn sie nichts zur Unterhaltung beytragen, und einige so wenig sich mitzutheilen pflegen; so sind es doch immer nur — einige, und ihr Fehler liegt nicht an dem Mangel nützlicher Ideen, sondern an dem Mangel der Geschicklichkeit, die Schätze ihres Geistes zur rechten

Zeit, und ohne Pedanterie aufzuschließen, oder auch an mancherley Verstimmungen ihrer Launen, die unter den gelehrtesten Köpfen am meisten angetroffen werden. Die meisten dieser ungenießbaren Gesellschafter sind auch oft nur aus Mangel an Weltkenntniß, — also aus einer wirklichen Vernachlässigung ihrer gesellschaftlichen Bildung, in unsern Zirkeln so eintönig oder stumm, so in sich gekehrt, so in sich selbst verloren, daß sie sich in den Ton der Societät gar nicht zu finden wissen. Ihr Kopf ist ihre Welt, mit der sie allein umgegangen sind, und in der sie die Welt um sich her vergessen haben. Im Allgemeinen findet man aber doch immer, daß die gebildetsten Köpfe, wobey es nicht immer auf eine tiefe Gelehrsamkeit ankommt, — die bessern Gesellschafter sind, und die Wahrheit meines obigen Satzes beweisen, daß sie den wichtigsten Einfluß auf die Erhaltung eines guten ge-

selligen Tons haben, und an den meisten Orten als die Schöpfer desselben angesehen werden können und müssen. Vielleicht kann man dies noch mehr von gebildeten Weibern sagen. Durch sie gewinnt der gute gesellige Ton seine Reize und seine Würde, wenn sie nur wollen. Ihr lebhafter, schuldloser Witz, ihre heitere Laune, ihre treffenden Bemerkungen, verbunden mit dem Zauber ihrer Sprache, beseelen den geselligen Zirkel, und bringen eine Menge Ideen in Schwung, die wir Männer ohne den Umgang mit Weibern nie gefunden, wenigstens nie so lebhaft empfunden haben würden. Sie erregen diese bessern Ideen, ohne daß sie uns immer durch ihre Schönheit begeistert haben; sie formen oft in einer Stunde den eigensinnigsten Micrologen in einen brauchbaren Gesellschafter um, und bringen durch eine einzige glückliche Gedankenwendung oft Herzen einander näher, die, wer weiß wie weit, von ein-

ander entfernt lagen. La Bruyere konnte alles das auch von dem geselligen Tone gebildeter Weiber sagen, was er zum Lobe ihres Briefstyls sagt: "Das andere Geschlecht, sagt er in seiner Abhandlung von den Geisteswerken, bringt es in der Art zu schreiben viel weiter, als das unsrige. Die Weiber finden unter ihrer Feder Wendungen und Ausdrücke, die bey uns oft nur die Wirkung eines langen Suchens, und eines mühsamen Nachdenkens sind. Sie sind in der Wahl ihrer Wörter sehr glücklich, und sie wissen sie am rechten Orte, und so geschickt anzubringen, daß sie, — so bekannt sie auch seyn mögen, den Reiz des Neuen haben, und nur dazu, wozu sie sich derselben bedienen, gemacht zu seyn scheinen. Sie allein wissen in einem einzigen Worte eine ganze Empfindung zu lesen, und einen zärtlichen Gedanken zärtlich auszudrücken. In ihrer Rede herrscht eine unnachahmliche Ver-



bindung, die ein Kind der Natur und des Verstandes ist."

Zweytens würde der bessere Ton der Societät sehr dadurch gewinnen, wenn man die Gabe eines unschuldigen und fröhlichen Witzes mehr zu studieren, und ihn also auch mehr zur Aufheiterung der Gesellschaft und zur Erweckung neuer, interessanter Ideen, als zu Spöttereien und Verkleinerungen Anderer, zu gebrauchen suchte. Das sogenannte Witzeln verdirbt durchaus jeden geselligen Ton, da es ein Gift der Vertraulichkeit und herzlichen Fröhlichkeit ist, und um sich her nicht selten sehr bittere und rachsüchtige Empfindungen verbreitet. "Man stolpert jetzt überall über unwitzige Possenreifer," sagt la Bruyere im Tractat von Geselligkeit und Umgang, — und man kann das nehmliche von unsern meisten Gesellschaften sagen, da die französische Witzigkeit unter den Deutschen Mode geworden ist, und zum

feinen Weltton gerechnet wird, — ob wir gleich schwerlich die Franzosen in der Leichtigkeit des Witzes selbst je erreichen dürften. — Unser Witz artet zu leicht in Unsauberkeit aus, und grade dieß ist oft ein großes Gebrechen unseres geselligen Tons, und verdient keine Verzeihung, weil er die guten Sitten und die Schamhaftigkeit des andern Geschlechts, — ihr schönstes Heiligthum, beleidigt, oder wohl gar vernichtet. Wenn wir jene unreinen Witzeleyen und Equivoquen nicht mehr so genau und nicht mehr mit der ganzen Empfindlichkeit des moralischen Gefühls bemerken, als man es von Rechtswegen von gebildeten Menschen fordern könnte; so mag dieß kein großer Beweis von dem guten Geschmack und der Liebenswürdigkeit unsrer heutigen Sitten seyn, da jener Gebrauch des Witzes durchaus sich nur für ein roheres Zeitalter paßt. Tausend Weiber lächeln über das Obscöne und

Niedrige in unsern Gesprächen, so große Prätensionen sie auch in Absicht ihrer Cultur machen. Sie verbitten sich oft die Zweydeutigkeiten des Lustigmachers auf eine Art, wodurch dieser in seinen unsaubern Scherzen nur noch mehr aufgemuntert wird. Übrigens läßt sich schwer bestimmen, ob dieser niedrige witzige Ton unserer selbst feinen Societäten von den höhern Ständen zu den mitlern herabgestiegen, oder sich von diesen zu jenen emporgehoben hat. Genug, der feinere Menschenbeobachter findet ihn bald mit bald ohne Verschleyerung fast überall, und wird in Stunden der vertraulichen Geselligkeit gemeiniglich unter der Firma, — daß den Reinen alles rein sey, erlaubt.

Drittens müßten wir zur Bildung eines bessern geselligen Tons den bösen Feind aller guten Geselligkeit und Menschenliebe, — den Geist der leidigen Rangsucht und des Rangstolzes, aus unsern

Zirkeln verbannen, und die Stände des menschlichen Lebens näher an einander zu bringen suchen, — was auch vornehmlich die Eitelkeit der höhern Weiber dagegen einwenden mag! — Ein Unterschied der Stände wird ewig bleiben, und muß auch bleiben. Er würde sich, wenn man ihn auch abschaffen wollte, und auf einige Zeit abgeschafft hätte, endlich doch von selbst wieder herstellen, weil er in der Natur des Menschen und den äußern Verhältnissen des Lebens gegründet ist; aber die Grade dieses durch ein bloßes Ceremoniel festgesetzten Unterschiedes und seine eisernen Gesetze machen nicht immer der Vernunft Ehre. Sie verrathen den Geschmack eines rohen und plumpen Zeitalters, wo die Convenienz mehr, als Verstand und Verdienst galt, und Geburt und Verdienst lächerlich genug mit einander verwechselt wurden. Es ist wahr, man hat angefangen, jene ängstlichen Abtheilungen und Etagen der

Stände in unsern geselligen Zirkeln etwas näher an einander zu rücken, um uns zu beweisen, daß das erhabene Publicum nicht ungerecht gegen die Würde des minder erhabenen sey; in unsern Clubs trifft man Männer aus allen Ständen an, und ihr ceremonieller Unterschied scheint da ganz aufgehoben zu seyn; aber es scheint nur so, und der genauere Beobachter, dem man in diesem Punct ein kleines Mißtrauen wohl erlauben kann, läßt sich durch den Anstrich der äußern Höflichkeit und geselligen Harmonie nicht leicht hintergehen. Die höhern Stände, — man sage auch was man will, — sehen es doch immer noch nicht als eine Pflicht, sondern als eine Gnade an, wenn sie sich zu der zweyten unter ihnen stehenden Menschenstufe herunterlassen und — herabwürdigen, und mit den Bürger eine gleiche Stimmung der Fröhlichkeit affectiren. Sie geben genau auf uns Acht, ob wir auch nur auf

die entfernteste Art den Respect beleidigen könnten, sie wissen es sehr gut, wer das große Wort führen, und die obere Stelle bekleiden muß, wenn sie sich auch aus einer gar zu großen Bescheidenheit die unterste Stelle wählen. — Es liegt Etwas in ihrem Äußern, das rings um sich her, obgleich oft auf eine sehr feine Art, — Subordination und Veneration verlangt, und befiehlt, und das man im Allgemeinen die Physiognomie des Ranglustigen nennen könnte. — Aber da, wo sich noch Gnade, Herablassung, Affectation, verstellte Bescheidenheit, heimlicher Stolz und Feyerlichkeit in unsere Gesellschaften mischt, da ist der ächte und lautere Geist der Geselligkeit noch nicht vorhanden, sondern nur sein blendendes, aber seelenloses Bild, oder auch wohl dieses nicht einmahl, — sondern nur ein Schatten des biedern Tons.

Man darf in unsern Tagen nicht mehr den Einwurf machen, als ob darum die

höhern Stände den, oder die auf sie folgenden in einer weiten Entfernung von sich halten müßten, um durch die Uncultur und Plumpheit des Bürgers nicht verunreinigt und verbildet zu werden. Man darf jetzt vielmehr mit aller Dreistigkeit behaupten, daß es jetzt wenigstens in dem sogenannten zweyten Range der Societät eben so feine, gebildete, geistreiche, geschmackvolle und treffliche Leute, als in den höhern Ständen giebt, und daß viele gesellige Zirkel derselben es sehr ungerne sehen dürften, sich in Absicht ihrer Cultur und feinern Lebensart mit jenen vergleichen zu lassen. Dieser Unterschied, womit die vornehmere Welt sonst so sehr zu prunken pflegte, und bisweilen auch mit Recht prunken konnte, hat aufgehört, — und es ist unläugbar, daß jene Welt den höhern Grad der Aufklärung und des Geschmacks zum Theil mehr den mittlern Ständen, als sich selbst, zu verdanken hat, daß die

(2r Th.)

L 1

Schriften der letztern zur Cultur der höhern Stände mehr, als die gesammte Tactik ihres Ceremoniels, beytrugen, und dafs ohne jene ehrenvollen Geistesdenkmähler unserer Nation die bessere Erziehung und Geistesverfeinerung der Grofsen sehr wenig fortgerückt seyn würde.

**Viertens** würde unser geselliger Ton an guter Harmonie, an Schönheit und Lauterkeit des Umgangs durchaus gewinnen müssen, wenn wir unsere Weiber besser zu erziehen, und sie bey ihrem unwiderstehlichen Hange zur Geselligkeit mit der wahren Philosophie und Kunst zu leben bekannter zu machen suchten, wenn wir sie in der tadellosen Unbefangenheit und Herzlichkeit des Umgangs unterrichteten, wenn die Mütter ihren Töchtern mit einem guten Beyspiele hierin vorgingen, wenn wir unsere Töchter selbst nicht zu früh in die gröfsere Welt einführten, wenn wir es uns zur ernstlichsten Sache von der Welt machten, die



Unschuld des andern Geschlechts zu respectiren, und seine Sitten durch die unsrigen rein und ungeschminkt zu erhalten. Es ist ein unwiderleglicher Erfahrungssatz, daß die meisten Weiber durch den Umgang schlimmer werden, anstatt daß sie dieser lebenswürdiger, sittlicher und fester machen sollte. Wir sollten sie durch unsere Vernunft und unsern Umgang von ihrer grenzenlosen Eitelkeit zu heilen suchen, und ihnen statt unseliger Schmeicheleyen Nahrung für Herz und Geist geben. Wir sollten ihnen einen Eckel gegen seelenlose Stutzer einprägen, ihren Sinn für grade und biedere Menschen erhöhen, ihrer Verstellungskunst Grenzen setzen. Wir müssen sie vornehmlich vor der Eitelkeit des Witzes und vor Witzeleyen zu bewahren suchen, und sie durchaus nicht an unsern Töchtern dulden, weil dadurch selbst lebenswürdige Mädchen in unsern Augen viel verlieren, und das Herz der Männer von ihnen zurückgestoßen wird. Wir sollten an

unsern Weibern alles, was Affectation und Empfindeley heist, alle Ziererey und alle Ansprüche auf Vielwisserey und Gelehrsamkeit nicht dulden, weil auch diese uns gleichgültig gegen sie machen, und die Achtung der Männer der grösste Schatz des Weibes bleiben muß. Wir müssen in ihnen die Idee immer sehr lebhaft zu erhalten suchen, daß sie das meiste zu einem guten Tone der Gesellschaft beytragen können, daß wir eine große Achtung gegen ihr weibliches Verdienst haben, daß sie uns desto liebenswürdiger werden, je mehr sie auf eine gute und gütige Art auf die Bildung unserer Herzen wirken, daß sie die Schutzengel unserer Tugend seyn können, wenn sie nur wollen, und daß wir nichts in der Welt mit mehrerer Dankbarkeit zu erkennen wissen, als wenn sie uns von unlautern und stürmischen Leidenschaften zu uns selbst, zur Ruhe des Gemüths und zum Genuß reiner geselliger Freuden zurückgeführt haben.

Fünftens ist es ein großer Fehler unseres geselligen Tons, daß in unsern Zirkeln fast überall schon der Knabe mit-sprechen, mit raisonniren, und darin so gut, wie ältere Leute, seine Rolle spielen will. Wenn man nun einmahl den muntern geselligen Buben aus elterlicher Zärtlichkeit mit in die Gesellschaft führen will, so mag er zuhören; aber nicht dociren, nicht den Possenreißer machen, und nicht durch eine wilde Fröhlichkeit die gute Laune der Societät verbannen. So war es bey unsern guten Alten nicht. Der Knabe mußte daheim fleißig studieren, und sich auf seinen künftigen Beruf vorbereiten, anstatt daß er jetzt die Clubs besuchen darf, und in Gesellschaften, wie der erwachsene Mann, gehört und behandelt wird. Man verstattet jetzt dem Jünglingsalter zu viele Freyheiten. Diefs giebt für die Zukunft keine gute Aussichten. Solche Freygelassene wollen sich nachher in kein Amt gehörig schicken,

wollen, ehe ihr Kopf reif ist, alles besser wissen, mit ihrem unreifen Kopf überall durchdringen; werden selbstsüchtige Raisonners und blinde Egoisten, und fangen, wenn sie noch auf der Schulbank sitzen, oft schon sehr wunderliche Liebesromane an. Unser Zeitalter zeichnet sich durch eine lächerliche Ungeduld aus, die Menschen früher reif zu sehen, als sie es nach dem Laufe der Natur werden können. Daher sieht man denn auch so viele Knaben, die Ehrenstellen bekleiden, und sich darin nicht zu behaupten wissen, daher giebt es so viel unglückliche Ehen, weil sich der Knabe, wenn er ein Amt hat, verheirathen muß, daher giebt es so viel unglückliche Eltern, welche von ihren im Treibhause erzogenen Söhnen undankbar behandelt werden, daher kommt endlich der muthwillige und ungesittete Ton unseres geselligen Lebens an so vielen Orten, weil alle zu früh reif gewordene Menschen

selten einen festen Charakter haben, wenn es nicht allenfalls der elende Charakter einer unbändigen Selbstsucht und übertriebenen Freyheitsliebe ist.

Endlich sechstens müßte der grenzenlose Luxus unsres Zeitalters zur Einführung eines bessern geselligen Tons eingeschränkt, und eine einfachere, und weniger prunkvolle Lebensweise wieder in ihre alten Rechte eingesetzt werden. Wenn dieser Luxus überhaupt die guten Sitten verpestet; so muß er auch den guten geselligen Ton verderben, und die Wohlthätigkeit seiner Wirkungen aufheben. Wenn die Eitelkeit den Geist des Umgangs bildet; so ist der bessere Umgang selbst ein Un-  
ding. Wenn man in Gesellschaften nur glänzen will; so wird man kein Herz erwärmen, und sich keinem Herzen nähern. Wenn die Üppigkeit den Geist stumpf und gefühllos gemacht hat; so wird er zur Auf-  
heiterung und Anständigkeit des geschmack-

vollen Umganges nichts beytragen können, sondern nur Überdruß und Langeweile um sich her verbreiten. Einfachere Sitten sind immer die Schöpfer einer herzerquickenden Geselligkeit gewesen, weil sie das Gefühl für das Edle und Schöne in seiner Reinheit erhalten, und den Geist nicht unter der Last sinnlicher Genüsse vergraben, weil sie Leib und Seele gesund erhalten, — anstatt daß unsere geselligen Zirkel so oft von kränklichen, empfindenden und empfindlichen Weibern und Männern wimmeln, und uns unzufrieden mit uns selbst und mit Andern heimschicken. Wenn wir auch selbst in dem Strudel des Luxus mit fortgerissen werden; so können wir doch die nicht lieben, die seine Slaven sind. Auch der Regellose ist gegen den Regellosen mißtrauisch, wenn er auch im Taumel der Freude nur ein Herz mit ihm zu haben scheint. Der Luxus erzeugt Neid, Mißgunst, Feindschaft in allen Ständen, und

zwingt die Menschen zu einer glänzenden Geselligkeit, ohne dafs uns die Menschenliebe dazu einladet. Er zwingt uns, mit denen dem äufsern Anschein nach freundlich umzugehen, deren Umgang unser Vermögen vermindert, und unsere Thätigkeit aufhält. Er spielt oft wider unsern Willen mit unsern Tugenden, und giebt uns dafür nichts wieder, als das schreckliche Andenken an die leichtsinnige Verschwendung der kostbaren Zeit.

Ich will diese ganze Abhandlung über den Geist unserer Geselligkeit und diesen zweyten Band meines Werks überhaupt mit einer Stelle Rousseaus schliessen, der meine gebildeten Leser und Leserinnen gewifs ihren Beyfall schenken werden, gesetzt auch, dafs dieser grofse Menschenkenner sehr unrecht die schneidende Satyre zum bon Ton gerechnet haben sollte. Hier ist sie. "Le ton de la bonne conversation n'est ni pesant, ni frivole; il est coulant est

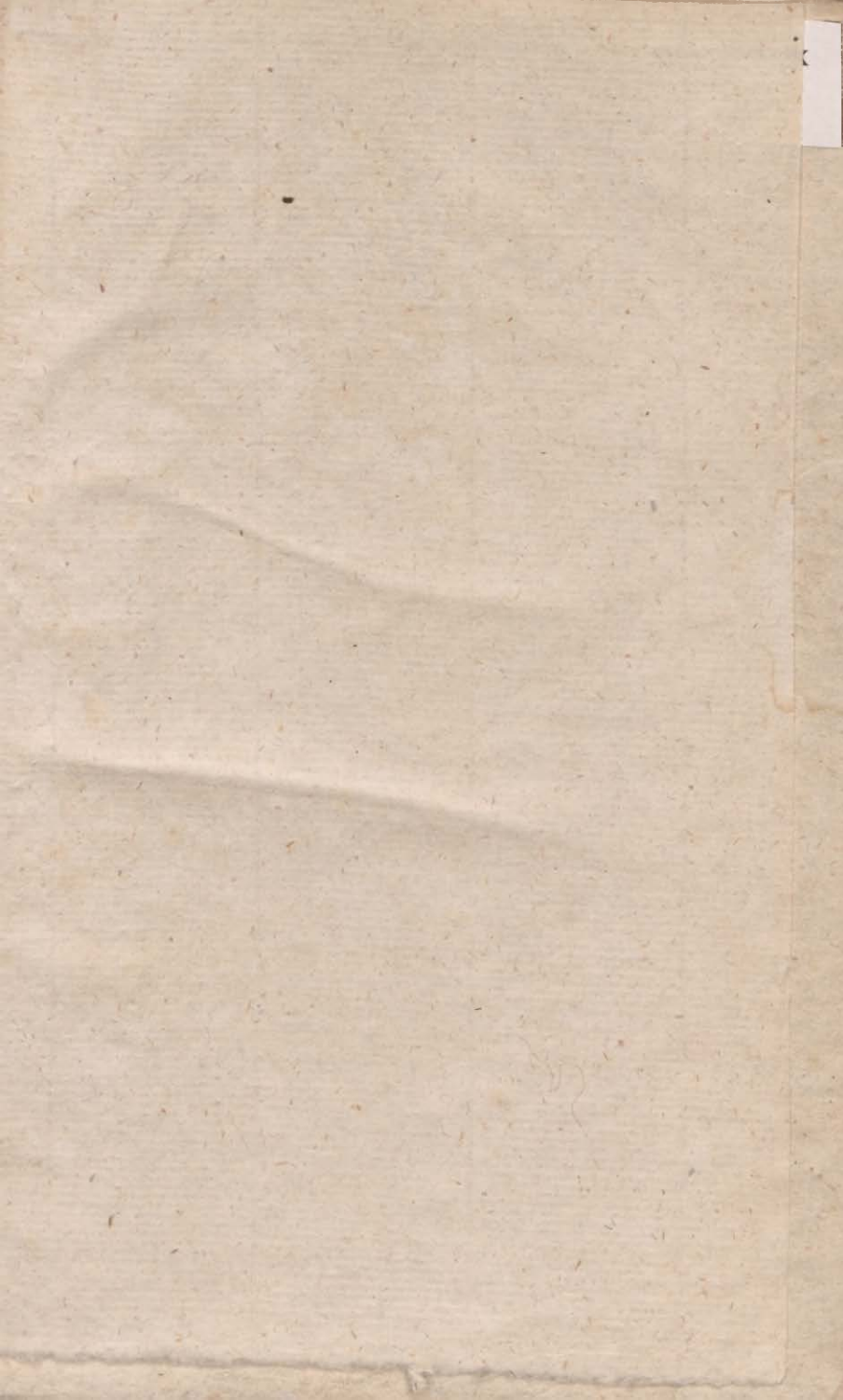


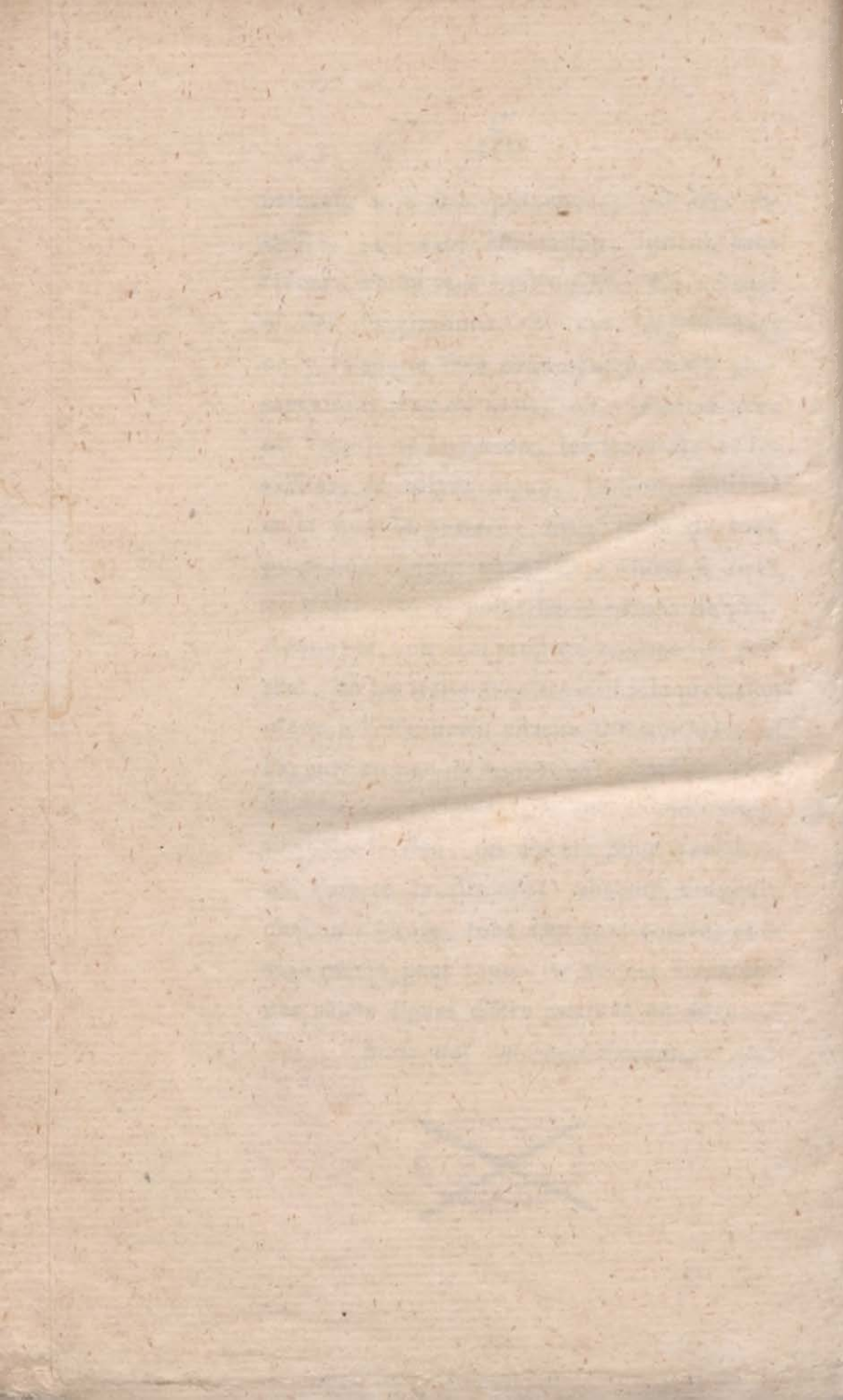
naturel, sage sans pédanterie, gai sans tumulte, poli sans affectation, galant sans fadeur, badin sans équivoques. Ce ne sont ni des dissertations, ni des épigrammes; on y raisonne sans argumenter, on y plaisante sans jeux de mots; on y associe avec art l'esprit et la raison, les maximes et les saillies, la satire aigue, l'adroite flatterie et la morale austere: on y parle de tout, pour que chacun ait quelque chose à dire; on n'approfondit point les questions de peur d'ennuyer, on les propose comme en passant, on les traite avec rapidité: la precision mene à l'élégance; chacun dit son avis, et l'appuie en peu de mots; nul n'attaque avec chaleur celui d'autrui, nul ne défend opiniâtrement le sien; on discute pour s'éclairer, on s'arrête la dispute; chacun s'instruit, chacun s'amuse, tous s'en vont contents et le sage même peut rapporter de ces entretiens des sujets dignes d'être médités en silence."

*Ende des zweyten Bandes.*









ROTANOX

2014

